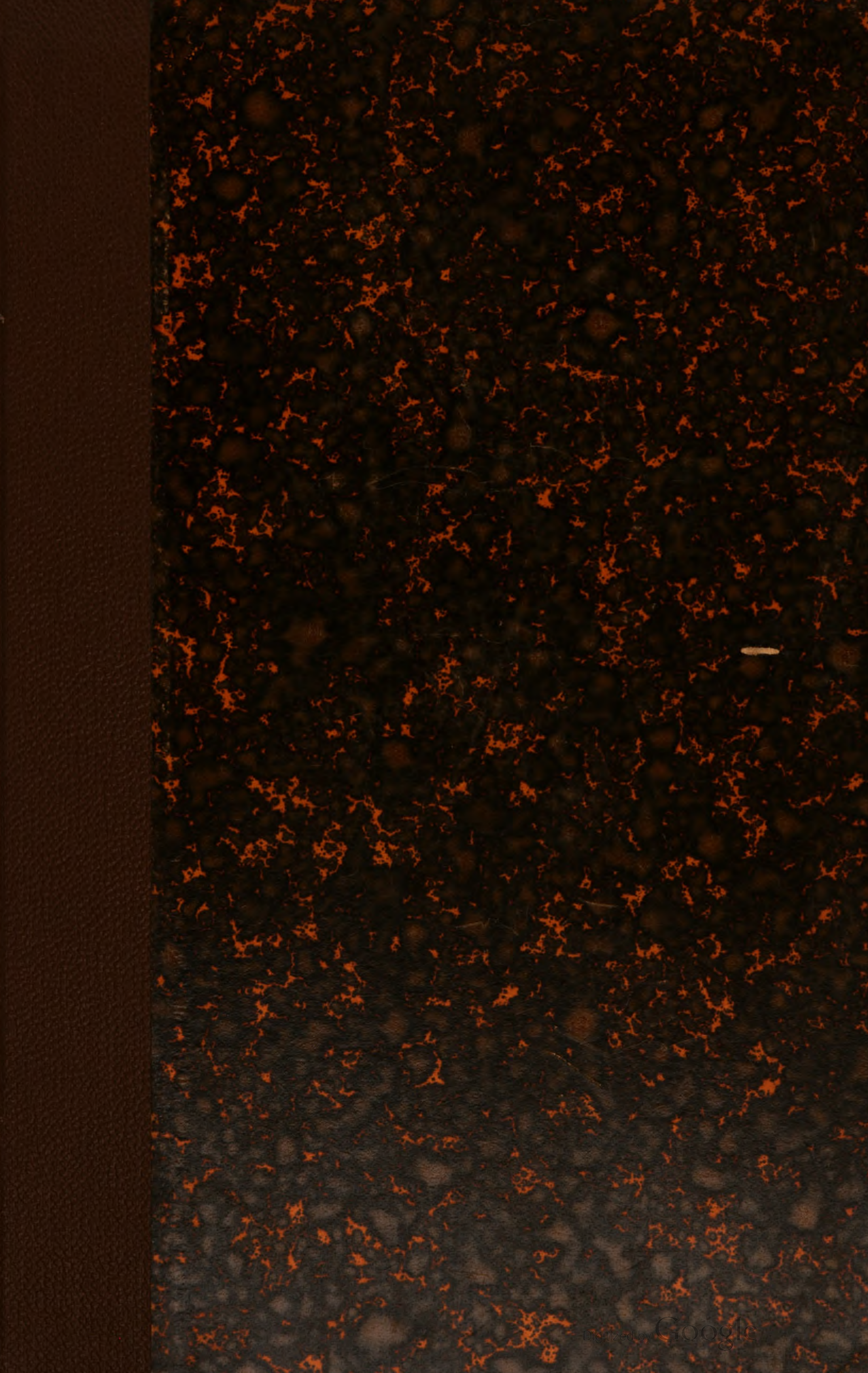
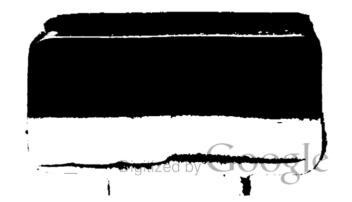




DAS

GEFÜHLSLEBEN.

IN SEINEN WESENTLICHSTEN ERSCHEINUNGEN
UND BEZÜGEN

DARGESTELLT

VON

JOSEPH W. NAHLOWSKY.

ZWEITE, DURCHGESEHENE UND VERBESSERTE AUFLAGE.



LEIPZIG,
VERLAG VON VEIT & COMP.
1884.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Wenn sich vorliegendes Werk die Aufgabe gestellt hat, in die stille, geheimnisvolle Welt der Gefühle näher einzuführen, hat es damit nicht die Mission des Rufenden in der Wüste übernommen?

Keine Zeit war vielleicht weniger angethan zur ruhigen Einkehr ins Innere, als eben die gegenwärtige. Wohl pulsiert in ihr ein regeres Leben; aber kein solches, das den Blick nach innen lenkt, sondern ihn vielmehr nach außen zieht. Schienenwege und Wasserstraßen breiten vor dem bezauberten Auge die Schätze aller Zonen aus; das Gerassel der Maschinen, der Lärm des Marktes, die Parteikämpfe auf der Tribüne und in den Zeitblättern, sie rauschen ununterbrochen an unser Ohr, und der „Geist" der jetzt „am sausenden Webstuhle der Zeit" sitzt, ist der Spekulation im wissenschaftlichen Sinne keineswegs günstig. Wie soll auch das gegenwärtige Geschlecht unter vielen Zerstreuungen, anlockenden Genüssen und bei dem immer lauteren Toben sozialer Stürme, Zeit und Ruhe finden zur Sammlung und Einkehr?!

Aber gerade eine solche Zeit bedarf ihrer auch am meisten, und wohl manches tiefere Gemüt hat sich nie mehr nach ihr gesehnt, als eben jetzt; es wird uns gerne folgen in die stille Siedelei, um zu vergessen, was es drückt und verstimmt, wie auch wir auf diesem neutralen Boden Vergessenheit und damit Ruhe und Erhebung über das, was das äußere Leben Unerquickliches gebracht, gesucht und gefunden haben.

Dies war eines der Motive, gerade die Lehre vom Gefühl — dieser innersten Heimat der Seele — zu behandeln; ein weiteres, daß bisher, nur wenige Ausnahmen abgerechnet, eben das Gefühl das Stiefkind der Psychologen war, dem sie nur so nebenher ihre Pflege angedeihen ließen. Und doch gehören gerade die Gefühle zu den interessantesten der psychischen Erscheinungen. Einerseits wurzelnd in dem Boden der Sinnlichkeit, ragen sie anderseits in die Ätherregion des Geisteslebens hinein, gewissermaßen dessen bunte Flora bildend. An dieser heimlichen Stätte ist der ganzen Menschheit Lust und Leid gebettet; hier ruhen auch die frischen, immer keimenden Triebe, denen reichliches Streben entsprießt. — Ein

tieferer Einblick in ihr Wesen und ihre mannigfachen Verschlingungen ist zumal dem Pädagogen, dem Künstler, dem Volksredner unentbehrlich.

Deshalb hat es der Verfasser versucht, diese Partie monographisch durchzubilden und in dieselbe volle Faßlichkeit, approximative Vollständigkeit und ein streng systematisches Gefüge zu bringen, dabei immer die Beziehung dieser besonderen Zustände zum Ganzen des Seelenlebens möglichst im Auge behaltend.

Was seinen Standpunkt betrifft, so ist es der realistische HERBART's; denn derselbe teilt hierin vollkommen die von SCHILLING in dem Vorworte zu seinem verdienstvollen Lehrbuch der Psychologie (Leipzig 1851) ausgesprochene Überzeugung: „HERBART's psychologische Forschungen sind so tief und gediegen und zeigen sich in ihren Anwendungen so fruchtbar, daß unser Zeitalter an ihnen einen kostbaren, in der That aber erst noch zu hebenden Schatz besitzt.“

Zunächst aber handelt es sich auch darum, das Vermächtnis jenes seltenen Geistes einem größeren Kreise zugänglich und nutzbar zu machen.

Das hat nun der Verfasser vorderhand mit der Gefühlslehre versucht und deshalb sein Buch so eingerichtet, daß sich dasselbe bei freier und maßvoller Benutzung ebensogut öffentlichen Universitätsvorträgen zu Grunde legen, wie von dem gebildeten Laien als psychologisches Lesebuch gebrauchen, ja selbst von dem Lehrer der Propädeutik den reiferen Schülern der obersten Klasse in die Hand geben läßt, behufs der Belebung und Befruchtung der in den Lehrvorträgen dargebotenen Skizze.

Dem Schulzwecke sollte möglichst strenge Begriffsbestimmung und eine durchgreifende systematische Gliederung dienen; das Interesse des Laien dagegen durch vielfach eingestreute Bemerkungen aus dem praktischen Leben, durch nähere Analyse und Verdeutlichung aller einzelnen Gemütszustände an klassischen Exempeln, sowie endlich durch eine freiere und belebtere Darstellung gefesselt werden.

Als Auskunftsmittel, diese beiden Zwecke zu vereinigen, wurde darum die Methode befolgt, daß das kritische Material zur Grenzregulierung der beiden Gebiete „Empfindung und Gefühl“ in die Einleitung zusammengefaßt, die eigentliche Gefühlslehre dagegen so eingerichtet wurde, daß der Paragraph durchweg die theoretische Erörterung enthält, während die durch kleinere Schrift ausgezeichneten Anmerkungen den abstrakten Begriff an praktischen Beispielen zu veranschaulichen suchen.

Zu letzterem Behufe empfehlen sich besonders die dramatischen Gestalten des größten praktischen Psychologen aller Zeiten, SHAKE-

SPEARE's, den schon A. W. v. SCHLEGEL den „Herzenskündiger" nannte. Gelegentlich wurde auch auf SOPHOKLES, HOMER und GOETHE, die sich ebenfalls durch tiefe Seelenkenntnis auszeichnen, hingewiesen.

Poetische Gebilde von solcher plastischen Ausführung spiegeln, wie sie selber dem Leben abgelauscht sind, das Leben auch rein und wahr wieder. Sie können demnach, unserer Überzeugung gemäß, dem Psychologen annäherungsweise ähnliche Dienste leisten, wie dem Physiologen die anatomischen Präparate.

Der erste (umfassendere) Versuch, der hier angestellt wurde, ist übrigens — wie der Verfasser sehr wohl fühlt — noch einer beträchtlichen Vervollkommnung bedürftig. Doch selbst in dieser Gestalt wird er manchem Leser (namentlich dem Kunstjünger, dem diese Sphäre des Seelenlebens am nächsten liegt) vielleicht nicht unwillkommen sein und auch dem jüngeren Lehrer mitunter manchen Wink bieten, klassische Philologie, Geschichte und neuere Litteratur mit der philosophischen Propädeutik in engere Verbindung zu bringen.

Gelten vorstehende Bemerkungen mehr der Methode und Form, so mag betreffs der Sache selbst hier noch erwähnt werden, daß der Leser in vorliegendem Buche, neben der sorgfältigen Benutzung der vorzüglichen Arbeiten von DROBISCH, WAITZ, LOTZE, DOMRICH u. A., auch selbständige Untersuchungen nicht vermissen wird, wie z. B. in der Partie von den sinnlichen Gefühlen, den Koeffizienten des ästhetischen Totalgefühls, den religiösen Gefühlen, der Liebe, der Stimmung und an vielen anderen Orten.

Selbst wo diese Schrift, wie dies besonders bei der Behandlung der formellen und der intellektuellen Gefühle geschah, sich der überaus dankenswerten Vorarbeit von Th. WAITZ enger anschloß, mag ihre Eigenart noch immer kenntlich sein.

Spätherbst 1861.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Stimme des Verfassers ist doch nicht verhallt, gleich jener des Rufenden in der Wüste, sie hat in manch' empfänglichem Gemüte Nachklang gefunden! Dafür bieten demselben beruhigende Bürgschaft sowohl die durchweg anerkennend lautenden Urteile der Presse, als auch die vielen Zitate, welche aus seinem Buche in andere Schriften übergegangen sind. Besonders erfreulich war aber demselben der Umstand, die ehrende Aufforderung zu erhalten, eine neue Auflage des vorliegenden Werkes, wie auch seiner Ethik, zu veranstalten.

Der Verfasser leistete trotz seiner vorgerückten Jahre der an ihn ergangenen Aufforderung um so freudiger Folge, als sie ihm die willkommene Gelegenheit bot, hier und da die bessernde Hand anzulegen.

Namentlich der kritischen Einleitung wurde eine besondere Sorgfalt durch eine vollständige Neubearbeitung gewidmet. Das Motiv hierzu lag in dem Umstande, daß, obgleich eine Autorität wie M. W. Drobisch (in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung“ vom 3. Juli 1862 Nr. 53) sich für das vom Verfasser aufgestellte Regulativ, die beiden so vielfach verwechselten Begriffe „Empfindung“ und „Gefühl“ auseinander zu halten, ausgesprochen, nicht minder auch später Ewald Hecker in seiner geistreichen Schrift: „Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen“ (Berlin, Dümmler 1873) eben diesen Punkt (S. 25) als besonderes Verdienst des Verfassers hervorgehoben hat, man der von mehreren Seiten gerügten falschen Terminologie nach wie vor nicht bloß in schönwissenschaftlichen, sondern auch in wissenschaftlichen Werken auf Schritt und Tritt begegnet.

Dem Belletristen wäre es allerdings minder zu verargen, wenn er mit Vorliebe für die zartesten Regungen des Gefühlslebens sich des Ausdrucks „Empfindung“ bedient; mag ihm nun dieser gewissermaßen zarter, feiner erscheinen als der des „Gefühls“, der an das konkretere Tasten gemahnt, oder mag ihm vielleicht hierbei mehr oder minder klar die in jenem Worte liegende Hindeutung auf ein „Finden“, auf das Entdecken eines inneren Fonds, vorschweben, oder sich ihm nebenbei die verschiedenen Zusammensetzungen, wie: „vor-“, „mit-“, „nach-“, „an-“empfinden, besonders empfehlen, wobei bemerkt werden mag, daß in dem Worte „anempfinden“, sich leicht in den Gemütszustand eines Zweiten hineinfinden und sich seiner Gemütsart anschmiegen, unleugbar etwas Sinniges und Anheimelndes liegt.

Anders aber steht es um die Wissenschaft. Da gilt in erster Reihe die Präzision der Begriffe und die Fixierung einer denselben angemessenen Terminologie. Deshalb empfahl es sich, sowohl auf indirektem als direktem Wege, eine noch strengere Abgrenzung der beiden mehrgenannten Begriffe nach allen Richtungen durchzuführen, wobei sich nebenher auch die Gelegenheit ergab, von dem und jenem Punkte aus orientierende Ausblicke auch in manches andere wichtige Gebiet des Seelenlebens zu eröffnen.

Auch der §. 23 wurde reicher und feiner ausgestattet.

Der Verfasser gelangt nun zu einem Punkte, der ihn nötigt etwas weiter auszuholen. Bei Erörterung der ästhetischen Gefühle als Elementar-, Gruppen- und Totalgefühle oder, was auf dasselbe hinausläuft, bei dem Hinweise auf die einzelnen Elemente

und Momente des Schönen sprach derselbe im §. 18 der ersten Auflage das Bedauern aus, daß sich zur Zeit nur wenige zerstreute Anläufe zu einer vollständigen Feststellung der gesamten ästhetischen Grundverhältnisse vorfänden. Das ist nun seither anders geworden. Die Morphologie des Schönen hat mittlerweile manche anerkennenswerte Bereicherung gefunden, deren hier zu gedenken umsomehr als eine Pflicht litterarischer Gerechtigkeit erscheint, als das vorliegende Werk einen teilweise abweichenden Standpunkt einnimmt. Außer der kritischen Schrift von THEODOR VOGT: „Form und Gehalt in der Ästhetik“ (Wien 1865) und der interessanten ästhetischen Monographie von HERMANN SIEBECK: „Das Wesen der ästhetischen Anschauung“ (Berlin 1875), kommen hier vor allem zwei umfangreiche Hauptwerke in Betracht: die „Allgemeine Ästhetik als Formwissenschaft“ (2 Bände) von ROBERT ZIMMERMANN (Wien 1865) und die „Ästhetik“ von KARL KÖSTLIN (Tübingen 1869). Jedes dieser Werke hat seine besonderen Vorzüge. Das erstere imponiert durch seine strenge Führung und seinen architektonischen Aufbau, das andere bietet für die Morphologie des Schönen eine überaus reiche Fülle von Detail. Beide eben genannten Hauptwerke deklarieren die Ästhetik als Formwissenschaft, nur mit dem Unterschiede, daß ersteres exklusiv die Form betont und bei Beurteilung des Schönen jede Rücksicht auf den Gehalt abweist, während letzteres neben der Form auch dem Gehalt eine entsprechende Geltung zugesteht.

Der Verfasser des ersteren Werkes hält mit solcher Ausschließlichkeit an der Form fest, daß er bereits im ersten historischen Teile aus dem Grundgedanken, das Schöne sei einzig und allein in der Form zu suchen und der Gehalt sei für die ästhetische Beurteilung völlig gleichgiltig, die äußerste Konsequenz zieht: „Der erhabenste Inhalt macht das Werk nicht zum Kunstwerk, der frivolste Stoff nimmt ihm nichts am ästhetischen Werte“ (Geschichte der Ästhetik S. 512).

Diese Folgerung ist, sobald man die ausschließliche Geltung der Form als Axiom annimmt, vom rein formal-logischen Standpunkte aus unanfechtbar, ihr erster Teil auch sachlich begründet, denn der erhabenste Gedanke ist ohne gediegene formelle Ausgestaltung noch lange kein Kunstwerk; gegen den zweiten Teil derselben regt sich aber das nicht unbegründete Bedenken, ob trotz der noch so gelungenen und ansprechenden Form, ein Werk von frivolem Inhalt, mithin ein Geistesprodukt, das nicht an die ideale Seite des Menschen, sondern an niedere, sinnliche Triebe appelliert, füglich das ehrende Prädikat „schön“ beanspruchen dürfe, sondern vielmehr nur allenfalls als „pikant“ oder „reizend“ zu bezeichnen sei? — Die jene schroffe Konsequenz mildernde Bemerkung, die

bald hierauf folgt: „Das vollkommenste Werk ist freilich, welches nach beiden“ (Form und Inhalt) „vollendet ist“, können wir nur billigen.

Der andere Hauptrepräsentant der neueren Ästhetik (KÖSTLIN) betont gleichfalls in erster Reihe die Form als ein wesentliches Hauptmoment der ästhetischen Beurteilung. Aber obgleich derselbe immer wieder, so namentlich in dem für die Auffassung des Ganzen wichtigen Abschnitte: „Abschluß der Lehre vom ästhetischen Objekt“, so z. B. S. 315 darauf zurückkommt: „Nur Formvollendung ist das ästhetische Vollgenügende“, hebt er doch andererseits gleich auf der nächsten Seite (316) hervor: „Das Recht der Form“ sei jedoch „nicht etwa ein Vorrecht, das ihr Anspruch gäbe auf den Inhalt als etwas Gleichgiltiges herabzusehen.“ — Dann (S. 317) heißt es weiter: „Und auch abgesehen von der Unentbehrlichkeit eines menschlich ansprechenden Stoffes im ästhetischen Gebiete, wäre es zudem ja selber wieder ein Formfehler, wenn die Form allein das Ganze sein wollte; die Form ist ‚Gestaltung‘ eines Gegenstandes, eines Inhalts, eines Stoffes; sie kann daher nur gewaltsam von ihm getrennt werden, sie kann ohne Gegenstand nur hohl und leer, ungediegen und unlebendig, wie eine Schale ohne Kern, somit selbst nur unschön erscheinen.“ Womöglich noch entschiedener spricht er sich (S. 319) dahin aus: Da die Form vom Inhalte ebensowenig getrennt werden könne, wie dieser von ihr, „sollte weder die Theorie noch die Praxis auf den Gedanken geraten, daß es im ästhetischen Gebiete rein auf die Form ankomme.“ Zum Überfluß betont er es (S. 323) noch besonders: „Kurz auch für eine so reine Formkunst, wie die Musik, ist in jeder Beziehung nur Heil in der Harmonie zwischen Form und Inhalt, in dem Streben beides harmonisch ineinander zu bilden.“ Und damit können wir uns nur einverstanden erklären.

Sobald nämlich von der Form die Rede ist, drängt sich von selbst und unabweisbar der korrelate Gedanke an ein Geformtes auf, nennen wir es nun Stoff, Inhalt, Gehalt, Grundgedanke, Motiv, Sujet oder mit LOTZE in sinniger Weise „individuelle Seele“; denn es bildet im Werdeprozeß des Schönen die momentane Geistesverfassung des Künstlers die treibende Kraft, das Lebensprinzip, das nach Darbildung in einer angemessenen Form ringt.

Vernachlässigung des einen oder des anderen der beiden Faktoren kann für die Kunst nur beeinträchtigend sein. Vernachlässigung der Form müßte unausbleiblich zum rohen Naturalismus und zu dilettantenhafter Stümperei führen. Die gänzliche Indifferenz gegen einen der künstlerischen Darstellung würdigen Inhalt (einen solchen nennen wir eben „Gehalt“), mit anderen Worten das ausschließliche Betonen und Berücksichtigen des rein Technischen (der sogenannten

„Mache“) in der Weise, daß nur auf das Wie und nicht zugleich auf das Was, das zur künstlerischen Darbildung gelangt, geachtet würde, könnte hingegen leicht zur Verflachung und allmählichen Verwilderung in der Kunst hinführen. Die Symptome davon sind in der Gegenwart, wenn auch nur vereinzelt, nicht schwer zu entdecken. Wie oft müssen wir es z. B. beim Anblick so mancher Gemälde bedauern, daß so viel Studium und Übung in Zeichnung und Kolorit an die Darstellung eines platten, wohl gar trivialen Gedankens verschwendet ward, und wie viele Sujets im modernen Roman und Drama sind des Aufgebots tüchtig durchgebildeter stilistischer Fertigkeit wert?

Soll SCHILLER's bekannte Apostrophe an die Künstler:

> „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
> Bewahret sie!
> Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!“

zur vollen Geltung gelangen; soll die Kunst uns über die gemeine Wirklichkeit erheben, soll sie veredelnd und erläuternd auf uns wirken: so müssen eben die Künstler in ihrer Darstellung sich vor allem selber auf ein höheres Niveau stellen und uns zu sich empor heben. Jener hohen Mission werden aber selbstverständlich dieselben nur dann vollständig gewachsen sein, wenn sie, neben einer tüchtigen Schulung in ihrem besonderen Fache, zugleich mit einer tiefer angelegten allgemeinen, namentlich humanistischen Bildung ausgerüstet, so auf der Höhe ihrer Zeit stehen, wie beispielsweise EURIPIDES, LESSING oder GOETHE auf der Höhe der ihrigen standen.

Deshalb wurde bei der Erörterung der ästhetischen Gefühle außer der Formvollendung, die allerdings in erster Reihe in Betracht kommt, auch ein die höheren Lebensinteressen berührender Gedankeninhalt (Gehalt) besonders betont.

Wir hatten nämlich in den §§. 17, 18, 19 unser Augenmerk nur auf eine besondere Art des Schönen, das Kunstschöne als spontanes Erzeugnis des Genius, gerichtet und da, wenn auch nur gerade da, erscheint die Rücksichtnahme auf den Gedankengehalt unabweisbar. Das dort Behauptete, sowie die in der Anmerkung zu §. 19 aufgestellte Definition des ästhetischen Totalgefühls ist selbstverständlich rein in diesem engeren Sinne aufzufassen.

Wir lassen uns nämlich keineswegs beikommen, für jegliche Art des Schönen einen ideellen Gehalt zu verlangen. Das Schöne im weiteren Sinne des Worts kann, ohne der Erfahrung Gewalt anzuthun, eben nicht anders definiert werden als: Schön im allgemeinen ist jedes Objekt, das durch die besondere Art seiner Erscheinung, d. h. durch seine besondere Form, uns ein in der letzteren begründetes, von jedem fremden Nebeninteresse unabhängiges Wohlgefallen abnötigt. In dieser Sphäre ist eben die Form das allein Ausschlaggebende.

So kann beispielsweise bei dem schönen Naturobjekt von einem ideellen Gehalte selbstverständlich nicht die Rede sein; ein solcher ließe sich höchstens mittels weit hergeholter teleologischer Erwägungen in dasselbe „hineingeheimnissen". Das Gleiche gilt von den lediglich durch ihre Form anmutenden, der wechselnden Mode unterworfenen Erzeugnissen der Industrie zur freundlichen Ausstattung unserer Wohnungen, den mancherlei Schmuckgegenständen, den niedlichen Nippsachen der Boudoirs u. dgl. mehr.

Warum wir uns aber in jener Erörterung die vorerwähnte Beschränkung auferlegten, ist unschwer zu erkennen; es war dies durch die Aufgabe des Buches geradezu geboten. Diese bestand augenfällig nicht darin, eine erschöpfende Theorie des Schönen und seiner Bedingungen zu bieten, es handelt sich vielmehr einzig und allein um eine psychologische Analyse des Schönheitsgefühls.

In der Natur der Analyse als solcher ist es aber begründet, daß ihr immer ein durch feste Umrisse begrenztes Objekt zu Grunde gelegt werden muß. Das mußte für unseren Zweck überdies ein solches sein, welches Gelegenheit bieten konnte, die Kompliziertheit des Schönheitsgefühls zu beleuchten und die vielerlei Quellen und Bächlein nachzuweisen, welche vereinigt dem vollendet Schönen gegenüber auf ein empfängliches Gemüt ihre überwältigende Macht ausüben. Daher der ganze Gang der Entwickelung, die successive Darstellung der Elemente und Momente des Kunstschönen, wie sie sich beispielsweise einem Historiengemälde oder Drama gegenüber geltend machen, und deren schließliche Zusammenfassung und Konzentration in dem ergreifenden Totaleffekte. — Wer sich dieses Ziel des Verfassers und den vielleicht noch späterhin verwertbaren Ertrag jener Distinktionen auf psychologischem Gebiete vor Augen hält, wird ihm gewiß seine Sonderstellung zu gute halten.

Und so mag denn das Büchlein getrost seine neue Wanderung antreten, sich seine alten Freunde erhalten und neue gewinnen!

Graz, nach Ostern 1884.

Dr. J. W. Nahlowsky,
k. k. Regierungsrat und ord. Universitätsprofessor i. R.

Inhalt.

Erstes Buch.

Das Gefühlsleben im allgemeinen.

Zweites Buch.

Das Gefühlsleben im besonderen,

d. h. in seinen Einzelerscheinungen.

Erster Abschnitt.

A. Die formellen Gefühle.

a) Die allgemeinen, mehr elementaren Formalgefühle.

b) Die speziellen und mehr komplizierten Formal-Gefühle.

Zweiter Abschnitt.

B. Die qualitativen, d. h. an einen bestimmten Vorstellungsinhalt gebundenen Gefühle.

a) Die niederen oder sinnlichen Gefühle.

b) Die höheren oder ideellen Gefühle.

Anhang.

Erste Abteilung.

Gemütszustände, die mit dem Streben (Verlangen und Verabscheuen) innigst zusammenhängen.

Zweite Abteilung.

Gemütszustände, die wesentlich auf organischer Grundlage beruhen.

Einleitung.

Zur genaueren Grenzregulierung der beiden Gebiete:

Empfindung und Gefühl.

I.

Das „Gefühlsleben", welch' ein Zauber webt über dem Worte, das die ganze Seligkeit, aber auch alle Pein unseres Erdendaseins in sich faßt! — Es ist eine eigene, geheimnisvolle Welt und der Eingang zu ihr ist, wie der zum Hades der Alten, dunkel.

In der That giebt es kaum ein Gebiet psychischer Erscheinungen, welches der Untersuchung größere Schwierigkeiten entgegentürmen würde, als eben die Region der Gefühle. Halten wir Umschau bei den Psychologen älterer und neuester Zeit, nirgends herrscht so viel Abweichung, ja sogar Widerstreit der Standpunkte und Erklärungen, wie gerade in dieser Partie, und nicht selten bildet eben sie die Achillesferse eines und des anderen Autors. Das hat vor allem wohl seinen Grund in der Schwierigkeit dieses Untersuchungsgebietes, und zwar liegt dieselbe nicht allein in der Eigenart der zu behandelnden Phänomene, sondern überdies in dem Umstande, daß die Sprache bei aller Fülle und Ausbildung diesen proteusartigen Seelengebilden gegenüber immer noch arm erscheint, um die feinsten, individuellen Nuancen derselben scharf genug bezeichnen zu können; ja, was noch weit schlimmer ist, daß sich im Laufe der Zeit eine falsche Terminologie festgesetzt hat, die bald für verschiedenartige Seelenerscheinungen denselben Terminus gebraucht, bald den rechten Namen des einen Zustandes auf einen anderen, ganz verschiedenen überträgt. So hat denn, wer sich auf dieses Feld wagt, nicht bloß mit inneren Schwierigkeiten bei der Durchforschung desselben, sondern auch mit äußeren bei der präzisen Darstellung, zu ringen.

Was die ersteren (die inneren) betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß man es hier mit Zuständen zu thun hat, deren Ursprung, aus der Tiefe des „Unbewußten" herauf, gar häufig dunkel, deren Kulmination (mithin gerade die interessanteste Phase) kurz, deren allmähliches, träumerisches Abklingen mitunter kaum merkbar ist.

Kann man überhaupt die außerordentliche Beweglichkeit und Wandelbarkeit der Seelenvorgänge mit der enormen Verschiebbarkeit der bunten Kaleidoskop-Figuren vergleichen, so gilt dies ganz besonders von den so reichen Gebilden der Gefühlswelt. Der leiseste Wechsel in den äußeren Beziehungen der Seele, überraschende Wahrnehmungen, nur obenhin streifende Reproduktionen, leise aufzuckende, flüchtige Willensimpulse reichen hin, — und die ganze innere Konstellation ist oft eine andere geworden.

In scharfen, zutreffenden Umrissen hat diese meteorische Eigenheiten Theodor Waitz folgendermaßen gekennzeichnet: „Nichts im Innern des Menschen ist einem schnelleren und auffallenderen Wechsel unterworfen, als seine Gemütszustände. Ungestört sich selbst überlassen, erheben sich die Gefühle oft von einem unmerklichen Anstoße aus zu einer Macht, die den ganzen inneren Menschen mit fortreißt. Diese Erhebung geht bald plötzlich, bald langsam, aber dann um so sicherer zunehmend von statten. Auf der höchsten Höhe angelangt, halten sie sich nicht lange. Dem stürmischen Aufbrausen des Gefühls folgt nicht selten ebenso rasche Beruhigung und Zerstreuung, der allmählichen Erhebung eine lange und intensive Spannung des Gemütes, die nur allmählich wieder nachläßt, oft aber bis zur völligen Abstumpfung fortgeht.“[1]

Neben dieser meteorischen Flüchtigkeit und Wandelbarkeit, bietet der genaueren Analyse nicht minder die Kompliziertheit, sowie das individuelle Gepräge, das diese Zustände an sich tragen, namhafte Schwierigkeiten. Sie komplizieren sich mit dunkeln Gemeinempfindungen, mit unwillkürlichen, dem Individuum selber nur halbbewußten Assoziationen, mit den Gebilden der Phantasie, mit Neigungen, Wünschen und Trieben, und die höchsten von ihnen, die ideellen Gefühle, hängen aufs engste mit der eigentümlichen Welt- und Lebensanschauung des Menschen, sohin mit seiner gesamten Gesinnung und seinem Charakter zusammen. — Darum bildet das Gefühlsleben des Einzelnen so recht eigentlich seine ganz besondere, individuell gefärbte Innenwelt. Seine Begriffe, wie seine Maximen, Pläne und Entschlüsse teilt jeder, so große Verschiedenheiten auch betreffs der Klarheit und Schärfe der ersteren, bezüglich der Reinheit, Gediegenheit und Festigkeit der letzteren obwalten mögen, doch in weit größerem Maße mit andern, als seine Gefühle. Sie vor allem bezeichnen, um uns eines tiefsinnigen Lieblingsausdruckes von Krause zu bedienen — des Einzelnen grundeigenste

[1] Lehrbuch der Psychologie S. 278.



Art „sich darzuleben“ — und unwillkürlich denkt man da an SCHILLER's sinnigen Spruch:

> „Stimme des Ganzen ist deine Vernunft,
> Dein Herz bist du selber.“

Bei solcher Bewandtnis handelt es sich schon bei der Vorarbeit, bei dem Sammeln und Sichten der einschlägigen Thatsachen des Bewußtseins, darum, wie diesen leichtbeschwingten Zuständen, diesen schillernden, mitunter kurzlebigen Libellen der Geisteswelt beizukommen, ohne ihren zarten Schmelz zu verwischen, wie dies GOETHE's anmutiges Gedichtchen „die Freude“ andeutet.

Sie im eigenen Innern zu fixieren, ist ungemein schwer wegen der außerordentlichen Zartheit der einen, der großen Lebhaftigkeit, ja mitunter Vehemenz der andern. So lange man selber von einem gewissen Gefühle ergriffen ist, fehlt die nötige Sammlung für seine objektive Erfassung; wir lernen dasselbe vielmehr lediglich aus der Perspektive der Erinnerung kennen. Allein dann haben sie schon ihre ursprüngliche Frische eingebüßt, und ihr früheres Kolorit ist, wenn wir nicht den günstigen Moment, die Spur der Fliehenden zu erhaschen, ausnützen, bereits abgeblaßt.

Aber welche Übung, welch sicherer Kennerblick gehört vollends dazu, diese so individuell angehauchten Zustände an andern bloß aus ihrem sinnenfälligen Reflex zu erfassen, sie ihnen vom Antlitz abzulesen, den Bebungen ihrer Stimme, dem Gange ihrer Rede abzulauschen! Jeder hat seine Eigenart in der Hingabe an, wie im Reagieren gegen physische und psychische Impulse, sein eigenes inneres Auge, womit er Menschen und Dinge auffaßt, sein eigenes Richtmaß, wie er sich die Eindrücke eben für sich zurechtlegt; er hat eine eigene Textur der Vorstellungsmassen und endlich auch einen, durch das Temperament wesentlich bedingten, besonderen Rhythmus des Verlaufs aller inneren Vorgänge. So aber eignen sich dann Skala und Zeitmaß des einen nicht, um in völlig verläßlicher Weise auf einen andern übertragen zu werden.

Mit neuen Schwierigkeiten hat man sofort noch zu ringen, wenn man an die Verarbeitung des so mühsam genug aufgebrachten Materials geht und die betreffenden Zustände zu erklären unternimmt. Da muß vor allem der verkehrten Terminologie begegnet, der falsche Sprachgebrauch, der namentlich mit den beiden Begriffen „Empfindung“ und „Gefühl“ gar seltsam umspringt, so daß dieselben sich fast zu wahren „Vexier-Worten“ gestaltet haben, vorerst nachgewiesen und verbessert werden.

Die chaotische Verwechselung der beiden vorgenannten Begriffe im gemeinen Leben — wie wenn jemand einmal sagt „er fühle Hunger oder Frösteln“ und ein andermal hinwieder „er empfinde Regungen der Andacht, der Reue, des Mitleids, der Dankbarkeit“ und dergleichen mehr, oder wenn man bald von „zarten Empfindungen,“ bald von „dunklen Körpergefühlen“ spricht — wäre allenfalls noch hinzunehmen.

Aber man begegnet einer derartigen Verwechselung sogar in wissenschaftlichen Werken, und zwar nicht bloß in älteren, sondern sogar neueren und neuesten Datums, obgleich schon vor mehreren Dezennien Othmar Domrich auf diesen Mißstand aufmerksam gemacht hatte.

Er sagte: „Es ist immer schlimm, wenn mit einem und demselben Worte die verschiedensten Begriffe verbunden werden; man darf im voraus gewiß sein auf Unklarheiten zu stoßen. Bei Nennung des Wortes Gefühl aber kann den Psychologen ein leiser Schauer überlaufen. Es wird nämlich bald gleichbedeutend gebraucht mit Empfinden überhaupt (Gefühlsvermögen), bald bezeichnet es nur die sogenannte allgemeine Körperempfindung und heißt dann insbesondere Gefühlssinn, den man wieder in einen inneren und äußeren zu spalten beliebte; oder es bedeutet so viel wie tasten, oder es wird für dunkle Vorstellungen gebraucht, von denen halbbewußt die Bewegungen geleitet werden (Gefühl-Takt), oder für klar bewußte und herrschend gewordene Vorstellungsreihen (Ehrgefühl, Pflichtgefühl u. s. w.), und endlich begreift man darunter jenes eigentümliche Verhalten des Bewußtseins, durch Empfindungen und Vorstellungen angenehm oder unangenehm affiziert zu werden. Es möchte wirklich (fügt er hinzu) einmal an der Zeit sein, diesem Wirrwarr ein Ende zu machen; denn er dient gegenwärtig den Psychologen als ähnliches Bollwerk, wie den älteren Physiologen das sympathische Nervensystem, hinter dem jegliche Meinung, sinnige oder unsinnige, Zuflucht fand.“[1]

Auch Theodor Waitz, dieser treffliche Anatom psychischer Zustände, klagt in seinem Lehrbuche der Psychologie (S. 286) in gleicher Hinsicht darüber, „wieviel eine schlechte Terminologie verderben kann.“

Es ist damit gerade so bewandt, wie mit einem nach unrechter Richtung hin verschobenen Wegweiser auf vielfach sich kreu-

[1] Die psychischen Zustände, ihre organische Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena 1849 (S. 164).



zenden Waldeswegen, der selbst den sonst Wohlorientierten, ohne daß er sich dessen versieht, auf falsche Fährte zu leiten vermag; mancher Nachkommende tritt in seine Fußspuren und verliert so den rechten Pfad.

So dürfen wir denn die nicht scharf genug vollzogene Unterscheidung von „Empfindung" und „Gefühl" als das *Erbübel* der Gefühlslehre bezeichnen.

II.

Daß von diesem Erbübel der Gefühlslehre selbst hervorragende Autoren nicht ganz unberührt geblieben sind, läßt sich leicht in ein paar Proben darthun.

Am schlagendsten bekundet dies vor allem das Beispiel Domrich's, der doch selber so entschieden gegen den „Wirrwarr," den die falsche Terminologie angerichtet hat, eifert, aber nichtsdestoweniger keinen Anstand nimmt, das „Fühlen" als eine „Qualität des Empfindens" zu bezeichnen, ferner zu behaupten, daß „nur die Sinne empfinden, alle übrigen zentripetalen Nerven fühlen." Wenn nun weiter Hunger und Durst unter der Rubrik der Gefühle angeführt werden, ja sogar von einem „Gefühl des Aasgeruchs" und von „Gefühlen zu befriedigender Sekretionen" (!) die Rede ist, so deutet dies alles eben nur auf Empfindungen hin. Es fehlt hier eben die genauere Unterscheidung zwischen betonten und unbetonten Empfindungen und daher stammt die Verwechselung ganzer Gruppen von Empfindungen mit Gefühlen. Hiermit hängt denn auch die entschiedene Behauptung desselben Autors (S. 172 a. a O.) zusammen: „Schmerz ist keine Empfindung, sondern ein Gefühl," was so uneingeschränkt hingestellt unrichtig ist; denn man muß zwischen physischem und Seelenschmerz unterscheiden und nur der letztere darf ein Gefühl genannt werden.

Selbst in der schätzenswerten Psychologie des gefeierten Nestors der Herbart'schen Schule M. W. Drobisch (aus dem Jahre 1842) beruht die Haupteinteilung der Gefühle in materielle und ideelle (S. 173) auf einer partiellen Verwechselung von Empfindung und Gefühl; denn unter der Rubrik der materiellen Gefühle werden unter anderen genannt „das Gefühl der Rüstigkeit, Munterkeit, der Krankheit, Beklemmung, Unbehaglichkeit," wobei zugleich hinzubemerkt wird, daß diese Zustände von körperlichen Dispositionen abhängen. Das sind aber im Grunde keine Gefühle, sondern Empfindungen.

Die gleiche Wahrnehmung machen wir auch bei ROBERT ZIMMERMANN, in dessen „philosophischer Propädeutik" (2. Aufl. S. 324) als die „einfachste Form der Gefühle der Ton der Empfindungen" bezeichnet und sofort (S. 325) behauptet wird: „Auch die betonte Empfindung ist eben nur eine von einem Gefühl begleitete, das im Organe seinen Sitz hat," ja wo sogar von Erschöpfungsgefühlen der Nerven (S. 342) die Rede ist.

Die Gefahr, von den Gefühlen auf das Feld der Empfindungen hinüber zu gleiten, war vollends da kaum zu vermeiden, wo man vom physiologischen Standpunkte das Wesen der Gefühle zu ergründen versuchte. Das gilt vor allem von F. W. HAGEN und H. LOTZE.

Für beide mußten von ihrem Standpunkt aus notwendig die Beobachtungen ein besonderes Gewicht erlangen, welche man an Personen zu machen Gelegenheit hatte, die unter Anwendung von Chloroform oder Äther Operationen, die sonst hätten sehr peinlich sein müssen, schmerzlos überstanden.

Es zeigte sich nämlich hierbei die höchst interessante Erscheinung, daß in einem gewissen Stadium der Patient zwar noch sich dessen bewußt blieb, was mit und um ihn vorging, ohne jedoch selbst durch ziemlich drastische Eingriffe in seinen Organismus schmerzlich affiziert zu sein.

Hier schienen sich also zwei verschiedene Prozesse zu scheiden, ein objektiver und ein subjektiver. Da man nun aber bei fortschreitender Ätherwirkung in erster Linie das centrale Nervensystem einer successiven Paralyse erliegen sah, da man andererseits den Schmerz überhaupt als ein Gefühl zu deklarieren gewohnt war: — so war es ganz natürlich, daß man durch die Ablösbarkeit der beiden Vorgänge (Aufrechtbleiben der Wahrnehmung, Ausbleiben des Schmerzes) sich berechtigt glaubte, jedem von ihnen einen besonderen Nervenprozeß zu Grunde zu legen.

So suchte denn HAGEN[1] die Empfindung im Reizzustande, das Gefühl hingegen im Stimmungszustande der sensiblen Faser.

LOTZE aber,[2] welcher den Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl darin sucht, daß er der ersteren alles gleichgültige Vorstellen zuweist, während er die Zustände von Lust oder Unlust dem Gefühle vorbehält, glaubt (S. 263) zwischen empfindungs- und gefühlserzeugenden Nerven-Prozessen unterscheiden zu

[1] Psychologische Untersuchungen. Braunschweig 1847. Artikel IV: Zur Lehre vom Schmerz.

[2] Medizinische Psychologie. Leipzig 1852.

sollen. Dabei wurde jedoch übersehen, daß direkt aus Nervenprozessen lediglich nur die Empfindungen entspringen, während Zustände, die man mit Recht Gefühle nennen kann, bloß indirekt von Nervenreizen beeinflußt werden.

III.

Die vorstehende Umschau dürfte wohl zur Genüge dargethan haben, daß unter der Flagge von Gefühlen (oder wenigstens einer Gruppe derselben) sich Zustände bergen, die genauer besehen eigentlich in die Kategorie der betonten Empfindungen einzureihen sind. Es scheint daher zunächst angezeigt, den Unterschied von betonter und unbetonter Empfindung zu beleuchten und denselben sofort als Fingerzeig zu weiteren Erörterungen zu benützen.

1. Verstehen wir unter Empfindung im weitern Sinn die Perception eines Reizeindruckes, welcher im Moment eine zentripetal leitende Nervenfaser traf, so bildet das spezifisch Eigentümliche des bis zum Gehirn fortgeleiteten Reizes den Empfindungs-Inhalt, d. h. das eigentliche Was der in der Seele von jenem Reize zurückbleibenden einfachen Vorstellung. — Den Störungswert, d. h. das Wie seines Eingriffes, oder mit andern Worten jenes Verhältnis, in welches sich der betreffende Reiz teils zu der in demselben Moment vorhandenen temporären Verfassung und Stimmung des affizierten Nerven, teils weiter zu den Prozessen des vegetativen Lebens setzt, bezeichnen wir dagegen als den Ton der Empfindung.

Wenn wir bedenken, daß in unserem Organismus alle leiblichen Systeme in der engsten Gemeinschaft und Wechselwirkung stehen, daß Nervenfasern eben so in die Netzgewebe der Haut und in die Sinnesorgane (diese Pforten der Seele) eingelagert sind, wie sie sich allenthalben nach innen verlaufen und verästeln und in alle Eingeweide, in das Herz, die Lungen, die Magenwände, die Blutgefäße, die Drüsen u. s. w. eindringen, wenn wir weiter in Erwägung ziehen, daß die einzelnen Nervenzellen durch Nervenröhren, als ihren Verkehrskanälen, miteinander kommunizieren, und daß zuhöchst wieder alle Nervenaktion sich im Gehirn zentralisiert, welches die aus allen Teilen des Organismus zugeleiteten Reize aufnimmt und verarbeitet: so dürfen wir schon *a priori* voraussetzen, daß selbst nur der lokalisierte Nervenreiz, sobald er einen höheren Grad von Intensität erlangt, um so mehr aber eine über ganze Provinzen des Nervensystems sich erstreckende Reizung, wie sie in den sogenannten Gemein- d. h. Kumulativ-Empfindungen

statt hat, eine zeitweilige Alteration auch in den Verrichtungen der übrigen leiblichen Systeme hervorrufen muß, welche dann in ihrem Resultat, vermöge ihrer Rückwirkung auf das Zentralorgan, schließlich der Seele zum Bewußtsein gelangt.

Das Spezifische dieser, sei es auch nur vorübergehenden, Alteration (ihre Art, Stärke, Dauer, ihr Umfang) bestimmt sofort den Ton der Empfindung und giebt diesem, so zu sagen, sein besonderes Kolorit.

Der im Moment erzeugte Reiz greift nämlich in die eben vorhandene Stimmung des betreffenden Stranges und der dabei mitbeteiligten Partien des Zentralorgans und, von hier aus sich weiter fortpflanzend, mittelbar auch in die Funktionen des vegetativen Lebens entweder fördernd oder hemmend ein. Im ersteren Falle ist dann die Empfindung eine angenehme (Lustempfindung), im zweiten eine unangenehme (Schmerzempfindung).

War hingegen die Reizung der betreffenden Nervenfaser so schwach und flüchtig, daß sie weder die vorhandene Stimmung des Nerven noch jene der Zentralorgane irgendwie merkbar alterierte, so kann sie immerhin, sobald sie jener Ganglienzelle des Gehirns, in welche die Faser einmündet, zugeführt wird, eine Empfindung hervorrufen; — aber diese ist in dem Falle lediglich eine unbetonte, d. h. gleichgiltige, die weder Lust noch Schmerz mit sich führt.

Demnach können nur schwache, vereinzelte und flüchtige Empfindungen, deren Wirkung nicht über den einzelnen Strang hinausreicht, unbetont bleiben. So empfinde ich z. B., daß ich den Fuß oder die Hand hebe und senke; aber diese Empfindung ist an sich völlig gleichgiltig, sie hört es allenfalls zu sein erst dann auf, wenn diese gewohnte und rein mechanisch vollzogene Thätigkeit ein unerwartetes Hemmnis trifft.

Anders jedoch verhält es sich mit der intensiven und anhaltenden Lokal- und vollends mit der Gemeinempfindung. Betreffs der ersteren weisen wir auf folgende Thatsache hin. Berührt man z. B. etwas unsanft einen kariösen Zahn, so empfindet man zunächst diese Berührung an und für sich, aber alsbald einen Schmerz, der immer weiter greift. Nicht allein die besondere Stelle schmerzt, sondern bei höherem Grade des Leidens ist der Kopf eingenommen, die Eßlust vermindert und schließlich tritt selbst eine gewisse Unaufgelegtheit zu jeder anstrengenderen Arbeit ein. Alles das ist ein Anzeichen, daß der krankhafte, vorerst örtliche Reiz nicht ohne Reflex auf die übrigen organischen Funktionen geblieben ist, sondern

daß durch ihn, nur bald mehr, bald weniger durchgreifend, auch das übrige leibliche Leben eine Hemmung erlitt, und letztere ist es eben, welche eine derartige Empfindung zu einer so unangenehmen, ja höchst widrigen macht.

Denken wir uns sodann jenes eigentümliche physische Wohlbehagen, in das uns ein kühles Bad im strömenden Wasser oder der Abendgang durch einen üppig grünenden Hain, zumal nach einem Maienregen, da die ganze Atmosphäre mit Ozon gesättigt und erfrischt ist, zu versetzen pflegt. Da ist das ganze leibliche Leben förmlich regeneriert, Blutumlauf und Respiration gehen besser von statten, die Spann- und Schnellkraft der Muskeln ist erhöht. Nichts anderes als gerade jene ungewöhnliche Begünstigung des organischen Lebens macht hier den Ton der Gemeinempfindung aus und läßt dieselbe so angenehm und wohlthuend erscheinen.

In den berührten Fällen haben wir es vor der Hand nur mit bloßen Kumulativ-Empfindungen zu thun. Von Gefühlen kann da einstweilen noch keine Rede sein. Allerdings können nachgerade schon starke Lokal- und noch entschiedener Gemeinempfindungen vorübergehend ihren hellen Schimmer oder verdüsternden Schatten auf den Seelengrund werfen und im Gemütsleben zunächst vage Stimmungen hervorrufen, aus welchen sich erst allmählich bestimmt ausgesprochene Gefühle ablösen, und es geschieht dies keineswegs selten, weil überhaupt leibliches und geistiges Leben ununterbrochen ihre Fäden ineinander schlingen. So kann denn im ersteren Exempel die physische Verstimmung, welche durch die lästigen Empfindungen erzeugt wird, auch eine psychische Verstimmung nach sich ziehen, im zweiten hingegen das gehobene leibliche Wohlsein Heiterkeit, vielleicht, je nach der Individualität, sogar übersprudelnde Lustigkeit hervorrufen.

Sind wir aber durch derartige Nebenerscheinungen etwa berechtigt, jenes an und für sich rein physische Wohl oder Wehe, weil ihm hinterher (jedoch immer erst abgeleiteter Weise) überdies eine Erheiterung oder Verdüsterung des Gemüts entspringen kann, ein Gefühl zu nennen und nur diejenigen Perzeptionen von Nervenreizen, welche im Seelenleben kein bemerkbares Echo hervorrufen, als Empfindungen zu deklarieren? — Keineswegs.

Auf welchem Wege aus jenen Empfindungen mittelbar die sie begleitenden Gefühle hervorgehen, ist nicht schwer darzuthun.

Die psychische Verstimmung ist im ersteren Falle darin begründet, daß jene schmerzlichen Empfindungen sich unaufhörlich, wie ein Keil in den Gedankenlauf einzwängen, und daß mithin

infolge permanenter organischer Störungen der Vorstellungsfaden immerwährend abreißt, daß der normale Rhythmus unserer psychischen Thätigkeit alteriert, das gewohnte Tempo unseres Seelenlebens gewaltsam verzögert wird; kurz, daß sich in solcher Weise infolge andauernder organischer Hemmung auch in unserem Geistesleben, so lange jene Empfindungen anhalten, eine Hemmung bemerkbar macht. — Im anderen Falle hingegen ist es die Wirkung der physiologischen Resonanz, welche zeitweilig die Intensität und Lebhaftigkeit des Vorstellens erhöht, die Schleusen der Reproduktion öffnet, die Gedanken reicher zuströmen läßt und in solcher Weise das ganze Tempo des Seelenlebens nahmhaft beschleunigt — worin, als einer unverkennbaren Förderung, die entsprechenden Lustgefühle begründet sind.

Bei eingehender Prüfung sind also derartige Gefühlsäußerungen nur durch mancherlei Zwischenglieder vermittelte Konsequenzen (Folgezustände) jener Empfindungen; keineswegs aber haften sie denselben als ein in ihnen selbst liegendes, ihnen unmittelbar eignendes Prädikat an, als welches sie sich dann darstellen, sobald man das Gefühl (und sei es auch nur „in seiner einfachsten Gestalt") als „Ton der Empfindung" bezeichnet.

Das ist jedoch schon aus dem einfachen Grunde unstatthaft, weil dem Gefühl (eben so gut wie der Empfindung) sein eigener Ton zukommt, und zwar mit solcher inneren Notwendigkeit, daß ein unbetontes Gefühl (gleichgiltige Freude, gleichgiltiges Leid) geradezu als ein Unding erscheinen müßte.

Nur darf dabei zugleich nicht übersehen werden, daß der gleiche Ausdruck „Ton" innerhalb der Sphäre des Gefühlslebens eine wesentlich andere Bedeutung hat, als sie ihm bezüglich der Empfindungen zukommt.

Bei der Empfindung bezeichnet er, wie bereits erwähnt, den organischen Störungswert; im Gefühlsleben dagegen jenen Störungswert, welcher sich aus dem Zusammen- oder Widereinanderwirken der einander begegnenden Vorstellungsgruppen oder Reihen für die temporäre Gesamtkonstellation des Seelenlebens ergiebt.

Kurz gesagt, dort signalisiert der Ton eine Hemmung oder Förderung *organischer*, hier dagegen der *psychischen* Lebensthätigkeit.

2. Ebensowenig wie wir das Gefühl als den „Ton der Empfindung" oder, in etwas modifizierter Fassung, als „Qualität des Empfindens" können gelten lassen, ebensowenig können wir Domrich beipflichten, wenn dieser (S. 176) die „orts- und gegenstands-

losen Empfindungen“ als Gefühle bezeichnet. Das hängt mit einer früheren Äußerung (S. 170) zusammen, wo es heißt: „Wo die stattgehabte Reizung eines Empfindungsnerven uns nur die gegenstandslose, subjektive Veränderung des Bewußtseins kundgiebt, da nennen wir es fühlen, nicht empfinden.“

Dem läßt sich aber die unleugbare Thatsache gegenüberstellen, daß es ja ein unlokalisierbares Wohl- oder Mißbehagen giebt (man denke nur an die allgemeine Mattigkeit und Abgespanntheit aller Nerven und Muskeln als Vorläufer gewisser Krankheitsformen, und andererseits an die gesteigerte Vitalität in der Rekonvalescenz u. ä. m.), mithin Zustände, die man doch keineswegs Gefühle, sondern nur Empfindungen, und zwar genauer determiniert Gemeinempfindungen nennen kann.

Hier begegnen wir also wieder einer Begriffsverwechselung anderer Art, nämlich jener der vagen Gefühle mit Gemeinempfindungen.

3. Auch die Annahme, als sei die Größe der Reizung eines sensiblen Nervenstranges für das Entstehen des Gefühls maßgebend, mithin die Umwandelung des Empfindens in das Fühlen durch die abnorme Steigerung der Thätigkeit sensibler Nerven veranlaßt, zu denken, müssen wir als unhaltbar erklären. Man hat diese Meinung durch die Thatsache zu erhärten versucht, daß wir, wenn wir uns etwa den Finger verbrannt haben, dann nicht mehr die tastbare Qualität der Körper wahrnehmen, sondern lediglich unseren eigenen Schmerz.

Was würde aber aus dieser Annahme folgen? Wäre sie richtig, so würden sofort alle drastischen Empfindungen sich als Gefühle darstellen. Dagegen will aber erwogen sein, daß recht wohl Fälle denkbar sind, wo trotz der abnormen Steigerung der sensiblen Nerven — insolange man bei dem unmittelbaren Ergebnis derselben stehen bleibt — es sich immer zunächst nicht um ein Gefühl, sondern lediglich um eine drastische Empfindung handelt. Man denke da nur an den Zustand eines Gefolterten, an eine Amputation u. dgl. m. Da sind doch gewiß die sensiblen Nerven bis auf das äußerste Maß angespannt; aber was hierbei in erster Linie in Betracht kommt, ist doch im Grunde nur der physische Schmerz.

Allerdings können in derlei Fällen nachgerade zu solchen und ähnlichen Empfindungen sich auch Gefühlsäußerungen hinzugesellen, die wir aber trotz der engen Beziehung, in der sie zu jenen stehen, doch keineswegs als ihnen direkt entstammend und gewissermaßen als eine höhere Potenz derselben ansehen dürfen.

Das mögen überzeugende Belege darthun. Denken wir nur an die ersten Blutzeugen des Christentums, die, in ihrer gläubigen Begeisterung die größten Qualen standhaft erduldend, dem Märtyrertode freudig entgegengehen, weil ihrem Geiste lebhaft das Bild der ewigen Seligkeit vorschwebt, welcher gegenüber sie auch die stärksten zeitlichen Schmerzen für geringwertig erachten. Oder vergegenwärtigen wir uns den Indianer, der, von den Feinden seines Stammes gefangen, einem sichern und qualvollen Tode entgegengeht, aber gehoben von stolzem Selbstgefühl, seinen Peinigern trotzend, heroisch auch den stärksten Schmerz niederkämpft, ja sogar ihnen höhnend vorwirft, sie seien im Ersinnen von Martern noch zu wenig erfinderisch, die Genossen seines Stammes verständen das besser.

In beiden Fällen haben wir die interessante Erscheinung vor uns, daß wir da gegenüber der Empfindung sich ein Gefühl entwickeln sehen, welches derselben dem Tone nach geradezu entgegengesetzt ist. — Das deutet denn unverkennbar darauf hin, daß beide einer verschiedenen Quelle entstammen. Der Ursprung des Gefühls ist hier eben anderswo, als in der abnormen Steigerung der sensiblen Nerven zu suchen. Das erhebende Gefühl innerer Befriedigung trotz der physischen Pein, die, obschon bitter empfunden, dennoch durch die stärkeren Waffen des Geistes überwunden wird, wurzelt im ersten Falle in der das ganze Seelenleben des Individuums durchdringenden und allbeherrschenden religiösen Idee, im zweiten Falle in dem, durch die Traditionen seines Stammes getragenen, exaltierten Ehrtrieb des stahlharten Natursohnes.

4. Die vorstehenden Untersuchungen dürften denn auch bis zur Evidenz dargethan haben, wie unhaltbar die Behauptung erscheint: „Schmerz ist keine Empfindung, sondern ein Gefühl.“

Abgesehen davon, daß man schon im gemeinen Leben zwischen dem leiblichen und dem Seelenschmerz unterscheidet, daß also der Schmerz, je nach den näheren Umständen, einmal in die eine, das anderemal in die andere Kategorie einzureihen ist, — beruht der so allgemein hingestellte Satz im Grunde auf einer doppelten unrichtigen Voraussetzung.

Erstens darauf, daß man die Empfindung durchweg als einen objektiven Zustand bezeichnete und ihr sodann das Gefühl als rein subjektiven Zustand gegenüberstellte. Demgemäß wurde alles gegenständliche Wahrnehmen der Empfindung, dagegen jeder Bewußtseinsakt, worin keinerlei gegenständliche Beschaffenheit, sondern lediglich eine Modifikation des eigenen Befindens, gleichviel ob unter der Form des Wohles oder Wehes, sich abspiegelt, in die

Klasse der Gefühle eingereiht. Letzteres mit vollem Recht (denn den Gefühlen als solchen kommt in der That der subjektive Charakter zu); ersteres jedoch nur mit beschränkter (partieller) Geltung, denn nicht ausnahmslos alle Empfindungen tragen das objektive Gepräge an sich. Der einen Gruppe kommt es gar nicht, der andern nur bedingter Weise zu.

Insolange man nur auf das einzelne Empfindungselement, als das Residuum des Erregungszustandes einer einzelnen Nervenfaser, reflektiert (z. B. auf den Lichtreiz, der nur einen bestimmten Punkt der Retina traf), so kann dabei noch von keiner Objektivität die Rede sein. Derlei einfache Empfindungen sind von rein subjektiver Natur; es liegt in ihnen vorerst nichts weiter als ein inneres, sich durch irgend welche Reize Aufgestörtfinden. Die allerersten Eindrücke des Kindes sind eben noch aller objektiven Auffassung bar, bloß Schmerzen. Das Objektivieren, das Projizieren (aus dem eigenen Innern Herausversetzen des Empfindungsinhaltes) ist ein vielfach vermittelter und komplizierter Akt. Das Subjektive, das dem einzelnen Empfindungselement anhaftet, wird erst abgestreift durch Beihülfe der Assoziation und Reproduktion. — Insofern können nur Empfindungs-Komplexe, d. h. die unter bestimmter Form zu ganzen Gruppen oder Reihen verbundenen Empfindungselemente, welche wir Wahrnehmungen oder Anschauungen nennen, als objektive Seelenzustände bezeichnet werden, weil sich in ihnen in der That das Bild irgendwelchen Gegenstandes abspiegelt.

Lag nun der erste Fehler darin, daß man bei den Sinnesempfindungen nicht zwischen einfachen Empfindungen und ganzen Empfindungs-Komplexen unterschieden hat, so ist der zweite darin zu suchen, daß man nur diese eine Art in Betracht gezogen hat und von den leiblichen Empfindungen ganz und gar abstrahierte. Dadurch wurde man sofort verleitet, überall da, wo sich kein deutlich geschiedenes Bild irgend eines äußeren Objektes vorfand, kurzweg ein verschwommenes Gefühl anzunehmen. Hätte man nur genauere Musterung angestellt, und die tausend und abertausend Empfindungen, wie sie der organische Lebensprozeß mit sich führt, von denen freilich die bei weitem größere Zahl ohne weiteren Nachklang für das Geistesleben verläuft, berücksichtigt, man hätte unter dieser Rubrik gar mancherlei einreihen können, was man in das unpassende Fach der Gefühle gewaltsam hineinzwängte.

5. Indem wir nun zum Schlusse unserer kritischen Umschau, soweit es Gang und Ziel unserer Untersuchung heischen, nochmals

auf die Hypothese von HAGEN und LOTZE zurückgreifen, müssen wir vor allem hervorheben, daß bezüglich des bereits (Artikel II) berührten Problems von seiten beider Forscher der eigentliche Fragepunkt verrückt worden ist.

Für sie gilt es als Grundfrage: Wie konnte infolge der Ätherisation bei den während derselben Operierten das Gefühl aufgehoben werden, während noch einige Zeit hindurch die Empfindungen bis zu einem gewissen Grade der Klarheit aufrecht blieben?

Nach unserer Ansicht aber lautet die Frage weit einfacher und handlicher folgendermaßen: Wie konnte es geschehen, daß Empfindungen, welche bei einem so drastischen Eingriff in den Organismus (wie z. B. bei einer Amputation) dem natürlichen Verlaufe nach notwendig hätten betont sein müssen, nichtsdestoweniger unbetont geblieben sind?

Wird die Frage so gestellt, so braucht man, wie uns deucht, behufs ihrer Beantwortung weder zwei verschiedene Zustände in der sensiblen Faser zu fingieren, einen Reiz- und ihm gegenüber einen Stimmungszustand, womit überdies insofern wenig gedient ist, als wir jeden Einblickes in das, was im Innern der Nerven vorgeht, ermangeln, noch auch hat man nötig, zwei verschiedene Nervenprozesse, einen „empfindungserzeugenden“ und einen (vom ersteren ablösbaren) „gefühlserzeugenden“ anzunehmen oder (nebenher bemerkt) mit HARLESS für Gefühl und Empfindung abgesonderte Zentralorgane vorauszusetzen.

Unsere obige Frage könnte, da bei dem zu erklärenden Phänomen lediglich der physische Schmerz (der, wie bereits erwähnt, eine Empfindung und kein Gefühl ist) in Betracht kommt, auch so gefaßt werden: Wie können ausnahmsweise selbst drastische Empfindungsreize, denen gewöhnlich ein sehr beträchtlicher Störungswert zukommen würde, dennoch ohne Rückwirkung auf den temporären Verlauf der Lebensthätigkeit der übrigen leiblichen Systeme bleiben?

LOTZE bemerkt behufs der Lösung dieses interessanten Problems ausdrücklich (Medizinische Psychologie S. 252), daß wir uns die Gesamtwirkung des Äthers „als eine nach und nach fortschreitende Paralyse“ vorstellen müssen, „welcher die einzelnen Teile des Nervensystems successiv zum Opfer fallen“ — und erklärt demgemäß sofort „die Schmerzlosigkeit“ „als ein Unmöglichwerden des gefühlserzeugenden Prozesses, das zu einer Zeit schon eintritt, in welcher die Entstehung und Fortleitung des empfindungserzeugenden Vorganges noch nicht verhindert ist.“

Wir, von unserem Standpunkt aus, glauben das maßgebende Moment, statt in der Gegenüberstellung zweier verschiedener (uns überdies verschlossener) Nervenprozesse einzig und allein in dem Gegensatz der nach einer Richtung hin freien, nach der andern aber suspendierten Fortleitung der Reizeindrücke suchen zu sollen.

Es ist nämlich recht wohl denkbar, daß gewisse Reize, welche eine zentripetal leitende Nervenfaser trafen, mittelst derselben unbehindert vom äußern (peripherischen) zum innern (zentralen) Ende fortgeleitet werden, welches letztere in eine bestimmte Ganglienzelle einmündet, wo sofort der Reiz sozusagen abgelagert wird und die entsprechende Empfindung hervorruft, daß jedoch der, sonst vorauszusetzende, Reflex derselben auf den Verlauf der übrigen leiblichen Funktionen ausbleibt, weil die Übertragung des betreffenden Reizes auf die mit der genannten Ganglienzelle kommunizierenden Fasern- und Zellensysteme der übrigen Gehirnpartieen nicht stattfinden konnte, indem die letzteren vermöge des inzwischen durch Mund und Nase eingedrungenen Äthers in einen temporären Zustand der Erstarrung versetzt worden sind.

Also, kurz gesagt, lediglich wegen der momentan unterdrückten Weiterleitung und Übertragung der betreffenden Reizeindrücke auf die das organische Leben dirigierenden Ganglienzellen der Cerebrospinalaxe blieben jene Empfindungen unbetont, d. h. ohne Nachklang von Schmerz.

Es ist damit, um uns eines Bildes zu bedienen, ähnlich bewandt, wie mit einer sensationellen Depesche aus dem Nachbarreiche, die, auf einer Einbruchsstation des Inlandes richtig angelangt, daselbst in Empfang genommen wurde, aber, infolge der inzwischen eingetretenen durchgreifenden Störungen in dem ganzen, sich hier anschließenden Bahnen- und Telegraphennetz ebenda stecken und insolange für die übrigen Bezirke ohne Rückwirkung blieb.

Auf diesem Wege ließe sich vielleicht das Problem lösen, ohne einerseits zu gewagten Hilfshypothesen greifen zu müssen, und ohne anderseits die Grenzmarken zwischen Empfindung und Gefühl willkürlich zu verrücken. — Indes, uns kam es nur auf die Verteidigung jener Grenzen an; über die taktische Verwertung des ihrem Arsenal entlehnten Rüstzeuges müssen wir übrigens der Physiologie das entscheidende Wort einräumen.

IV.

Durch die kritischen Excurse der vorangehenden Artikel haben wir uns den Boden der Untersuchung auf indirektem Wege so weit geebnet, daß wir im nunmehrigen Schlußartikel direkt an unsere Aufgabe herantreten können.

Wir stellen gleich an seiner Spitze das allgemeine Regulativ auf, durch dessen konsequente Befolgung nach unserer Ansicht jener oft gerügte Wirrwarr in der Terminologie gründlich beseitigt und der weiteren Verwechselung von Empfindung und Gefühl ein für allemal begegnet werden könnte.

Es lautet: Man einige sich dahin, alle jene psychischen Zustände, welche auf der unmittelbaren Perzeption von Nervenreizen beruhen, *Empfindungen*, — hingegen alle jene Zustände, die keineswegs das unmittelbare Ergebnis von Nervenreizen, sondern das Resultat gleichzeitig zusammentreffender, sich unterstützender oder befehdender Vorstellungen sind, *Gefühle* zu nennen.

Das konsequente Festhalten an diesem allgemeinen und leicht anwendbaren Grundsatze vermag schon für sich allein wenigstens die gröberen Verwechselungen der beiden hintan zu halten; zum tieferen Verständnisse desselben muß man sich jedoch genauere Rechenschaft über die durchgreifenden Unterschiede, die zwischen ihnen obwalten, zu geben suchen. Wir weisen auf folgende hin:

1. Das erste und wesentlichste Merkmal, darin sie sich unterscheiden, und mit dem die weiteren zusammenhängen, besteht darin, daß die Empfindungen sich als *ursprüngliche* (primitive), die Gefühle dagegen als *abgeleitete* Seelenzustände erweisen.

Die Empfindungen bezeichnen wir in dem Sinne als ursprüngliche oder primitive Seelengebilde, weil sie sich als die allerersten Bewußtseinsakte darstellen und keinerlei andere Seelenzustände voraussetzen, sondern lediglich Nervenreize; vielmehr von allen weiteren psychischen Phänomenen als bereits vorhanden vorausgesetzt werden. Diese ihre Ursprünglichkeit deutet sinniger Weise schon die Etymologie des Wortes „Empfindung" an, das diesen Zustand als ein „inneres Finden" bezeichnet, ihn also als ein Aufgestörtsein der Seele aus der unterschiedslosen Einheit und Ruhe des unbewußten Seins zu der Vielgestaltigkeit und Urthat des Bewußtseins erscheinen läßt. Durch die erste, sich in ihr regende Empfindung wird die Seele erst aktuell, was sie vorher nur potenziell war, ein *Vorstellendes.*

Wir dürfen darum füglich die erste, im Innern aufzuckende Empfindung als den ersten Funkenschlag des eben erst aufdämmernden Bewußtseins bezeichnen, als Urphänomen, als Ansatz zu jeder weiteren psychischen Entwickelung.

Ihrem Wesen nach ist jede einzelne Empfindung ein einfacher Bewußtseinsakt, der für die weitere Ausgestaltung des Innern das bedeutet, was für die Raumkonstruktion der Punkt oder für die Körperkonstruktion das Atom. Bezüglich ihres Werdens aber müssen wir drei Stadien unterscheiden:

a) zunächst muß ein physikalischer Impuls, jenes Wort im weiteren Sinne genommen (Licht, Schall, Druck u. s. w. oder gewisse mechanische oder chemische Vorgänge im eigenen Organismus des Individuums) vorhanden sein;

b) ferner muß der rein physikalische Impuls sich zu einem physiologischen Erregungszustand in der Nervenfaser gestalten, und endlich

c) muß sich der letztere in einen Bewußtseinsakt umsetzen.

Diese letzte Transformation ist für die psychologische Forschung das größte Rätsel, das wohl für immer seinem Ödipus entgegen harren wird. Wir können von diesem innern Vorgange nur Akt nehmen und darauf weiter bauen; aber das Wie desselben bleibt uns verschlossen. Höchstens andeutungsweise und gewissermaßen bildlich können wir uns diese letzte Transformation dem Verständnisse näher bringen, indem wir uns jenes erste Aufblitzen des Bewußtseins und eben so jede später sich bildende Empfindung als ein inneres Reagieren gegen, und als eine Antwort auf die betreffenden Reizeindrücke denken; oder sie (nach einem Kunstausdrucke HERBART's) als einfache „Selbsterhaltungsakte“ der Seele gegenüber den ihr zugemuteten Störungen von seiten der das zentrale Nervensystem konstituierenden Elemente auffassen. Es ist dies zwar nur eine Annahme, aber eine auf dem metaphysischen Fundamentalsatze beruhende, jede Veränderung sei lediglich unter der Form einer Wechselwirkung zwischen qualitativ verschiedenen Wesen zu denken, die, sich eben „im Zusammen“ befindend, gegenseitig Thun und Leiden austauschen.

Anders dagegen ist es mit den Gefühlen bewandt. Diese sind keine ursprünglichen, sondern abgeleitete Seelenzustände und zwar in der Weise, daß wir sie gegenüber jenen primären als Tertiärgebilde bezeichnen können. Wir dürfen sie mit Recht so nennen, weil sie zu ihrem Entstehen zunächst eine Summe einfacher Vorstellungen (als Empfindungsresiduen), sodann eine

bestimmte Konfiguration der einfachen Vorstellungen, und endlich das unter bestimmter Form Zusammentreffen der bereits zu festen Gesamtvorstellungen verbundenen Elemente im Bewußtsein voraussetzen.

Aus der eben hervorgehobenen Grundverschiedenheit der beiden Zustände folgt denn auch, daß wir Empfindungen, und zwar zunächst Gemein- und Bewegungsempfindungen, schon bei dem neugeborenen Kinde und ebenso auch beide, als notwendiges Reizmittel zu mancherlei für ihr organisches Leben erforderlichen Verrichtungen, sogar bei den Tieren niederster Ordnung annehmen dürfen, während die Entfaltung der Gefühle bei dem Kinde erst auf einem Stadium fortgeschrittener innerer Entwickelung, und ein unvollkommenes Analogon hiervon erst bei Tieren höherer Ordnung sich vorfinden kann.

2. Ein weiterer, im Wesen beider begründeter Unterschied besteht darin, daß sich die Empfindung als ein vom organischen Leibe auf die Seele erst übertragener, das Gefühl dagegen als ein in derselben unmittelbar entsprungener, ihr angehörger Zustand darstellt.

In der eigentümlich betonten Empfindung leidet die Seele infolge ihrer solidarischen Gemeinschaft mit dem Leibe jede Hemmung oder Förderung mit, welche diesen, sei es im Zuge des organischen Lebensprozesses, sei es durch von außen kommende Reize, getroffen hat; sie partizipiert bloß an dem Wohl- oder Übelbefinden, das in erster Reihe ihren Genossen betrifft. Anders ist es mit dem Gefühle bewandt, das, wie wir gleich anfangs hervorhoben, nicht direkt aus Nervenreizen, sondern aus der Transaktion unter den im Bewußtsein gerade zusammentreffenden Vorstellungen entspringt. Hier empfängt die Seele Wohl oder Wehe nicht erst aus zweiter Hand, sondern dieselbe ist hier von ihren eigenen Vorstellungsbeziehungen unmittelbar getroffen. Nur ihr eigener Zustand, nicht der ihres bis zu seinem Verfall im Tode von ihr unabtrennbaren Gefährten ist es, dessen sie sich da bewußt wird.

Die Psyche selber und zwar in ihrer innersten Wesenheit ist gedrückt oder gehoben, wenn es die sich zu ihr regenden Vorstellungen sind. Man bedenke nur, daß die Vorstellungen sich als die eigentümlichen Selbstbethätigungs-Akte der Seele darstellen. Demzufolge repräsentiert natürlich die größere oder geringere Regsamkeit der Vorstellungen auch die größere oder geringere Regsamkeit der Seele selber. Das Wirken der Vorstellungen ist eben

ihr Wirken, das Leiden ihr Leiden; mithin repräsentiert die aus dem momentanen Zusammentreffen der Vorstellungen sich ergebende eigentümliche Verfassung der Gefühle ihre *eigene*, temporäre Verfassung.

Bildlich gesprochen, kann man sagen: Betreffs der Empfindung spielt die Seele bloß die Rolle eines mitinteressierten Zuschauers, bezüglich des Gefühls jene des ganz in der Situation aufgegangenen, sich mit ihr identifizierenden Schauspielers.

3. Empfindungen und Gefühle charakterisieren sich ferner schon durch ihren eigentümlichen Gehalt, so zwar, daß man das Wohl oder Wehe, welches die Empfindung mit sich führt, keineswegs wird als gleichwertig mit jenem erklären können, welches dem Gefühle eigen ist. Dort handelt es sich nämlich rein um physisches, hier, in weitaus überwiegenden Fällen, um geistiges Wohl oder Wehe. — Und schon dieser verschiedene Gehalt an und für sich weist beiden auf der Skala des Seelenlebens eine verschiedene Rangstufe an. Die Empfindungen gehören ohne Frage dem niederen Seelenleben an, während ganze Klassen und Gruppen der Gefühle sich dem höheren Seelenleben einordnen. Die Gefühle reichen zwar mitunter auch tief herab in das bloße Sinnenleben und stehen dann in enger Beziehung mit den Empfindungen; anderseits ragen sie in die höchsten Regionen des Seelenlebens hinauf und treten in die engste Beziehung zu den höchsten, die Region der Sinne weit überflügelnden Gebilden — den Ideen.

In der That, die Gehaltsverschiedenheit beider ist so augenfällig, daß sie sich kaum verkennen läßt. Wer könnte z. B. den flüchtigen, ob auch noch so pikanten Gaumenkitzel, wie ihn eine leckere Speise erzeugt, mit jenem tiefen, nachhaltigen, den ganzen Menschen aufrichtenden und über die gemeine Wirklichkeit emportragenden Gefühle innerster Befriedigung, die dem sich in ein klassisches Werk völlig Vertiefen entstammt, auf eine Linie stellen? Oder, wer sollte nicht augenblicklich das spezifisch Verschiedene herausfinden, das zwischen jenem Schmerz, den uns etwa eine Quetschung oder eine Schnittwunde erzeugt, und zwischen jenem, anders gearteten obwaltet, der an unserem Innern nagt, wenn uns mit einem Mal lang genährte Hoffnungen vereitelt werden, oder wir Undank, Unrecht, lieblose Anfeindung und Verlästerung erfahren? — Oder wer müßte, sobald er an seinem geistigen Horizonte etwa das Bild folgender Zustände vorüberziehen ließe, wie einerseits Hunger, Durst, Müdigkeit, Frösteln, Jucken, Kitzeln — anderseits Mitleid, Liebe, Andacht, Dankbarkeit, Bewunderung, Ehrfurcht,

Reue u. ä. m., — sich nicht augenblicklich eingestehen, daß diese, einander gegenüber gehaltenen Zustände himmelweit von einander verschieden sind?

4. Endlich leuchtet die Verschiedenheit jener Zustände auch alsbald ein, wenn wir ihren Bildungswert für die Intelligenz und den Charakter, oder mit anderen Worten einerseits für die Erkenntnis, anderseits für Gesinnung und Gesittung des Individuums gegeneinander genauer abwägen.

Hierbei drängt sich gleich der allgemeinen, summarischen Erwägung unverkennbar folgender Unterschied auf, daß die Empfindungen in einer weit engeren Beziehung zur Intelligenz stehen, als zum Charakter, während das Gegenteil bezüglich der Gefühle stattfindet, welche zur Intelligenz nur in einem indirekten, zum Charakter dagegen in einem direkten Verhältnisse stehen.

Die nähere Analyse der eben angedeuteten Beziehungen beider eignet sich auch dazu, gelegentlich manches nicht uninteressante Streiflicht bald auf die, bald auf jene Partie des Seelenlebens fallen zu lassen; darum mag ihr an diesem Orte, soweit es der Rahmen der vorliegenden Abhandlung gestattet, eingehende Beachtung eingeräumt werden.

Fassen wir vorderhand die Empfindungen, nach ihrem Bildungswert in der einen oder anderen Hinsicht näher in's Auge, so können wir unter diesen der Gruppe der leiblichen Empfindungen im großen und ganzen nur eine verhältnismäßig geringe Bedeutung beimessen. Die unbetonten verlaufen für das geistige Leben spurlos; die betonten greifen in dasselbe ihrer Mehrzahl nach mehr störend als fördernd ein.

Anders freilich steht es um die Sinnesempfindungen. Diesen fällt die wichtige Aufgabe zu, für alle unsere weitere Erkenntnis den ersten Grund zu legen; denn aus dem Material, das sie liefern, aus den einzelnen Vorstellungselementen baut sich allmählich unsere ganze Kultur auf. Auf ihnen ruhen nicht bloß unsere gesamten Lebenserfahrungen, unsere Begriffe, unsere Welt- und Menschenkenntnis, noch mehr selbst das Pantheon der vollendeten Menschenbildung, unsere Ideenwelt, ruht zuletzt auf diesem Fundamente. — Daher die hohe Bedeutung des methodisch geregelten Anschauungsunterrichtes in jedem rationellen Lehrplane.

Jedoch darf anderseits auch wieder nicht übersehen werden, daß die Sinne, für sich allein, unsere Bildung nur bis zu einem gewissen Punkte empor zu leiten vermögen. Sie sind von unschätzbarem Werte für die erst einzuleitende Geistesbildung,

aber unfähig, dieselbe für sich allein zu vollenden. Sind sie auch unsere ersten, und für den rohen Naturmenschen, dem alle methodische Anleitung und Unterweisung abgeht, nahezu die einzigen Lehrmeister, so müssen sie sich dagegen bei fortschreitender Geistesentwickelung der Führung und Kontrolle des ordnenden und sichtenden Verstandes unterordnen und sich, sobald eine gewisse Stufe erreicht ist, je weiter immer mehr nur mit dem Handlangerdienste, der Beschaffung neuen Materials, begnügen.

Selbst schon die alltäglichste Lebenserfahrung ist kein bloßes Aggregat von Wahrnehmungen; es gehört hierzu deren Sammlung, Ordnung, Beziehung auf einen leitenden Grundgedanken. So mancher glotzt mit seinen Sinnen viel in die Welt hinein und hat doch nur wenig erschaut, noch weniger aus dem Erschauten gelernt. Das Wahrnehmen bekommt ja immer erst durch die denkende Verarbeitung seine rechte Bedeutung und Verwertbarkeit. Die Fülle und Güte des Materiales thut es beim Baue allein noch nicht; das Entscheidende ist am Ende doch der Bauriß und die tüchtige Führung. — So gewinnt die Perzeption (die sinnliche Wahrnehmung) ihre volle Bedeutung erst durch den höheren, organisierenden Prozeß der Apperzeption.

Diese letztere beteiligt sich schon bei der einfachsten Urteilsbildung, indem dieselbe die verschiedenen, sich einem bestimmten Subjekte anbietenden Prädikate einander gegenüberstellt, sie einer Analyse unterzieht und schließlich eines hiervon nach dessen erkannter Vereinbarkeit mit dem Subjekte, im Bewußtsein höher emporhebt und aneignet, die anderen aber niederdrückt und ausscheidet. Noch durchgreifender ist selbstverständlich der Anteil, welchen die Apperzeption an der Schlußbildung, betreffs der Auffindung und richtigen Verwendung der maßgebenden Mittelbegriffe, und zuhöchst an der oft auf sehr komplizierte Schlußketten gebauten Ideenbildung hat, wobei immer eine genaue Gegenüberstellung und Abwägung des pro und contra verschiedener Annahmen sich geltend macht. Aber nicht allein an dem spekulativen Denken, sondern auch an den schöpferischen Konzeptionen des Künstlers beteiligt sich durchweg bis zur vollen Ausgestaltung seines Werkes die Apperzeption, indem sie den vorerst nur in skizzenhaftem Umriß seiner Phantasie vorschwebenden Gedankenkeim sich „verdichten“ hilft, d. h. dem, als die Seele des Ganzen anzusehenden Grundgedanken, durch Ausscheidung gewisser, Aneignung anderer Formglieder, seinen geeigneten Leib anorganisiert. So ist es denn immer die Apperzeption, welche das von der Perzeption

eingeleitete Werk erst seiner Vollendung entgegenführt. Blicken wir auf das, betreffs der Bedeutung der Sinne für die Intelligenz Gesagte zurück, so erscheint uns diese von verschiedenen Standpunkten aus bald größer, bald geringer. Stellt man sich auf den Gipfelpunkt der Kultur, so treten sie auf eine untergeordnete Stufe zurück; versetzt man sich dagegen zu deren Anfängen zurück, so läßt sich nicht verkennen, daß sie, als die breite Grundlage für alle weitere Ausbildung von unschätzbarem und unersetzlichem Werte sind.

Hiermit verglichen reduziert sich aber der Einfluß der Empfindungen auf Gesinnung und Gesittung unverkennbar auf ein weit bescheideneres Maß, und obendrein ist derselbe noch ein sehr vermittelter.

Die leiblichen Empfindungen äußern ihre Rückwirkung auf Gesinnung und Charakter lediglich dann, wenn ein bestimmter Grundton derselben beharrlich wiederkehrt und sich endlich festsetzt; diese Wirkung geht aber erst durch das Medium der entsprechenden Gemütsbestimmung hindurch, indem, je nach ihrer Beschaffenheit, die letztere der Ausprägung gewisser Charakterseiten günstig oder hinderlich sein kann. Fortdauernde organische Hemmungen und die hierdurch bedingten widrigen Empfindungen können allmählich auch das Gemüt verdüstern und verbittern, so daß sich in einem solchen Individuum nachgerade eine pessimistische Weltanschauung ausbildet, und infolge derselben sich, wenn auch noch ungünstige äußere Verhältnisse hinzukommen, eine Disposition zum Übelwollen allmählich einstellt. Hingegen wird (alles übrige gleich gesetzt) das beharrliche leibliche Wohlbefinden eine vorwiegend heitere und gehobene Stimmung begünstigen, und die letztere das betreffende Individuum dem Wohlwollen und der Menschenfreundlichkeit leichter zugänglich machen.

Auch bei den Sinnesempfindungen ist es vor allem die Stabilität des in seiner Umgebung Wahrgenommenen, was auf Gesinnung und Charakter des Menschen einen nachhaltigen Eindruck übt. Wer von Jugend an nur Reines und Edles wahrnahm, den wird die Macht des guten Beispiels, wie sein guter Genius, durch sein weiteres Leben geleiten und im rechten Geleise erhalten. Wer dagegen vorwiegend nur Zeuge roher Leidenschaft, unlautern Strebens und niedriger Gelüste war, wird unvermerkt mit hineingezogen in die Wirbel wilder Leidenschaft und die Lockungen der Sünde, und der Läuterungsprozeß, das Abstoßen all' der Schlacken, die ihm aus seiner Umgebung anhaften, wird ihm nachgerade schwer werden.



Soll aber das gute Beispiel anspornend, das böse abschreckend wirken, muß das Gemüt sich für die Schönheit des ersteren zu erwärmen im stande sein, andererseits sich von der Häßlickeit des Bösen angewidert fühlen; dazu ist aber wieder nötig, daß dem betreffenden Individuum, wenn auch nicht im scharfen Umriß des ausgebildeten sittlichen Urteils, doch im Gefühle liegend, der Unterschied von Gut und Böse bereits aufgegangen sei. Auch hier äußert sich also die Wirkung der Empfindungen auf Gesinnung und Charakter erst durch das Medium des Gefühls, das dem Wahrgenommenen erst die rechte Folie giebt, es würdig oder unwürdig erscheinen läßt.

Was nun dem gegenüber den Einfluß der Gefühle anbelangt, so liegt dieser weniger auf der theoretischen Seite; — der Schwerpunkt ihrer Bedeutung ist vielmehr vor allem innerhalb der praktischen (sittlichen) Lebenssphäre zu suchen, wie dies zum teil bereits die nächst vorhergehenden Sätze angedeutet haben.

Auf die Erkenntnis äußert sich der Einfluß der Gefühle nur im beschränkten Maße; ja, sie können sogar durch ihr Übermaß den Denkprozeß beeinträchtigen, insofern sie durch ihre Hast die Besonnenheit und Unparteilichkeit des Urteils beirren.

Im übrigen kann ihr fördernder Einfluß sich in doppelter Hinsicht äußern. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß uns im Gefühle bisweilen die Hauptmomente einer gewissen Erkenntnis nur summarisch und in ihrer Involution vorschweben, die sodann der zergliedernde Verstand klar darzulegen hat. Da ist es das Gefühl, das gleichsam wie die Wünschelrute nach der Stelle hindeutet, wo der Gedankenschatz zu heben ist. Das Gefühl weckt nämlich den Drang, das bisher Unklare durch eingehende Analyse zur vollen Klarheit zu fördern.[1]

Ferner treten die Gefühle zur Erkenntnis auch dadurch in eine mittelbare Beziehung, daß sie einen wesentlichen Faktor des Interesse bilden. — Gustav Schilling erläutert das Interesse dahin: „Interessant ist uns dasjenige, wofür wir Aufmerksamkeit haben, und was wir uns mit Leichtigkeit und Lust aneignen.“[2] Im Interesse vereinigen sich demnach einmal das apperzipierende Merken auf ein bestimmtes Objekt und ferner die rege Anteilnahme des Gemüts an demselben. Der Anteil, welchen das Gemüt an demselben nimmt, erleichtert nicht unerheblich die Aneignung desselben,

---

[1] Vergl. Buch II § 16 (Die intellektuellen Gefühle).

[2] Gustav Schilling. Lehrbuch der Psychologie. Leipzig 1851 (S. 161).

wird aber auch zugleich zum Antriebe, uns mit ihm länger und eingehender zu beschäftigen. Das kann der Erkenntnis nur förderlich sein; denn es führt zum tieferen Eindringen in das unserem Gemüte näher gerückte Gedankenobjekt.

Reflektiert man nun überdies noch auf den inneren Wert jenes Objekts, dem sich das Interesse vorwiegend und konsequent zuwendet, so gewinnt dies nebenbei auch noch eine praktische (sittliche) Bedeutung. Wo sich im Innern einmal die höheren ideellen Interessen (das spekulative, ästhetische, ethisch-soziale, religiöse) dauernd eingebürgert haben, da wird hierdurch die ganze Gesinnung geadelt, da giebt es keinen Boden, wo sich Gemeinheit und Schlechtigkeit ansiedeln und sich festsetzen könnten. So wirft denn auch der Einblick in den herrschenden Interessenkreis eines Menschen ein orientierendes Streiflicht auf seine Gesinnung und seinen Charakter.

Wo vollends das Interesse an dem betreffenden Gegenstande auf der klaren und tiefen Einsicht in seinem Vollwert ruht, wo schon bei erneuerter Wiederkehr seines bloßen Bildes sich die lebhaften Gefühle des unbedingten Wohlgefallens immer wieder erneuern und, bei jedesmaliger Wiederkehr neue Hilfsvorstellungen an sich ziehend, allmählich über das ganze Gemüt eine unwiderstehliche Gewalt erlangen: — da umgiebt jenes Objekt der Nimbus des Ideals, welches zur vollen Geltung zu bringen dem Individuum als hohes Ziel und sofort als seine wichtigste Lebensaufgabe erscheint. Einigen sich in solcher Weise Einsicht, Gefühl und Wille, und konzentriert sich allmählich das ganze Seelenleben in dem einen Gedanken des erhabenen Ziels, so erhebt sich, zumal wenn der Widerstand niederer Mächte das eigene Kraftgefühl anspannt und stählt, aus dem anfänglich ruhigen Wohlgefallen der mächtige Affekt der Begeisterung, und diese wirkt dann mit einer sozusagen elementaren Gewalt und hilft dem von ihr Gehobenen Hindernisse überwinden, denen gegenüber der trockene Kalkulator Verstand dem unaufhaltsam vorwärts drängenden Willen längst Halt und Rückzug geboten hätte.

Die Begeisterung ist eben die Seele jeder opferfreudigen Großthat. Sie ist es, die den Glaubenshelden, wie den Helden des Schlachtfeldes dem Tode trotzen lehrt; so wie sie auch den Helden der Wissenschaft, den kühnen Forscher, durch die Schrecknisse des Polarmeeres, durch unwirtliche Gebirge und weglose Wüsten geleitet und ihm hilft, um seines hohen Zieles willen Leben und Lebensglück mutig in die Schanze zu schlagen. Auch

dem Dichter diktiert sie seine zündendsten Gedanken, wie er selber seinem Helden, sich ganz in dessen Situation hineinlebend, namentlich in den Monologen, welche wichtigen Gemütskrisen und verhängnisvollen Katastrophen vorangehen, die ergreifendsten Worte in den Mund legt. (Man denke z. B. an den herrlichen Monolog Egmont's im Kerker.) — Daß übrigens die Macht der Begeisterung sich selbst am Denker bewährt, davon geben die unzähligen gehobenen und weihevollen Stellen in Plato's Dialogen, die ihm den Ehrentitel des „göttlichen“ einbrachten, ein glänzendes Zeugnis.

Wenngleich die eben hervorgehobene auffällige Macht der Begeisterung (deren Namen schon auf eine Potenzierung des Geistes, gewissermaßen auf ein über seine gewöhnliche Verfassung Emporschnellen desselben hindeutet) für sich allein hinreicht, die beziehungsweise hohe Bedeutung der Gefühle für das Kulturleben der Menschheit klar erkennen zu lassen, so darf doch daneben ihr minder auffälliger, aber stetig wirkender Einfluß auf den Charakter überhaupt, insbesondere aber auf den sittlichen Charakter, ja nicht für minder wichtig erachtet werden.

Um den tiefgreifenden Einfluß der Gefühle auf den sittlichen Charakter gehörig zu würdigen, muß man sich zuvörderst die maßgebenden Momente, worauf derselbe beruht, vergegenwärtigen. Diese sind Wille und Einsicht, und über beide erstreckt sich psychologisch nachweisbar ihr Einfluß.

Die weitreichende Macht der Gefühle, namentlich der höheren, ideellen, über den Willen beruht zunächst auf ihrer Nachhaltigkeit, und diese selbst wieder auf der Leichtigkeit ihrer Wiederkehr.

Stellen wir hier abermals die Empfindungen und Gefühle in Anbetracht der Nachhaltigkeit einander gegenüber, so drängt sich uns die Thatsache auf, daß zwar stark betonte Empfindungen, so lange sie währen, das gesamte Seelenleben des Menschen derart zu alterieren vermögen, daß sie momentan selbst die höheren Gefühle in den Hintergrund drängen, — daß hingegen die Gefühle sich der Erinnerung sonder Vergleich tiefer einprägen. Der physische Schmerz, den uns eine Brand- oder Schnittwunde verursacht, kann uns in hohem Grade peinigen, vielleicht momentan ganz aus der Fassung bringen. Ist er aber einmal überstanden, so denken wir an ihn kaum wieder, und das Seelenleben kehrt in sein früheres Geleis zurück. — Anders ist es mit dem Seelenschmerz bewandt, z. B. mit einer böswilligen Ehrenkränkung, oder einem schreienden Unrecht, das uns angethan wurde. Da sitzt der

Dorn fest, wenn auch die veranlassende Ursache längst geschwunden ist. Die leibliche Wunde verharscht allmählich; die Seelenwunde aber bricht immer wieder auf, sobald die Erinnerung an ihre Veranlassung auftaucht. Der physische Schmerz sitzt sozusagen auf der Oberfläche; der Seelenschmerz aber trifft unser innerstes Wesen, er zuckt durch das ganze Vorstellungsgewebe hindurch bis zum Zentralpunkte des innern Lebens, der Ich-Vorstellung. — Ähnliches gilt auch betreffs der Sinnenlust einerseits, der reinen Seelenfreude anderseits. Der sinnliche Genuß kann während seiner Dauer das betreffende Individuum bestricken und fesseln; in der Erinnerung jedoch verliert er seinen Reiz und blaßt ab, oder er schlägt sogar in sein Gegenteil, den Ekel, um. Überdies aber wohnt ihm zumeist der Stachel des Unbefriedigtseins bei, wie das in prägnantester Weise die Worte Faust's andeuten:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Anders steht es um die reine Seelenfreude, wie sie uns etwa die eingehende Beschäftigung mit einem klassischen Kunstwerke, das Bewußtsein einer edeln That, oder die Entdeckung einer Wahrheit bereitet; — die behält ihren wohlthuenden Zauber auch in der Erinnerung und hält die Farbe. Die wahren Ideale, die einstens die Seele des aufstrebenden Jünglings ganz erfüllten und höher hoben, können auch noch den Greis, dem sich seither der Glanz und Flitter so mancher Scheingüter in seiner ganzen Nichtigkeit zeigte, noch erquicken und erwärmen.

Daß die Gefühle, namentlich die höheren (ideellen), in der Seele lange nachzuklingen und mächtig in den Willen einzugreifen vermögen, ist außer ihrem tieferen Gehalte, der selbst dem sezierenden Verstande gegenüber sich behauptet, ganz vorzüglich auch in der Leichtigkeit begründet, mit welcher die Gefühle überhaupt sich die Rückkehr ins Bewußtsein zu bahnen imstande sind. Zwar behauptet sich das Gefühl selten lange auf seiner Höhe, dafür aber kann es auf die leiseste Veranlassung hin sich so oft im Bewußtsein immer wieder geltend machen, als ein Reproduktionsreiz auch nur ein einzelnes Glied jenes Vorstellungsnetzes durchzuckt, darin das betreffende Gefühl seinen Sitz hat. Das ist nun wieder ein Vorzug der Gefühle vor den Empfindungen. Sie bedürfen keiner äußeren Veranlassung, ihre Rückkehr bewirkt schon an sich die große Reizbarkeit und Beweglichkeit des psychologischen Mechanismus, während zur Rückkehr einer bestimmten Empfindung der Eintritt desselben äußeren oder organischen Reiz-

eindrucks nötig ist, dem sie gleich das erste Mal ihren Ursprung verdankte.

Der eigentliche Hebel für das Hinübergreifen der Gefühle in die Willenssphäre und damit ferner ihr Anteil an der Ausprägung gewisser Charakterzüge besteht einfach darin, daß in den Gefühlen vielfach die Beweggründe (Motive) zum Wollen und Handeln zu suchen sind.

Haben sich nun gewisse Gefühle, infolge ihrer öfteren Wiederkehr im Gemüte festgesetzt, so machen sich sofort auch die in ihnen begründeten Motive stets in gleicher Weise geltend, und mit diesen stellen sich dann auch regelmäßig die ihnen korrespondierenden Willensakte ein.

Eben diese regelmäßige Wiederkehr bestimmter Willensakte bildet aber ein wesentliches Merkmal des Charakters. — An dem, was jemand beharrlich beschließt, so wie daran, was er beharrlich von seinem Wollen ausschließt, läßt sich am besten der Charakter eines Menschen erraten.

Erfaßt man demgemäß den Charakter vorerst nur von dieser seiner rein formalen Seite, so kann man denselben als jene Konsequenz im Wollen und Handeln bezeichnen, welche daraus entspringt, daß die einzelnen Willensakte gleichmäßig denselben allgemeinen Grundsätzen untergeordnet werden.

Das jedoch ergiebt im Grunde lediglich den bloß in den äußersten Hauptlinien ausgezeichneten Bauriß, das allgemeine Schema, für jeglichen Charakter. Zum vollkommen in sich konsolidierten Charakter — was nur von dem sittlichen behauptet werden kann — gehören nebstdem folgende zwei Vorbedingungen: Fürs erste kommt auch noch die Rücksicht auf den inneren Gehalt der leitenden Grundsätze, d. h. die Frage nach ihrer Vollgiltigkeit, in betracht, fürs zweite kommt es weiter darauf an, daß die einzelnen Grundsätze, welche den Hauptgruppen des Wollens vorstehen, auch noch untereinander in Einklang und Gleichgewicht gesetzt werden, was schließlich durch die Subsumtion derselben unter einen obersten, zentralisierenden Grundsatz (Prinzip) zu erzielen ist.

Diesen beiden Bedingungen kann aber nur der sittliche Charakter völlig genügen, dessen praktische Grundsätze sich auf absolut giltige Musterbilder stützen, und den in seinen Entschließungen stets der oberste Grundsatz leitet, jene Musterbilder auch in allen Verhältnissen unentwegt zur angemessenen Geltung und Darstellung zu bringen.



Der Unsittliche kann demnach nur ein Scheincharakter sein; er kann vermöge der Konsequenz seines Wollens und Handelns nach einer einseitigen Richtung hin die Maske des wahren Charakters tragen; er wird jedoch selbst der bloßen Form nicht völlig, wenigstens nicht für die Dauer, genügen; denn die Konsequenz nach der einen Seite hin wird nicht imstande sein, die anderweitigen vielfachen Inkonsequenzen zu verdecken, vor denen ihn seine innere Haltlosigkeit, zumal in kritischen Lebenslagen, nicht zu bewahren vermag. Diese innere Haltlosigkeit wurzelt ja eben darin, daß er seiner ganzen Verfassung nach absolut unvermögend ist, den beiden vorgenannten, über die rein formale Seite hinausreichenden Anforderungen, die man an den wahren und vollendeten Charakter stellen muß, gerecht zu werden. Den absolut giltigen, sittlichen Maximen kann er, je nach den Umständen, nur jene der Lust und Unlust, der gemeinen Lebensklugheit oder seiner herrschenden Leidenschaft substituieren; diese aber sind relativ und wandelbar und kommen überdies unter einander nicht selten in Konflikt. Ebensowenig kann bei ihm von einem obersten, absolut giltigen Grundsatze die Rede sein, weil überhaupt die ganze Richtschnur seines Wollens und Handelns nicht von sittlichen Erwägungen eingegeben ist, sondern unter der Diktatur seines Egoismus steht, der keinen unabänderlichen Grundsatz aufkommen läßt, sondern ein fortwährendes Paktieren mit den Umständen heischt.

Noch mehr, diese innere Haltlosigkeit muß ihm überdies, früher oder später, auch den äußern Halt innerhalb einer jeden, nach sittlichen Prinzipien geregelten Gemeinschaft entziehen; denn unvermeidlich werden bald da, bald dort seine egoistischen Tendenzen wider die von ihr gezogenen Schranken verstoßen. Greift er nun schließlich, um den sich hieraus ergebenden mancherlei Verlegenheiten zu entgehen, zum letzten Notanker, zur Sophisterei und Lüge, so ist die innere Zersplitterung nicht mehr aufzuhalten, auch die letzte Spur der Konsequenz ist dahin: der bislang notdürftig bewahrte Schein des Charakters löst sich sofort auf in gänzliche Charakterlosigkeit. — Das ist bei dem sittlichen Charakter nicht zu besorgen, dieser erlangt vielmehr je weiter, immer mehr innere Abrundung und Festigkeit.

Den exakten, sittlichen Charakter kann man nämlich definieren als: Konsequenz des gesamten Wollens und Handelns, welche entsteht durch die Unterordnung aller einzelnen Entschließungen unter absolut giltige (weil von den sittlichen Musterbildern entlehnte) praktische Grundsätze und

schließliche Zentralisierung dieser selbst unter dem obersten Grundsatze: nie anders zu handeln, als wie es das Gewissen verlangt.

Diese Definition lenkt von selbst sofort unser Augenmerk auf das zweite konstitutive Moment des sittlichen Charakters, nämlich auf die praktische Einsicht, in welcher schon SOKRATES die *Seele* des sittlichen Lebens anerkannte.

Geht man bei letzterem Begriffe genetisch vor und verfolgt unter seinen Elementen auch die Spur der Gefühle, so zeigt sich gerade da die Bedeutung eines gehörig entwickelten und disziplinierten Gefühlslebens im hellsten Lichte.

Unter praktischer Einsicht oder deren dem hergebrachten Sprachgebrauche geläufigeren Synonym, dem Gewissen, verstehen wir den Inbegriff der gesamten ästhetischen Urteile *über* das Wollen und zugleich jenen der hieraus abstrahierten Musterbilder *für* das Wollen, welche den unwandelbaren Kanon bilden, an den gehalten die einzelnen Willensprojekte, wenn sie mit ihm im Einklange stehen, zu approbieren, wenn sie ihm widerstreiten, zu reprobieren sind.[1]

Dieser Begriffsbestimmung gemäß erscheint sofort die angemessene Entwickelung des Gefühlslebens als die conditio sine qua non für die Ausbildung des Gewissens und hiermit zugleich für jene des sittlichen Charakters.

Man muß sich hierbei nur die eigentümliche Natur der ästhetischen Urteile (unter die als ihren Oberbegriff auch die spezifisch ethischen zu subsumieren sind) gegenwärtig halten.

Dieselben unterscheiden sich nämlich, als Werturteile, von den logischen oder puren Erkenntnisurteilen dadurch, daß hier nur das Subjekt ein Begriff, das Prädikat dagegen lediglich der Ausdruck des durch die betreffende Subjektsvorstellung hervorgerufenen, unbedingten Beifalls oder Mißfallens ist, letztere aber sind eben Gefühlsäußerungen. An dem Entstehen dieser Urteile, die für sich eine besondere Klasse bilden, müssen sich demnach Intellekt und Gefühl gleichmäßig beteiligen. Der Intellekt verdeutlicht die Subjektsvorstellung, das Gefühl treibt das Prädikat hervor.[2]

---

[1] Siehe die beachtenswerte Monographie von W. WOHLRABE: „Über Gewissen und Gewissensbildung." Gotha 1883.

[2] Vergl. des Verfassers: „Allgemeine praktische Philosophie (Ethik)" (§. 8).

Das vorausgesetzt, wird nie und nimmer in einem ganz indolenten, absolut gefühllosen Individuum sich ein ästhetisches Urteil zu bilden vermögen, dann wird aber auch das Gewissen leer ausgehen. Das bestätigt auch die Erfahrung. Gefühllose Menschen sind in der Regel auch gewissenlos, und umgekehrt: gewissenlose gefühllos, unbekümmert um Wohl oder Wehe ihres Nebenmenschen, nur dem krassesten Egoismus folgend.

Das Ergebnis unserer letzten Erörterungen läßt sich schließlich in folgenden, die ethische Bedeutung der Gefühle klar darlegenden Kettenschluß kurz zusammenfassen:

kein sittlicher Charakter ohne Ausbildung des Gewissens,
keine Ausbildung des Gewissens ohne Ausbildung des ästhetischen Urteils,
keine Ausbildung des ästhetischen Urteils ohne ein bis zu einem gewissen Grade entwickeltes Gefühlsleben.

Also: . . . .
Die Konklusion springt von selbst hervor.

5. Nachdem sich, aus den verschiedensten Gesichtspunkten betrachtet, Empfindung und Gefühl als voneinander völlig verschiedene Zustände erwiesen haben, ergiebt sich weiter die selbstverständliche Folgerung, es sei demgemäß bei jedem dieser beiden Zustände ein eigener Untersuchungsgang und sofort auch ein besonderes Erklärungsprinzip in Anwendung zu bringen:

Für die Empfindungen als primitive Seelenzustände, d. h. als Zustände des ersten Entstehens der Vorstellungs-Elemente, welche für alle weiteren, ob auch noch so komplizierten Bewußtseinsformen die unentbehrliche Grundlage bilden, liegt das einzig geeignete Erklärungsprinzip in der Wechselwirkung zwischen der Seele und dem organischen Leibe, beziehentlich dessen Zentralorganen.

Für die Gefühle als abgeleitete Seelenzustände (beziehentlich Tertiärgebilde) ist hingegen das richtige Erklärungsprinzip lediglich in der Wechselwirkung der bis zu einem gewissen Grade der Konfiguration gelangten Vorstellungen zu suchen. (Die näheren Modalitäten, unter denen aus dem Zusammentreffen der Vorstellungen ein Gefühl resultiert, finden in Buch I §. 2 ihre eingehende Erörterung.)

Die Verschiedenheit des Erklärungsprinzips weist demnach auf eine Teilung der Arbeit und damit zugleich auf ein Kompromiß zwischen den beteiligten Wissenschaften, der Physiologie und Psychologie, hin.

Dort, wo in erster Reihe die Nervenaktion und der reine Mechanismus waltet, giebt es für die Physiologie den ausgedehntesten Spielraum, und ihre Untersuchungen über die Struktur und Funktion der Zentralorgane, über die Leitungsbahnen der Nerven, die kunstvollen Vorrichtungen im Bau der Sinnesorgane, über die Reizvorgänge in der Nervenfaser und der Ganglienzelle, über die Reizschwelle, Reizdauer, Reizhöhe, über die Reproduktion und Assoziation der Reizeindrücke, über die Reflex- und Willkürbewegungen u. ä. m. hat die realistische Psychologie als Fingerzeige und als ein dankenswertes Darlehen ihrer wichtigen Hilfswissenschaft wohl zu beachten und zu verwerten. Insbesondere muß jede nach Exaktheit strebende Psychologie, um unter den vielen verdienstlichen Forschern nur zwei der hervorragendsten zu nennen, sich einem Helmholtz wegen seiner epochemachenden Untersuchungen über die Licht- und Tonempfindungen und einem Wilhelm Wundt insbesondere wegen der in seinem lehrreichen Werke: „Grundzüge der physiologischen Psychologie," in umfassendster Weise verwerteten Ergebnisse der neuesten physiologischen Forschungen für immer verbunden fühlen.

Dagegen darf die Psychologie sich als ihre ureigene Domäne namentlich jene Region der inneren Erscheinungen vindizieren, wo mit der Apperzeption eine neue organisierende Potenz auf dem Schauplatze des Bewußtseins dem bloßen Mechanismus gegenüber tritt und sich mit ihr der psycho-chemische Prozeß (den uns, nebenher gesagt, die selber vom psychologischen Geiste inspirierten Monologe großer Tragiker bis zur Anschaulichkeit zu verdeutlichen vermögen) geltend macht, welcher in die vorhandenen, mitunter unpassenden Assoziationen des psychologischen Mechanismus zersetzend eingreift und durch Ausscheidung einzelner, Aneignung anderer Vorstellungselemente neue, oft höchst komplizierte Seelengebilde schafft, wie wir sie in den großartig angelegten Schöpfungen eines Shakespeare oder Goethe und nicht minder in den von einem einheitlichen Grundgedanken beherrschten und architektonisch gegliederten Systemen eines Aristoteles und Kant zu bewundern nicht müde werden.

Da langen Lanzette, Rechenstift, Mikroskop, chemische Wage und alle die sinnreichen Apparate zur Ergründung sinnenfälliger Vorgänge nicht aus; da tritt die innere Einkehr und Analyse der Thatsachen des Bewußtseins in ihr volles Recht und auch der auf realistischer Grundlage ruhenden Metaphysik ist hierbei eine beratende und kontrollierende Stimme einzuräumen. Letztere

leistet der Psychologie, indem sie dieselbe anweist, in ihren Untersuchungen bis auf die letzten Elemente des Bewußtseins zurückzugehen, einen analogen Dienst, wie dem Naturforscher die höhere Mathematik, indem sie ihn in die Welt des unendlich Kleinen einführt und ihn darauf seine Konstruktionen bauen lehrt.

Wo es sich endlich wieder darum handelt, die Reflexe psychologischer Vorgänge, der Gefühle, Affekte, Leidenschaften, Willensimpulse u. s. w., auf die Funktionen der verschiedenen leiblichen Systeme darzuthun, da tritt abermals die Physiologie in ihr volles Recht und auf diesem Felde hat denn auch diese Wissenschaft noch vor ihrem neuesten Aufschwung so manche treffliche Leistung aufzuweisen, und eben da liegt auch eines der Hauptverdienste DOMRICH's, der in seinem oben zitierten Werke nach dieser Richtung gar manchen schätzbaren Wink niedergelegt hat.

Am Schlusse dieses Exkurses kann ich nicht unterlassen, die hierher einschlägigen trefflichen Äußerungen VAIHINGER's in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1883 Nr. 175 gelegentlich der Besprechung der neuen „Herbart-Ausgabe" anzuführen. Indem derselbe in jenem eingehenden Urteile u. a. der Psychologie HERBART's eine hoch über der empirischen Psychologie der Engländer stehende Bedeutung einräumt, bemerkt er über die letztere: „Diese brachten und bringen es selbst heute noch nicht über den schon von HOBBES entdeckten Grundprozeß der Assoziation der Vorstellungen, der doch als ein relativ niedriger und sozusagen psychomechanischer Prozeß nicht imstande ist, jene feineren und tieferen Seelenvorgänge zu erklären, welche durch den von HERBART entdeckten psychochemischen Apperzeptionsprozeß erst faßbar und begreiflich werden. In diesem Sinne wurde HERBART der Begründer der deutschen Psychologie. Und diese Theorie der Seelenprozesse ist so wenig von der neueren „physiologischen" Psychologie überflüssig gemacht worden, daß deren verdienstvoller Hauptvertreter selbst ausdrücklich das Gegenteil erklärt hat. Die physiologische Analyse kommt an einen Punkt, wo die Vorstellungen, mögen sie noch so sehr organisch bedingt sein, ihren immanenten Gesetzen folgen. Und diese Gesetzlichkeit derselben hat HERBART zum erstenmal scharf formuliert und dadurch den weithinwirkenden Anstoß gegeben, auch die kompliziertesten psychischen Phänomene in einfache Grundprozesse aufzulösen."

In der vorangehenden Abhandlung konnten die verschiedenen Arten der Empfindungen nur gelegentlich, insoweit es die von verschiedenen Gesichtspunkten aus zwischen ihnen und den Gefühlen gezogenen Parallelen mit sich brachten, berührt werden. Während nun die letzteren in den beiden folgenden Büchern ihre systematische Erledigung finden werden, erscheint es angezeigt, hier anhangsweise wenigstens ein übersichtliches Inventarium über die ersteren anzuschließen.

Die Empfindung als einfache Perzeption des von einer zentripetal leitenden Nervenfaser auf die Zentralorgane des Gehirns übertragenen Reizeindrucks, nimmt nach Maßgabe der leitenden Nerven, nach dem Umfange des Reizgebietes und unter Umständen je nach der eigentümlichen Einrichtung der künstlichen Apparate, die zur Aufnahme jener Reizeindrücke bestimmt sind, verschiedene Formen an, die sich als besondere Arten derselben darstellen.

Hierbei sind vor allem zwei große Gruppen zu unterscheiden:

A. Die leiblichen Empfindungen, welche wir, da sie uns lediglich solche Vorgänge zur Kenntnis bringen, die sich im Innern des eigenen Organismus zutragen, füglich Innenempfindungen nennen dürfen. (Anderweitig werden sie auch als Empfindungen im engeren Sinne des Wortes bezeichnet.)

B. Die Sinnes- oder Außenempfindungen, durch die der Rapport mit der uns umgebenden Außenwelt vermittelt wird.

Die ersteren haben das Eigentümliche, daß sie durch die sich im ganzen Leibe verästelnden und in alle organischen Gebilde eingelagerten Rückenwirbelnerven vermittelt werden, welche wir schlechtweg sensitive nennen können; ferner daß vermittelst ihrer die Seele ausschließlich von den verschiedenen Prozessen Notiz erhält, die sich entweder als Funktionsbegünstigungen oder als Funktionsstörungen in einzelnen Organen oder im Verlaufe des organischen Lebens im Großen und Ganzen bemerkbar machen.

Die äußeren oder Sinnesempfindungen unterscheiden sich von den vorgenannten zunächst schon dadurch, daß sie durch eigene Cerebralnerven vermittelt werden, welche wir im Unterschiede von den obigen sensorielle nennen. Diese haben nur einen kurzen Verlauf und reichen von ihrer Ursprungsstelle nur bis zu dem bestimmten Organ, welches die Sammlung und geeignete Fortleitung der äußern Reize zu den Zentralorganen zu vermitteln hat. Ferner ist das Vorstellungs-Material, das sie der Seele zuführen, ein wesentlich anderes als bei den leiblichen Empfindungen. Die Depeschen, welche die Seele durch die Sinne empfängt, betreffen nicht innere, leibliche Vorgänge, sondern deren Beziehungen zur Außenwelt; daher ihre Benennung. Die weitere Gliederung derselben braucht, als allgemein bekannt, nicht erst erwähnt zu werden.

Betreffs der leiblichen oder Innenempfindungen ist aber noch besonders der Umfang der Reizung zu berücksichtigen.

Es kommt nämlich darauf an, ob sich dieselbe bloß auf einen vereinzelten Nervenstrang und dessen Ausläufer beschränkt, oder ob sie sich über ganze Provinzen, vielleicht sogar über das gesamte Nervensystem, verbreitet.

Im ersteren Falle werden, die entsprechende Stärke des Reizes vorausgesetzt, sich distinkte Empfindungen zu bilden vermögen, welche, auf die Erregungsstellen zurückbezogen, Lokal- oder Organempfindungen heißen. Ihrer ist Legion, und so viele Bezeichnungen der Sprache auch zu Gebote stehen mögen, wie z. B. das eigentümliche Brennen in einer nesselkranken Hautstelle, oder das Drücken, Zerren, Ziehen, Stechen, Bohren, Rieseln, Jucken, Krabbeln, Prickeln, das sogenannte Ameisenlaufen, das Einschlafen einzelner Extremitäten u. dgl. m., ihr Wortschatz reicht bei alledem nicht aus, um die feineren Nuancen der Empfindung bei einzelnen pathologischen Zuständen genauer zu charakterisieren.

Sobald aber infolge des Ergriffenseins ganzer Provinzen sich von verschiedenen Seiten her unzählige, untereinander disparate Reize gleichzeitig zur Perzeption drängen, so kann, da wir uns die Seele notwendig als ein in sich einheitliches Wesen denken müssen, kein einzelner von ihnen gesondert zum Bewußtsein gelangen; sie neutralisieren sich vielmehr teilweise und es bleibt sonach nur ein dunkler Gesamteindruck zurück, den wir als Gemeinempfindung (d. h. soviel wie Kumulativempfindung) bezeichnen mögen.

Aus allen den verschiedenen Arten der vorgenannten Empfindungen, als ihren Komponenten, setzt sich schließlich als deren Resultante für einen bestimmten Zeitabschnitt jener „momentane Durchschnitt des (physischen) Lebensganges“ zusammen, den wir Vitalempfindung nennen. Diese kann nach Drobisch's geistreichem Ausdruck als „Barometer“ der leiblichen Lebensäußerung angesehen werden und ist mehr oder weniger zugleich von verwandten Stimmungen des Gemüts angehaucht, welche sie teilweise modifizieren und ihr ein eigentümliches Kolorit geben.

Erstes Buch.

Das Gefühlsleben im allgemeinen.

---

§. 1. Die drei Hauptformen des psychischen Lebens.

Als Hauptformen des psychischen Lebens gelten schon von uralter Zeit her das Vorstellen (mit Inbegriff des Denkens und Erkennens), das Gefühl und das Streben (oder Begehren im weiteren Sinne des Wortes).

Es ist dies eine Gruppierung psychischer Erscheinungen, welche schon in der berühmten Dreigliederung des Seelenwesens bei PLATON klar erkennbar ist, indem dieser zwischen der erkennenden (λόγος), der fühlenden (mutigen, streitlustigen, θυμός) und der begehrlichen Seele (ἐπιθυμία) unterscheidet. Nur ist freilich dort, weniger wissenschaftlich, von drei Seelen die Rede, während es sich eigentlich um drei verschiedene Strahlungen oder Äußerungsweisen des einen Seelenwesens handelt. Und wenn vollends PLATON eine eigene Lokalisation derselben versucht hat, die denkende Seele in das Haupt, die fühlende in die Brust, die begehrliche in den Unterleib verlegend, so mochten ihn hierbei wohl die augenfälligsten, empirisch erkennbaren Reflexe dieser Seelenthätigkeiten geleitet haben. Bei anhaltend angestrengtem Denken macht sich nämlich eine Abspannung im Gehirn bemerklich; lebhafte, bis zum Affekt gesteigerte Gefühle wirken auf den Herzschlag und das Atmen alterierend und ein großer Teil der Begierden endlich hat seinen Ausgangs- und Beziehungspunkt im Unterleibe. (Man denke z. B. an den Nahrungstrieb.)

Jene drei Ausdrücke (Vorstellen, Gefühl und Streben) bezeichnen übrigens nicht etwa eigene Vermögen der Seele, sondern sie sind nur oberste Klassenbegriffe, unter denen man die verschiedenen Erscheinungen des Seelenlebens bequem und übersichtlich zusammenzufassen suchte. Man darf sie auch nicht als isolierte Energien der Seele denken; denn die eigentlich in letzterer wirkenden Kräfte sind die Vorstellungen; und das Gefühl und Streben bezeichnet nur besondere Modifikationen, die sich

mit den Vorstellungen bei ihrem Zusammentreffen im Bewußtsein ereignen. Gefühl und Streben sind nichts außer oder neben den Vorstellungen Bestehendes, sondern resultieren aus ihnen. Darum gelten dieselben Gesetze, welche den Vorstellungslauf regeln, auch dem Gefühl und Streben, und beide finden lediglich in jenen ihre letzten Erklärungsgründe. — Wenn man demnach eine Gliederung der Seelenthätigkeiten in jene drei Gruppen behufs der näheren Analyse unternimmt, darf man doch keineswegs deren innere Beziehungen darüber aus den Augen verlieren.

Im allgemeinen kann man das Vorstellen (zumal wenn man auf das verstandesmäßige Verbinden und Trennen der Gedanken nach Beschaffenheit des Gedachten reflektiert) als objektive Seelenthätigkeit bezeichnen. Die Gefühle hingegen kann man insofern subjektive Seelenzustände nennen, als es hier in den meisten Fällen weniger auf das Objektive, den Inhalt dessen, was da vorgestellt wird, als vielmehr darauf ankommt, wie die im Bewußtsein sich begegnenden Vorstellungen auf den momentanen Gesamtzustand des vorstellenden Subjekts zurückwirken. Wohl giebt es auch Gefühle mit bestimmter Vorstellungs-Basis; aber auch hier ist das wesentlich zu Beachtende, das durch eben diese Vorstellungen hervorgerufene spezifische Wohl- oder Übelbefinden des Subjekts selbst. Nicht was das Subjekt anderes weiß, sondern wie es sich selbst weiß, ob befriedigt oder unbefriedigt, gehoben oder gedrückt, das giebt bei dem Gefühle den Ausschlag. — Im Streben endlich begegnen sich beide Momente, das objektive und das subjektive; man kann es deshalb als subjektiv-objektiven Seelenzustand bezeichnen. Kein Streben nämlich ohne Vorstellung eines bestimmten Objekts, das eben angestrebt wird; keines, in das nicht zugleich irgendwelche subjektiven Zustände (Gefühle, Gemütsstimmungen, mitunter selbst Affekte) hineinspielen würden. Solche subjektiven Zustände komplizieren sich mit dem Streben auf die mannigfachste Weise; sei es, daß sich durch das Gefühl ein Bedürfnis bemerklich macht, welchem das Streben eben abhelfen soll, oder daß Anklänge an frühere Lust ein Verlangen, und an frühere Unlust ein Verabscheuen gewisser Objekte wiedererwecken; oder daß endlich ein Objekt der Phantasie neue Genüsse in Aussicht stellt, die sofort zu Antrieben des Begehrens werden.

Kurz und im Wesen zutreffend hat Drobisch (Empirische Psychologie, S. 36) diese drei Formen der Lebensäußerung der Psyche folgendermaßen charakterisiert: „Einiges scheint nur in uns zu geschehen, ohne daß wir uns dabei in einem merklichen, aktiven

oder passiven Kraftaufwand begriffen finden; dies ist das Vorstellen. Anderes scheint dagegen mit uns vorzugehen, sodaß wir darunter leiden; dies ist das Fühlen. Noch anderes endlich scheint aus uns hervorzugehen, als unser eigentliches Thun; dies mag im allgemeinen Streben genannt werden.“

Diese Dreiteilung tritt im gemeinen Leben auch als Gegenüberstellung von Geist und Gemüt auf, welch letzteren Begriff man jedoch bald weiter, bald enger zu fassen pflegt. Meist versteht man unter Gemüt (im Gegensatz zum Wahrnehmen und Erkennen, das zuletzt immer auf ein Äußeres hinweist), das innere Sonderleben des Individuums, wie sich dasselbe in der Verfassung seiner Gefühle sowohl, als in der Grundrichtung seiner Strebungen ausspricht. So gefaßt, erscheint dann das Gemüt nicht bloß als der Sammelplatz aller Gefühle des Menschen, sondern zugleich als der Quellpunkt seines Strebens und der Grund seiner Gesinnung. — Und in der That hängen auch die Vorstellungen, Gefühle und die praktischen Tendenzen eines Menschen innigst zusammen, indem auf letztere die Gefühle einen großen Einfluß üben, während das Vorwiegen dieser oder jener Gefühle weiter von dem Vorwiegen gewisser Gedankenkreise abhängig ist. Das Gefühl nimmt so gewissermaßen die Mittelregion zwischen dem Vorstellen und Streben ein. Selber in den Vorstellungen wurzelnd, oder doch wenigstens durch die Form des Gedankenlaufes erzeugt, treiben die Gefühle ihrerseits wieder vielfache Strebungen hervor, die sie sodann zugleich als deren Satelliten begleiten, indem befriedigtes Streben Lustgefühle, unbefriedigtes dagegen Unlustgefühl in seinem Gefolge zu führen pflegt.

In der besonderen Behandlung der Gefühle werden wir hie und da Gelegenheit haben, auf diese engen Bezüge näher hinzuweisen.

§. 2. Wesen und Ursprung des Gefühls im allgemeinen.

Bei der Erklärung der Gefühle giebt es zwei wesentliche Anhaltspunkte: die Grundlehren der spekulativen Psychologie und die Erfahrung. Aus jenen sind besonders zwei Sätze festzuhalten: Erstens, daß nur die Empfindungen allein primitive Seelenzustände, d. h. solche des ersten Entstehens von Vorstellungen sind, alle anderen (mithin auch die Gefühle) dagegen abgeleitete. Zweitens, daß es für die Psychologie nur zwei Erklärungs-Prinzipien giebt: die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib (beziehentlich zwischen Seele und Cerebralsystem) für die primitiven,

die Wechselwirkung zwischen den bereits vorhandenen Vorstellungen für die abgeleiteten Seelenzustände.

Demzufolge müssen also die Gefühle jedenfalls in der Wechselwirkung der Vorstellungen begründet sein, und dieser spekulative Anhaltspunkt gewinnt umsomehr an Gewicht, als überdies auch die Erfahrung auf dasselbe Resultat hinweist. Wir finden nämlich bei einiger Aufmerksamkeit auf eigenes sowohl, als fremdes Seelenleben, daß mit der Wiederkehr gewisser Vorstellungen sich auch gewisse Gefühle einstellen, während sie mit dem Zurücksinken derselben wieder verschwinden — Zeichen genug, daß die Gefühle von den Vorstellungen abhängig sind.

Nun lehrt uns aber die Fundamental-Lehre der Psychologie weiter, daß alle Wechselwirkung unter den Vorstellungen unter zwei Grundformen auftritt, als gegenseitige Hemmung (völlige oder teilweise Verdrängung) oder als gegenseitige Verbindung. Letztere (mag sie nun Komplikation oder Verschmelzung sein) ist immer zugleich gegenseitige Unterstützung, Förderung. Auf diese beiden Grundformen muß sich also ein jedes Gefühl, es mag irgend welchen beliebigen Namen haben, zurückführen lassen.

Nichtsdestoweniger regt sich alsbald das Bedenken, daß die Hemmung oder Förderung unter den Vorstellungen für sich allein dennoch nicht ausreichen dürfte, den Ursprung der Gefühle zu erklären. Denn hätte jede Hemmung, jede Förderung unter den Vorstellungen schon an sich ein Gefühl zur Folge, so müsste der Mensch unaufhörlich von Gefühlen beunruhigt sein, und zwar deshalb, weil es in der Seele in keinem Momente einen völligen Stillstand giebt; sondern zu den eben im Ablauf begriffenen Vorstellungen, sei es von aussen, durch die Pforten der Sinne, sei es aus den innern Springquellen der Erinnerung, fortwährend neue Elemente zuströmen, wo es dann (da nach der Natur der Seele an ein indifferentes Nebeneinander nicht zu denken ist) je nach der Verträglichkeit oder Unverträglichkeit der zusammentreffenden Vorstellungen notwendig zur Hemmung (Schwächung) oder zur Verbindung (Förderung) unter ihnen kommen muß.

Das hätte aber seine großen Übelstände; das Seelenleben bekäme einen träumerischen Anhauch. Der Mensch, fortwährend nur in den Spiegel der eigenen, bald schmeichelnden, bald drohenden inneren Zustände versunken, würde zu keiner klaren objektiven Auffassung der Welt zu keinem scharf umrissenen Denken, keinem planvollen Handeln gelangen. — Zum Glück jedoch ist dem nicht so. Eben darum aber muß es noch einen weiteren Faktor,

noch ein ferneres Moment geben, wovon es abhängt, daß aus der Hemmung oder Förderung der Vorstellungen sich einmal ein Gefühl entwickelt, ein andermal nicht.

Welcher aber ist dieser Faktor? — Eine Parallele im leiblichen Leben giebt hier einen Wink. Dort wirken tausend verborgene Kräfte, ohne daß wir von ihnen weiter Notiz nehmen, so lange ihr Wirken ein normales ist. Erst wenn in einer der Funktionen Störungen eintreten, nehmen wir eben diese spezifischen Störungen als solche wahr. Ähnliches geschieht auch im Seelenleben. Geht die gegenseitige Hemmung oder Förderung unter den Vorstellungen normal, also unbehindert von statten: so bleibt sie schon deshalb unbemerkt, weil sie in einer unendlich kleinen, für uns inkommensurablen Zeit vor sich geht. Die Vorstellungen steigen oder sinken, werden stärker oder schwächer und zwar so schnell, daß wir es gar nicht gewahr werden. — Nimmt aber die Sache einen abnormen Verlauf, treffen etwa Vorstellungen zusammen, die nach ihrer Beschaffenheit sich hemmen müssen, aber kommt, wenn schon die Hemmung im Zuge ist, eine Hilfe für die bereits im Sinken begriffenen hinzu und behindert einige Zeit hindurch den entsprechenden Vollzug der Hemmung, oder neigen die eben sich begegnenden zur Verbindung, aber ein Gegensatz schiebt sich zwischen sie ein und hält diese Verbindung einen Moment hin; also, erzeugt dort die Hilfe, hier der Gegensatz einen Aufhalt in dem innern Prozesse: dann ereignet er sich in einer Zeit, innerhalb deren er für uns faßbar ist. Der Aufschub, die Verzögerung also bewirkt es, daß die Hemmung als solche, die Verbindung als gegenseitige Beförderung der Vorstellungen, und die eine wie die andere als Veränderung des eigenen, momentanen Gesamtzustandes von der Seele wahrgenommen wird.

Und jenes sich, nicht etwa mittelbar, in ihrer organischen Basis (wie das bei der Empfindung der Fall ist), sondern unmittelbar, in den Bedingungen der eigenen Lebensthätigkeit, Berührt- und Verändertfinden der Seele macht eben die Natur des Gefühls aus.

Demnach kann das Gefühl definiert werden, als unmittelbares Innewerden der Hemmung oder Förderung unter den eben im Bewußtsein vorhandenen Vorstellungen.

Da aber ferner die Vorstellungen sich als die eigentlich in der Seele wirkenden Kräfte darstellen, so wird für die Seele selbst jede Hemmung unter den Vorstellungen zugleich zur Hem-

mung, jede Förderung unter den Vorstellungen zugleich zur Förderung ihrer eigenen Lebensthätigkeit. Man kann demnach obige Definition auch so formulieren: Das Gefühl ist das unmittelbare Bewußtsein der momentanen Steigerung oder Herabstimmung der eigenen psychischen Lebensthätigkeit.

Die Bewährung dieser Definition können erst die näheren Analysen darbieten. Hier aber möchte folgende Bemerkung am Orte sein. Das Bewußtwerden der Steigerung oder Herabstimmung der eigenen Lebensthätigkeit von seiten der Seele ist gewissermaßen ein Messen. Wo aber liegt die Maßeinheit? Jeder Grad von Hemmung liegt auf der Minus-, jeder Grad der Förderung aus der Plus-Seite. Wo liegt dann aber der Indifferenz-, der Nullpunkt, auf der Skala des inneren Lebens?

Diesen Indifferenzpunkt bilden: jene Intensität, jener Umfang des Bewußtseins, jener besondere Rhythmus psychischer Regsamkeit, der dem Individuum innerhalb einer gewissen Periode seines Lebens durchschnittlich und der Regel nach eigen ist. Er ist für verschiedene Individuen ein verschiedener und selbst bei demselben Individuum liegt er, nach dessen verschiedenen Lebensperioden, höher oder tiefer.

Von diesem normalen Stande seines Bewußtseins bildet sich bei dem Einzelnen ein dunkles, beiläufiges Gesamtbild durch Abstraktion aus den, ihm in einem gewissen längeren Abschnitte eigenen, einzelnen Lebensbethätigungen. Dieses dunkle Gemeinbild, das sich der Einzelne von Intensität, Umfang und Beweglichkeit seines eigenen Bewußtseins macht, und das man allenfalls allgemeines Lebensgefühl nennen kann, bildet solcher Art den allgemeinen Hintergrund (allerdings jedoch einen verschiebbaren, wie die Regenwand für den Regenbogen), von dem sich dann die einzelnen Gefühlsregungen eben so abheben, wie von der dunklen Gemeinempfindung die besonderen Lokalempfindungen.

Was sich über diesen normalen Stand des Bewußtseins erhebt, erscheint als Potenzierung, was unter ihn herabsinkt, als Depontenzierung, als Herabstimmung des innern Lebens. Dieses Vitalgefühl bildet demnach ebenso das Maß für den psychischen Lebensgang, wie die Vitalempfindung für den organischen.

§. 3. Einteilung der Gefühle.

Bei der Einteilung der Gefühle bieten sich besonders zwei Einteilungsgründe an. Man kann sie nämlich einteilen erstens: nach dem im innersten Wesen derselben begründeten Ton, oder zweitens: nach den Bedingungen ihres Ursprungs.

I. In ersterer Beziehung gliedern sie sich in Lust und Unlust oder Freude und Leid (im w. S. d. W.), welche beiden sehr

verschiedene Grade gestatten. Diese Einteilung zieht sich durch die ganze Gefühlslehre hindurch und scheidet, welche anderweitige Einteilung man sonst noch treffen möchte, innerhalb der einzelnen Gruppen die betreffenden Gemütszustände in entsprechende Paare.

II. Nach dem anderen Einteilungsgrunde stellen sich zwei große Klassen von Gefühlen heraus:

A. Gefühle, die durch die bloße Form des Vorstellungslaufs bedingt sind und an keiner, ihnen bestimmt vorgezeichneten Qualität des Vorstellens haften.

B. Gefühle, die durch den Vorstellungs-Inhalt bedingt sind; mithin an einer bestimmten Qualität des Vorgestellten haften.

Wir können demnach die ersteren kurzweg als formelle, die letzteren als qualitative Gefühle bezeichnen.

In der einen, wie in der anderen dieser beiden Klassen lassen sich dann wieder weitere Untereinteilungen vornehmen.

ad A: Bei den formellen Gefühlen kann man näher unterscheiden:

a) zwischen allgemeinen, mehr elementaren, und
b) zwischen besonderen, mehr komplizierten.

Zu ersteren gehören die Gefühle der Beklemmung und Erleichterung, des Gelingens und Mißlingens, des Vermissens, Suchens, Findens, der Klarheit und Verworrenheit, der Koïnzidenz (Harmonie) der Vorstellungselemente und des Kontrastes, des Kraftüberschusses und Kraftdefizits.

Zu letzteren rechnen wir die Erwartung, Hoffnung, Besorgnis, Überraschung, den Zweifel, die Langeweile, die Unterhaltung (Erholung).

ad B: Die qualitativen Gefühle sondern sich dagegen, je nachdem die Vorstellungskreise, an denen sie haften, dem höheren oder niederen Geistesleben angehören:

a) in niedere, oder sinnliche,
b) in höhere oder ideelle Gefühle.

Innerhalb der ersten Gruppe handelt es sich namentlich um die subjektive Wirkung der einzelnen Töne und Farben.

Innerhalb der zweiten, welche (wie schon die von uns gebrauchte Nebenbenennung derselben andeutet) in der engsten Beziehung zu den Ideen des Wahren, Schönen, Guten, Göttlichen stehen, begegnen wir den intellektuellen, ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühlen.

1. Die erste Obereinteilung rechtfertigt sich von selbst aus der Definition (§. 2); betreffs der zweiten bedarf es nur weniger Worte. Daß bei den sogenannten formellen Gefühlen es nicht darauf ankommt, was für Vorstellungen sich im Bewußtsein regen, sondern wie, unter welcher Form sie sich begegnen und verlaufen, zeigt schon der Hinweis auf jene Arten, die wir darunter eingereiht haben. Es ist evident, daß z. B. die Beklemmung, der Kontrast, die Klarheit und Verworrenheit, das Suchen und Finden, Erwartung, Zweifel, Langeweile, Erholung, aus qualitativ höchst verschiedenen Vorstellungskreisen hervorgehen können. Anders aber ist das bei den Gefühlen der anderen Klasse, da ist der Vorstellungskreis präzisiert. So z. B. setzen die Reue, das Rechtsgefühl, die Andacht u. s. w. zu ihrem Entstehen das Vorhandensein qualitativ näher bestimmter Vorstellungskreise voraus. Die Reue (als eine besondere Form des moralischen Gefühls) hat zu ihrem notwendigen Vorstellungs-Substrat, einerseits die Kenntnis der Forderungen des Sittengesetzes, anderseits das Bewußtsein der Inkongruenz der eigenen Gesinnungs- und Handlungsweise jenem Gesetze gegenüber. Das Rechtsgefühl (ebenfalls eine Unterart des moralischen) ruht auf der Vorstellung gewisser der äußeren Wirksamkeit der Menschen in ihrem Wechselverkehre abgesteckten und heilig zu haltenden Schranken. Die Andacht setzt Vorstellungen von Gott, wie auch von unserem Verhältnisse zu ihm voraus. Und so haftet denn auch jedes der andern qualitativen Gefühle an seinem eigenen Vorstellungskreise, welcher ihm eben seinen Charakter und Namen erteilt.

Die Untereinteilungen kann erst die Detailbesprechung ins gehörige Licht setzen und bewähren sich auch diese (denn die Obereinteilung ist wohl unanfechtbar), dann wäre das Dogma einzelner Psychologen, „die genauere Schematisierung der Gefühle sei ein bloßer frommer Wunsch,“ hierdurch wesentlich erschüttert, zumal innerhalb der hier abgesteckten Grenzpfähle sich noch mancherlei unterbringen, anderes vielleicht noch zweckmäßiger anordnen ließe.

2. Gelegentlich mag hier noch einiger fremden Einteilungen Erwähnung geschehen. Die hie und da (z. B. bei Drobisch, Zimmermann) vorkommende Einteilung in objektive und subjektive Gefühle ist (weil genau genommen alle Gefühle subjektive Zustände sind [§. 1], nicht sach-, die in materielle und immaterielle dagegen insofern nicht formgerecht, als sie schiefen Nebenvorstellungen Raum gestattet und die Verwechslung von Empfindungen und Gefühlen im hohen Grade begünstigt. Überdies sollen die immateriellen Gefühle etwa mit unseren höheren zusammenfallen, dann ist ihre Sphäre, wenn man sie (durch die Bezeichnung: „immaterielle oder intellektuelle“) als Wechselbegriffe der intellektuellen hinstellt, offenbar zu sehr verengt. Auch will die Subsumtion der Gefühle des Schönen und Häßlichen unter die Rubrik der intellektuellen Gefühle nicht recht passen.

Die anderweitig[1] beliebte Einteilung in vage und fixe Gefühle fällt ihrem Wesen nach mit unserer (schon von HERBART angedeuteten, von WAITZ besser durchgebildeten) Obereinteilung in die formellen und qualitativen zusammen. Aber was dort (S. 318) zur näheren Begründung derselben über die „vagen" Gefühle bemerkt wird, erscheint nicht ganz statthaft. Das vage Gefühl wird daselbst nämlich als „völlig dunkel" bezeichnet und in Parallele mit der Gemeinempfindung gestellt. Alle vagen (= formellen) Gefühle als „völlig dunkel" zu erklären, dürfte jedoch gewagt, und die Parallele mit der Gemeinempfindung allenfalls eher auf die Stimmungen, als auf eigentliche Gefühle anwendbar sein. Nicht minder müssen wir die Äußerung beanstanden, daß bei den vagen Gefühlen ihre Unbestimmtheit „aus der ursprünglichen Schwäche der Vorstellungen," oder „aus Mangel an apperzipierenden Massen" hervorgehe, denn weder das eine, noch das andere braucht vorhanden zu sein. Das vermag die nur ganz summarische Analyse einiger dahin einschlägigen Gefühle darzuthun.

Erwartung, Hoffnung, Zweifel gehören ganz entschieden in die Klasse der formellen (also nach VOLKMANN's Bennennung „vagen") Gefühle. Da aber Erwartung und Hoffnung das Gemütsleben in hohem Grade in Anspruch nehmen können, da vollends der Zweifel, zumal wenn er wichtige Interessen berührt und länger andauert, die Seele des Menschen förmlich zu zerklüften vermag, so darf man hier gewiß keine schwachen Vorstellungen vermuten. Und ebensowenig fehlt es dem mehr praktischen Zweifel Hamlet's, sowie dem vorwiegend theoretischen (metaphysischen) Faust's an einer tieferen Unterlage, an apperzipierenden Vorstellungsmassen. Ebenso ist die begeisterte Siegeshoffnung Richmond's im letzten Akt Richard's III. getragen von der Vorstellung seiner höheren Mission, vermöge deren er sich selbst als Feldherrn Gottes, als Werkzeug der moralischen Weltordnung, betrachten darf; sowie z. B. der Zweifel Othello's an der Treue Desdemona's, gerade durch dessen ideale Auffassung der Gattin und der Ehe überhaupt (weshalb, nebenbei gesagt, SHAKESPEARE höchst sinnig jenem Verhältnisse die triviale, flache Scheinehe Jago's und Emilia's und das vage Verhältnis Cassio's zu Bianca als Folie gegenübergestellt hat), sich in seinen Folgen so verheerend äußert.

§. 4. Das Gefühl in seinen Grundformen als Lust und Unlust, Freude und Leid im weiteren Sinne des Wortes.

Diese beiden Pole des Gefühlslebens sind schon in unserer Definition angedeutet, welche das Gefühl als das unmittelbare Innewerden der Hemmung oder Förderung unter den Vorstellungen und

[1] Siehe: Grundriß der Psychologie von WILHELM VOLKMANN. Halle 1856; ein klar gedachtes, wohlgegliedertes und umfassende Litteraturkenntnis bekundendes Werk.



eben hierdurch zugleich als das Bewußtsein erhöhter oder verminderter, erweiterter oder verengter, beschleunigter oder verzögerter Lebensthätigkeit der Seele darstellt.

Lust also (oder Freude im weiteren Sinne des Worts) entsteht, wenn sich eine gegenseitige Förderung, Unterstützung, unter den Vorstellungen bemerkbar macht. Zuvor aber muß selbstverständlich ein Hindernis, eine teilweise Hemmung vorangehen, damit die Förderung als solche markiert sei. Die Lust tritt in dem Momente hervor, als die Vorstellungen, die zur gegenseitigen Vereinigung hinstrebten, aber daran durch irgend einen Gegensatz verhindert waren, nun durch eine mächtige Hilfe unterstützt, den Gegensatz überwinden und sich ihren Kulminationspunkten nähernd miteinander verschmelzen. Mithin wird ein Lustgefühl immer dann zum Vorschein kommen, wenn ein Druck, der auf dem Seelenleben lastete, mit einem male behoben ist. Also z. B. wenn wir nach langer vergeblicher Anstrengung uns an ein vergessenes, aber in dem Momente eben benötigtes Datum erinnern, einen verlegten oder verlorenen Gegenstand unvermutet wiederfinden, wenn ein Ereignis, das wir fürchteten, dennoch nicht eintrat, eine Arbeit, die anfänglich zu mißlingen drohte, bei erneuter Anstrengung, endlich doch gelingt; wenn wir in das Chaotische, Regellose Ordnung bringen, oder wenn uns nach früherer, beengender Unklarheit plötzlich das Verständnis einer Sache aufgegangen ist; wenn wir aus einem Labyrinth von Zweifeln endlich einen Ausweg, bei widersprechenden Begriffen endlich eine Distinktion, nach welcher die entgegengesetzten Aussagen nebeneinander bestehen können, gefunden haben u. dergl. m.

Unlust (oder Leid im weiteren Sinne des Worts) dagegen entspringt, wenn unter den im Bewußtsein zusammentreffenden Vorstellungen ein Grund zur Hemmung vorhanden ist, diese aber nicht ungehindert von statten geht, so daß sie eben als solche sich bemerklich macht. Hier besteht das Hindernis zumeist in unzeitigen, unwillkommenen Hilfen für die zu hemmenden Vorstellungen.

Ein Unlustgefühl wird also immer dann auftauchen, wenn z. B. nach vorhergegangener Lagerung sich gegenseitig bekämpfender Vorstellungen eine Reproduktionshilfe eintritt, welche den Kampf unter den Vorstellungen von neuem anfacht (Wirkung des Gesangs von Demodokos auf Odysseus; Dido's Bitte an Äneas). — Das Gleiche geschieht, wenn man an etwas, was man sich gerne aus dem Sinn schlagen würde (sei es durch ungeschickte Fragen oder unzeitige

Kondolenz), immer wieder erinnert wird; wenn der früher klare Gedankengang sich zu verwirren beginnt oder der früher ungewöhnlich rege Strom der Vorstellungen mit einem male ins Stocken gerät; wenn wir einen, im selben Moment benötigten Gegenstand vermissen, die gewohnte Ordnung gestört, eine feststehende Regel verletzt finden; wenn kurz vorher als völlig überwunden erachteten Zweifeln und Bedenken unerwartet neue folgen, die gewonnene Überzeugung durch Einwendungen anderer erschüttert wird, eine schon abgethan geglaubte Arbeit von neuem begonnen werden muss u. dergl. m.

In allen den früher angegebenen Fällen regt sich Lust einfach darum, weil sich dort durchweg ein Zuwachs an Kraft oder Fülle der Vorstellungen herausstellte und der früher aufgehaltene Strom derselben in einen regeren Lauf geriet. — In den letztangeführten Fällen dagegen war Unlust begründet, weil hier allemal das Bewußtsein an Klarheit und Kraft oder an der Fülle Einbuße erlitt, oder endlich der Gedankenlauf ungewöhnlich retardiert wurde.

Der tiefere Grund, warum Förderung der Vorstellungen Lust, Hemmung derselben Unlust erzeugt, ist im innersten Wesen der Seele selbst zu suchen. Das wahrhafte Sein der Seele ist ihr Bewußtsein. Wir können sie nicht anders denn als vorstellende Substanz denken. Ihr Vorstellen ist eben ihr Leben und ihre Lebens-Bürgschaft[1]. Dieses Leben ist darum intensiver, voller, rascher pulsierend, wenn starke, viele und bewegtere Vorstellungen da sind; es scheint aber in sich zusammenzusinken, wenn schwache, wenige, langsam dahinschleichende Vorstellungen am geistigen Horizonte vorüberziehen.

Deshalb also gewährt alles, was momentane Steigerung und Erweiterung des Bewußtseins, sowie eine (bis zu einem gewissen Grade gehende) Beschleunigung des Gedankenlaufs verursacht, Lust; Verminderung der Intensität des Vorstellens, Verengerung

---

[1] Wir erinnern hier an die tiefsinnigen Sätze, welche HERBART in seiner Beurteilung der SCHELLING'schen Jugendschrift „von dem Ich, oder dem Unbedingten im menschlichen Wissen“ ausgesprochen. Sie lassen sich hier mit geringen Modifikationen anwenden. Dort heißt es: „Absolutes Sein ist absolute Ruhe und Stille; es ist das feierliche Schweigen über der Spiegelfläche des völlig ruhenden Meeres. Niemand darf es wagen, diesen Spiegel nur durch die kleinsten Kreise zu trüben.

Gerade umgekehrt ist das Ich ein ewig aus sich heraus und in sich zurückarbeitender Sprudel. Ruhe wäre der Tod des Ich; Thätigkeit ist sein einziges Sein.“

des geistigen Horizonts, endlich unnatürliche Verlangsamung des Gedankenlaufs, weckt dagegen Unlust.

Diese theoretischen Erklärungen mögen nun zwei klassische Beispiele belegen und näher erläutern. — Es war ein wahrer Meisterzug Shakespeare's, wenn er in Hamlets Seele gerade in jenem Moment, da derselbe zu der entsetzlichen Gewißheit über seines Oheims Blutschuld, worin überdies seine eigene Mutter mit verwickelt ist, gelangt, nichtsdestoweniger einen Anflug von Lust sich regen läßt. Das künden gleich die ersten, nach dem verhängnisvollen Schauspiel zu Horatio gesprochenen Worte („der Gesunde hüpft und lacht" . . .), das humoristische Selbstlob, das Rufen nach Musik und die animierte Stimmung, in welcher er die beiden Höflinge und Polonius foppt. Dieser Lustanflug ist schon dadurch vollkommen motiviert, daß die, obgleich gräßliche, Erfahrung, welche er eben gewonnen, für ihn zugleich anderseits eine Erlösung von schwerem Drucke ist, der lange auf seiner Seele lastete, indem er so mit einem male aller peinlichen Zweifel entledigt ist, die ihn bis zum Selbstmord stachelten, und daß er endlich in die Lage gekommen, einen festen Entschluß fassen zu können. Dazu kommt aber noch nebenbei jene Lust, welche uns jede gelingende Thätigkeit, jeder glückliche Einfall zu rechter Zeit erzeugt, die Freude darüber, die Anwesenheit der Schauspieler so genial ausgebeutet, den Stimmhammer an des Königs Herz mit so sicherer Hand angelegt zu haben.

Ein gleichfalls glücklicher Griff war es von Lenau, indem er seinen Faust, der erst zuvor in einem nächtlichen Ritt durch die in Lenzespracht prangenden Wälder Erholung und Zerstreuung gesucht, über des treuherzigen Schmieds unermüdliches Anpreisen des eigenen häuslichen Glücks in tiefe Verstimmung versinken läßt, die sich endlich im aufbrausenden Affekte Luft macht. Natürlich der schlichte Handwerksmann hat, ohne es zu wissen, die eben erst eingelullten Dämonen in der Seele seines Gastes wachgerufen, durch seine Rede eine der wesentlichsten Lücken seines Lebens vollends bloßgelegt, ihm recht einschneidend zum Bewußtsein gebracht, daß er, der „Fremdling", der „Unbehauste", auf dem weiten Erdenrund keine Seele „sein" nennen darf!

§. 5. Die sogenannten gemischten Gefühle.

Jene Gefühle, welche man gemischte nennt, sind keineswegs ein Gefühl, welches sozusagen bipolar wäre, d. h. die entgegengesetzten Pole, Lust und Leid, in sich begriffe, sondern es sind dies Gefühlsoszillationen, Gefühlswechsel, oder, wenn wir wollen, Gefühlskontraste, die in einer für uns inkommensurablen Zeit, mithin so schnell vor sich gehen, daß das Successive daran den Schein der Gleichzeitigkeit gewinnt. Es paßt auf sie jenes,

schon von der altindischen Philosophie gebrauchte Bild. Wie nämlich die rasch geschwungene, feurige Kohle sich als Feuerkreis darstellt, der, obwohl aus diskreten, flammenden Punkten bestehend, doch eine geschlossene krumme Linie bildet, so fallen hier mehrere Gefühle, die in Wahrheit jedes für sich bestehen, scheinbar bloß deshalb zusammen, weil die sie auseinander haltende, unendlich kleine Zeit nicht weiter unterscheidbar ist. Dergleichen unendlich rasche Gefühlsfolgen sind aus der ungemeinen Flüssigkeit des Vorstellungslaufes, insbesondere aus der enormen Beweglichkeit der Reproduktionen erklärlich. Diese selbst aber ist begründet in der gewebeartigen Verbindung der Vorstellungsreihen, vermöge welcher Hauptreihen nach allen Richtungen hin wieder mit Seitenreihen zusammenhängen, auf solche Weise die vielfachsten Gedankenübergänge ermöglichend. Diesen innern Mechanismus hat der Dichterheros Goethe in seinem Faust höchst sinnig und wahr charakterisiert in den Worten:

„Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.“

Eben wegen der unabsehbar mannigfaltigen Kombinationen und Verflechtungen unter den Vorstellungen und wegen der hierin begründeten, enormen Beweglichkeit der Reproduktionen, ist denn auch weiter möglich, daß sich in ungemein rascher Folge verschiedenartige Vorstellungsmassen gegenseitig ablösen und solcher Weise die Oszillationen im Vorstellungslaufe auch Oszillationen im Gefühlsleben zur Folge haben.

Nicht minder als das Gewebe der Vorstellungen kann ferner das Phänomen der Apperzeption hier einen Anhaltspunkt darbieten. Unter Apperzeption versteht man die eigentümliche Assimilation und Organisation neuerer, erst in der Bildung begriffener Vorstellungskomplexe und -reihen durch ältere, innerlich konsolidierte und in vielfachen Verbindungen stehende Vorstellungsmassen. Hier zeigt sich das interessante Schauspiel, daß diese Aneignung (Assimilation) bisweilen (wie das Herbart in seiner Psychologie als Wissenschaft, II. Teil, Kap. V dargethan), in Stufen oder Potenzen fortschreitet, so daß die assimilierende Vorstellung nun selbst wieder von einer noch höheren und stärkeren aufgefangen, angeeignet, umgewandelt wird. Dieses Phänomen lehrt

uns nun so viel, daß Vorstellungen gleichsam in verschiedenen Schichten durch das Bewußtsein hindurchziehen und miteinander in Wechselwirkung geraten können. Ist aber das der Fall, dann können alternativ immer andere und andere Elemente verschiedener Vorstellungsmassen sich auf dem Schauplatze des Bewußtseins begegnen, und wie sich dann die Kombinationen und Wechselwirkungen unter den Vorstellungen rasch verschieben, stellen sich notwendig ebenso rasch die Gefühlswechsel ein. Welchen Ton dann das Gefühl annimmt, ob Lust oder Leid augenblicklich die Überhand gewinnt, das hängt davon ab, welche Elemente der zusammentreffenden Vorstellungsmassen eben vorwiegen.

Zur näheren Beleuchtung des jetzt Erörterten mag hier auf die wunderschöne Episode aus der Ilias (VI. Gesang), welche den Abschied Hektors von Andromache behandelt, namentlich auf das unvergleichliche „Lächeln mit weinenden Augen“ hingewiesen werden. Das ist ein ganz prägnanter Fall, der uns den Gefühlskontrast versinnlicht. In Andromache's Seele drängen sich in jener Situation ganz entgegengesetzte Vorstellungsmassen, und daher das fast gleichzeitige Zusammentreffen kontrastierender Gefühle. Das befriedigte Lächeln wurzelt einmal schon in der Vorstellung ihres ehelichen Glückes überhaupt, in dem sie mit edlem Stolze erfüllenden Gedanken, sich Gattin eines solchen Mannes nennen zu dürfen; es ist aber noch ganz besonders in dem Momente hervorgerufen durch die zärtliche Sorge des Gatten, der aus der tobenden Feldschlacht eigens daheim geeilt, sie zu sehen; auch mit veranlaßt, durch den über Astyanax gesprochenen Vatersegen, der der liebenden Gattin und Mutter gleich wohl thut; aber im Hintergrunde lauert der Gedanke an den schnellfüßigen Achilleus, der vielleicht noch heute ihren Gatten töten und sie, nun eine der ersten in Troja, damit zu dem entsetzlichen Lose, Sklavin irgend einer stolzen Griechin zu werden, verurteilen kann! Das ist's, was ihr die Thränen ins Auge lockt.

Ein Gefühlskontrast regt sich auch in Faust bei der Erscheinung des Erdgeistes. Das Überwältigende der Erscheinung macht ihn in seinen Seelentiefen erschauern, und dennoch möchte er die geschwundene zurückbannen, auf daß sie ihm die Geheimnisse der Geisterwelt erschließe.

Eine reiche Quelle solcher Gefühlsoszillationen liegt überhaupt in der Reproduktion kontrastierender Vorstellungen, weil diese sich rasch abwechselnd gegenseitig ins Steigen und Sinken versetzen. So kann z. B. eine Travestie (die ja eben auf jenes Reproduktionsgesetz sich stützt) Mischgefühle erzeugen. Wir freuen uns, wenn sie gelungen ist, des Witzes, der sich darin kündet; doch aber, wenn ihr ein klassisches, uns teuer und wert gewordenes Werk zu grunde liegt, ist unsere Pietät verletzt, und es verstimmt uns wieder auch anderseits, so Hohes ins Gemeine herabgezogen zu sehen. — Ein derartiges Doppelgefühl ist auch

in dem Kinde rege, das in stürmischer Winternacht, der Erzählung abenteuerlicher Märchen und Sagen von Räubern, Riesen und Unholden lauschend, vor Furcht zusammengekauert dasitzt, aber doch unersättlich im Zuhören und ungeduldig darüber ist, wenn abgebrochen wird. — Überhaupt darf man behaupten, alles Romantische erzeuge derartige Mischgefühle. Es unterbricht zwar den gleichförmigen Gang des psychischen Mechanismus, indem es uns in der gemeinen Wirklichkeit ganz abnorme Verhältnisse zeigt und uns in eine ganz neue Welt einführt, und reizt und erfreut dadurch; aber eben weil diese Welt nicht unsere Welt ist, macht es immer zugleich eine unheimliche Wirkung. — Auch in der Liebe, der noch unentdeckten, unausgesprochenen, die eben so sehr hofft als zagt, liegen derlei Gefühlswechsel begründet, wie das in der ihm eigentümlichen Kürze und Prägnanz Goethe in seinem Klärchenliede im Egmont angedeutet hat.

§. 6. Die Gemütszustände, als wesentlich mitbedingt durch die ursprüngliche Einrichtung und die Metamorphosen des Leibes.

Wie innig das Gemütsleben mit der Verfassung und Entwicklung des Organismus zusammenhängt, zeigt der Umstand, daß leibliche Gesundheit oder Krankheit, Alter, Geschlecht, Nahrungsweise, meteorologische Einflüsse, Tages- und Jahreszeit, ja selbst die Lage des Körpers (also sämtlich Verhältnisse, welche direkt die Leiblichkeit betreffen), mehr oder minder auch auf das Gemütsleben ihren Einfluß üben.

Stellen wir zunächst seinem Gemütsleben nach den gesunden und kranken Menschen einander gegenüber: welche Differenz tritt uns da entgegen! Die körperliche Gesundheit wird in der Regel eine Steigerung der Lustgefühle ermöglichen, dagegen die Unlustgefühle mildern; Krankheit hingegen wird die umgekehrte Wirkung üben, die Unlustgefühle werden vorherrschen, die Lustgefühle nur sehr gedämpft auftreten, und sich überhaupt nur auf besondere Veranlassung geltend machen können. Überdies üben verschiedene Krankheitsformen ihren eigentümlichen Rückschlag auf das Seelenleben; Milz- und Leberkranke z. B. sind mehr zu aufregenden, Hektische mehr zu deprimierenden Gemütsbewegungen disponiert. Dieser Einfluß der Krankheit oder Gesundheit auf das Gemütsleben ist übrigens ein sehr vermittelter. Beide setzen zunächst einen wesentlich verschiedenen Verlauf des vegetativen Lebens (der Ernährung, Zirkulation, Respiration) voraus. Alle derartigen Funktionswechsel müssen notwendig auch Veränderungen in den trophischen und Funktionsverhältnissen der Nerven (zunächst der Eingeweidenerven, dann vermittelst der Kommunikationsfasern auch jener der Cerebrospinalachse) hervorrufen und vermöge dieser

weiter auch eine modifizierte Verfassung der Zentralorgane bedingen. Da nun aber alle Cerebralzustände von entsprechenden Seelenzuständen (und umgekehrt) begleitet sind, so muß diese ganze Reihe organischer Veränderungen zugleich wesentlich den Vorstellungslauf abändern, womit ganz natürlich (da Gefühle eben auf Vorstellungen beruhen) auch Veränderungen in der Gemütslage sich einstellen müssen. Wesentlich bleibt bei diesem ganzen Vorgange der Umstand, in welche Verfassung durch den Krankheitsverlauf die Zentralorgane versetzt wurden; ob sie hierdurch eine normale Herabstimmung oder Steigerung erfuhren, in den Zustand der Apathie oder Hyperästhesie versetzt wurden. Diesen Gegenstand schildert LOTZE[1] folgendermaßen: „Ganz gewöhnlich begleitet katarrhalische, gastrische Zustände, die meisten Folgen der Erkältung, jene apathische Stimmung, in welcher auch die angenehmsten und unterhaltendsten Abwechslungen der Eindrücke doch das Gefühl der Langeweile nicht verbannen.“ — „Umgekehrt sehen wir bei anderen Krankheiten, namentlich in Vorläuferstadien, in denen dem Bewußtsein verborgene Störungen die Zentralorgane treffen, jene übermäßige Reizbarkeit des Gemüts auftreten, die jede geringfügige Wahrnehmung mit hastigem Interesse betrachtet, eine Menge von Erinnerungen, Erwartungen, Befürchtungen eilfertig an sie anknüpft und veränderlich von leicht erregten Thränen zum Gelächter überspringt, ein Bild inneren Unvermögens zu stetiger Fassung, analog der Zerstreuung, welche der ungemessene Wechsel der äußeren Wahrnehmungen auch der gesunden Seele verursachte.“

Anlangend das Lebensalter sind in dieser Beziehung die Naivität der Kinderzeit, der ideale Zug, der Hang zu träumerischer Melancholie, das rasche Umschlagen des Tons im Gefühlsleben des Jünglings, ebenso wie die größere Stabilität der Gefühlskreise im Mannesalter bekannte Thatsachen. Hingegen pflegt sich bei dem Greise mehr Apathie den Vorkommnissen der Gegenwart gegenüber kund zu geben, indes sich sein Gemüt gerne in die Leiden und Freuden längst verschwundener Tage zurückversetzt oder in erhöhten Stimmungen, zumal je näher derselbe an den Marken der Ewigkeit steht, sich vorahnend in die Zukunft vertieft. (Solchen, halb vom Morgenrot des Jenseits schon angeleuchteten Greisen schreiben darum die Dichter auch gerne einen prophetischen Blick zu; so SOPHOKLES seinem Teiresias, SCHILLER dem Attinghausen, SHAKESPEARE dem alten Gaunt.)

---

[1] Medizinische Psychologie. S. 516 u. 517.



Nicht minder hat bei jedem der beiden Geschlechter das Gefühlsleben sein besonderes Kolorit und seine besondere Schattierung. Wie überhaupt das Nervensystem (besonders das sympathische) bei den Frauen reizbar ist, so daß dieselben schon innerhalb der Empfindungssphäre sensitiver sind als der Mann, so ist auch das Gefühlsleben bei ihnen ausgebildeter und prävaliert im allgemeinen vor der Erkenntnis. Das Gefühlsleben gebildeter Frauen zeichnet sich durch eine besondere Sinnigkeit und Innigkeit aus und nicht selten sind sie imstande, geheimnisvolle Bezüge im Natur- und Seelenleben richtiger und feiner zu erfühlen („magnetisch abzufühlen", wie sich C. G. CARUS in seiner „Psyche" ausdrückt), als der Mann es vermittelst des sondierenden Verstandes vermag. Dabei geht aber zugleich ihr Seelenleben weit mehr im Gefühle auf, als das des Mannes. Darum konzentriert sich auch in der Liebe ihr ganzes Leben, ihr Glück darin ist ihr einziges und höchstes; nicht so beim Manne, dessen ganzes Leben jene allein nicht auszufüllen vermag. Unglückliche Liebe dagegen kann ihr ganzes Dasein veröden und trüben, sie wohl auch in Laster und Wahnsinn stürzen, während der Mann in Kunst, Wissenschaft oder sozialem Wirken hierfür hinlänglich Ersatz zu finden vermag. Überhaupt vibrieren im weiblichen Gemüte Lust und Leid länger nach als im Manne und beherrschen weit mehr ihr Streben. Wie dem Manne sein vorgezeichneter Lebensplan, dient ihnen ihr herrschendes Gefühl häufig als Wegweiser. Wie die Gemeinempfindung bei ihnen sehr mächtig ist, sind sie auch mehr der Gewalt halbbewußter, ihnen selbst nicht näher motivierbarer Stimmungen anheimgegeben als der Mann und werden schon zum Teil deshalb das „schwache Geschlecht" genannt. Ihre Affekte endlich sind wohl weniger vehement als die des Mannes, aber nagen weit mehr am Lebensmarke.

Auch die Temperamente zeichnen in das Gemütsleben des Menschen ihre unverkennbaren Spuren. Der Sanguiniker und Melancholiker unterscheiden sich augenfällig durch den Grundton ihrer Gefühle; bei ersterem herrscht die heitere, bei letzterem mehr die trübe Stimmung vor. Der Choleriker und Phlegmatiker dagegen charakterisieren sich nicht so sehr durch den Grundton, als vielmehr durch den Höhen- und Breitengrad ihrer Gefühlswelt, indem ersterer weit intensiver und von unendlich mehr Lebensbeziehungen gemütlich ergriffen wird als letzterer. — Der letzte Grund liegt auch hier in der habituellen Verfassung des Nervensystems und namentlich seiner Zentralorgane,

indem dieses überhaupt die Vermittlerrolle zwischen der Seele und den übrigen leiblichen Systemen spielt und, je nach seiner Struktur und Lebensthätigkeit, auf das psychische Leben in vielfach verschiedener Weise zurückzuwirken vermag als Dämpfer oder Fortepedal, als Hemmschuh oder Schwungrad.

Eben wegen ihres Einflusses auf die Nerven und hierdurch weiter auf den Vorstellungslauf äußert selbst die leibliche Ernährung ihre Wirkung auf das Gemütsleben und Mangel daran, wie tierische Übersättigung stumpfen das Gefühl gleich sehr ab. Aus Herder's „Stimmen der Völker“ kann man die Monotonie des Gefühlslebens bei solchen Stämmen, die mit der stiefmütterlichen Natur fortwährend um ihre Existenz zu ringen genötigt sind, leicht heraushören; ebensowenig aber wird man bei dem gefräßigen Buschmanne, ja auch selbst bei dem von der Kultur nur äußerlich berührten Gourmand und Schlemmer feines und tiefes Gefühl zu suchen haben; denn wie es bei Shakespeare heißt: „je feister die Rippen, um desto mehr bankrott die Geister.“ — Andererseits jedoch ist auch die Anregung nicht zu übersehen, welche der mäßige Genuß leicht reizender und erfrischender Nahrungsmittel durch das Medium der Nerven unserm Gedankenlaufe und hiermit zugleich dem Gefühlsleben erteilt. Wegen dieser geistig-gemütlichen Wirkung war selbst der ernste, sittenstrenge Kant ein Freund der Tafelfreuden, und in der That, wie manches schlummernde Gefühl haben schon die Reben, „die Sorgenbrecher“, entbunden, wie manchen Groll versöhnt, wie manche Freundschaft gefestigt! Wir sind nun einmal Amphibien, die halb in der Sinnen-, halb in der Intellektualwelt leben. — Aber jeder Übergenuß in dieser Hinsicht plattet das Gefühl ab und schärft nur den Affekt. Der Rausch kann sogar das Temperament momentan alterieren, und aus dem gemütlichen, harmlosen Sanguiniker (wie Cassio im „Othello“ zeigt) einen Poltron und Raufbold machen.

Wer nun einigermaßen sensitiver Natur ist, wird an sich vielfach den Einfluß der Witterung erfahren haben. Wie ganz anders ist dem Menschen zu Mute, wenn der klare, blaue Himmel lachend und friedlich über der Erde ruht, als wenn dichter Nebel uns umlagert, oder dunkle Wolken schwer herabhängen, und der Regen in Strömen herniedergießt. Dort umspielen heitere Gefühle das Herz; hier breitet sich auch über das Gemüt ein dunkler Schatten, und nicht bloß unsere Gedanken schleichen langsamer einher, auch die Gefühle sind matter und dumpfer.

Was die Jahreszeit betrifft, wem wäre nicht aus seinem

eigenen Leben die anregende, belebende Wirkung des Lenzes, des „Hoffnungsbringers“, bekannt? Die Dichter verlegen darum ihre schönsten Liebesepisoden in den reizenden Maimond. Wie anders ist dagegen das Gemüt im Herbste gestimmt bei einem Gang durch den sich abfärbenden Wald, da die vergilbten Blätter an die Endlichkeit mahnen und die ganze Natur allmählich abstirbt. Nicht Hoffnung, wie im Lenz, stille Wehmut, dunkle Sehnsucht, wie nach einem verlorenen Paradiese, klingt da gewöhnlich, ob auch noch so leise, im Innern an.

Ähnlich wie Lenz und Herbst wirken auf das Gemüt auch Morgen und Abend. Der Morgen, schon deshalb, weil er vom Schlummer erfrischte Nerven findet, stimmt immer heiterer als der Abend, da „die Sonne rückt und weicht“, anderswo „neues Leben“ zu fördern; und die schönen elegischen Worte, die Goethe seinem Faust bei dem Abendspaziergange mit Wagner in den Mund legt, finden gewiß in jedem sinnigen Leser ihr Echo.

Wie endlich sogar die jeweilige Lage des Körpers nicht ohne Rückwirkung auf die momentane Gemütsverfassung bleibt, hat Lotze[1] scharf treffend in folgenden Worten angedeutet: „Wir haben andere Gedanken und Bestrebungen“ — mithin auch zum Teil andere Gefühle — „wenn wir liegen, andere, wenn wir stehen; eine erzwungene, zusammengedrängte Körperstellung dämpft unsern Mut; bequem und nachlässig gelagert vermögen wir schwerlich andächtig zu sein, und aller Zorn beruhigt sich durch die Ruhe des Körpers; die Hand, welche die Runzeln der Stirne glättet, beschwichtigt auch den Verdruß, der sich durch sie aussprach.“

§. 7. Die Beziehungen des Gefühls zu den übrigen Seelenthätigkeiten.

Hier kommen zunächst die Beziehungen des Gefühls zu Empfindungen in betracht. Sie äußern sich darin, daß Empfindungen Gefühle hervorrufen, aber auch hemmen und modifizieren, und ebenso umgekehrt. Daß Empfindungen, und zwar ebensowohl jene im engeren Sinne, wie Sinnesempfindungen, Gefühle erzeugen können, zeigt die Erfahrung in unzähligen Fällen. Sonnenblicke nach trüben Tagen, ein Blick auf die grünende, blühende Landschaft, der schmetternde Lerchenchor, die milde, duftige Frühlingsluft u. dergl. vermögen das Gemüt wunderbar aufzuheitern, wogegen heftige Schmerz-

[1] Medizinische Psychologie S. 518.



empfindungen und trübe, widrige Sinneseindrücke unser Gemüt merklich verdüstern und verstimmen. Daß Empfindungen Gefühle zu erzeugen imstande sind, ist aus doppeltem Gesichtspunkte erklärlich. Einmal folgt das schon aus der solidarischen Verbindung, die zwischen der Seele und dem Leibe besteht und vermöge deren notwendig organische Hemmungen und Begünstigungen sich mittelbar zu geistigen, aber auch umgekehrt geistige, sich mittelbar zu körperlichen gestalten. Sodann ist dies auch daraus begreiflich, daß eine einzige, einigermaßen lebhafte Empfindung (gleichviel, ob Körper- oder Sinnesempfindung) vermöge vielfacher Assoziationen, in denen sie etwa zu anderweitigen Vorstellungen steht, unserm Gedankenlaufe eine völlig veränderte Richtung zu erteilen vermag, was dann natürlich auch eine entsprechende Veränderung der Gemütslage zur Folge hat. Man denke z. B. an den Hypochonder; eine leichte Schmerzempfindung reicht hin, ihn zu verstimmen und tausenderlei Besorgnisse in ihm wach zu rufen.

Umgekehrt können aber auch wieder Gefühle ihrerseits Empfindungen erzeugen und zwar (wie oben angedeutet) deshalb, weil alle psychische Thätigkeit, welchen Namen sie immerhin haben mag, mithin auch das Gefühl, stets mehr oder weniger die Nerven-Zentra in Anspruch nimmt, welche sofort den von der Seele empfangenen Impuls auf die gewöhnlichen Erregungsstellen der Empfindung übertragen, von wo dieser Reizeffekt wieder rückwärts zum Herde der Perzeption, dem Gehirn, geleitet, alsdann eine wirkliche Empfindung oder deren Scheinbild erzeugen kann, wie wenn z. B. das von Gewissensbissen gefolterte Gemüt dem Mörder die Gestalt seines unglücklichen Opfers so lebendig vor die Sinne führt, daß er sich davor entsetzt. (Macbeth beim Königsmahle, die vermeintlichen Blutspuren an der Hand der Lady, Richard's III. Visionen vor der Schlacht.)

Daß sich die Gefühle im Leibe mannigfach abspiegeln, ist schon aus dem gewöhnlichen Leben bekannt. Man sehe nur ein Kind an, das von einer Freude lebhaft ergriffen ist: es klatscht in die Hände, springt in die Höhe, stampft den Boden, drückt das ihm liebe Objekt an die Brust, ja es zittert sogar bisweilen vor Freude, zumal wenn sich Überraschung mit dieser vereint. — Trauer und Scham machen das Haupt sich senken; im Zweifel irrt der Blick unstät umher; in der Furcht und Erwartung ist er meist geradeaus auf einen Punkt fixiert, und die Begeisterung kehrt das Auge nach oben. Eben diese unwillkürlichen Reflexe (die das Kind

und den Wilden überwältigen, die Kultur aber zu bemeistern lehrt) haben dann ganz natürlich wieder mancherlei Empfindungen, namentlich Muskelempfindungen zur Folge.

So spielen fortwährend geistige und leibliche Prozesse ineinander über. Der Ton der Empfindung klingt an den des entsprechenden Gefühls an und findet darin gewissermaßen seine Antwort; das Gefühl findet in der entsprechenden Empfindung sein Echo.

Gefühle hängen auch innig mit Reproduktionen, und zwar unveränderten oder Gedächtnisthätigkeiten, wie mit veränderten oder Phantasieoperationen zusammen. Inhalt, Stärke, Fülle, Rhythmus der Reproduktionen normiert auch jene der Gefühle. Gewisse Vorstellungen sind die Konduktoren bestimmter Gefühle, so daß die Erinnerung an sie auch das betreffende Gefühl erweckt, und da in jedem Individuum sich eine andere Verflechtung der Vorstellungen findet, hat jeder Mensch seine eigenen, besonderen Sammelpunkte von Gefühlen. Die sogenannten Assoziationsgesetze der Analogie, des Kontrastes, der Gleichzeitigkeit und Reihenfolge, sie alle können vielfach aus der Seelentiefe Gefühle hervortreiben. Die Lust an einer geistreichen Metapher, die uns alte, geläufige Vorstellungen nach überraschend zutreffenden Analogien neu kombiniert zuführt, das pikante Ergötzen an einer gelungenen Parodie, das aus dem überraschenden Zusammenstoß von Gegensätzen entstammt, die sich nach kurzem Schwanken endlich ins Gleichgewicht setzen und teilweise verschmelzen, die Macht der Zeichen, Liebespfänder, Angedenken, die elektrische, Nerv und Muskel durchzuckende Wirkung, welche scharf accentuierte Rhythmen auf die Reihenevolution der Vorstellungen und hiermit auf das Gemütsleben äußern, sind Belege hierfür.

Eine überaus ergiebige Quelle der Gefühle ist insbesondere die Phantasie. Indem diese nämlich an einzelne Gegenstände eine Menge von Nebenvorstellungen anreiht, macht sie dieselben zu Trägern und Symbolen gewisser Gemütsstimmungen. So wirkt ein einfaches Kreuz oder Votivbild mitten in düsterer Waldeinsamkeit als ein Symbol des Allgegenwärtigen, und indem wir daran vorübergehen, wird jeder leichtfertige Gedanke zurückgedrängt, unwillkürlich verlangsamen sich unsere Schritte und eine ernstere, feierliche Stimmung bemächtigt sich unser; denn Erinnerungen ernster Art sind es, die jenes Symbol in uns erweckt; Erinnerungen, die bis in das Dämmerlicht früher Jugendzeit zurückreichen, da die Ahnung eines Heiligen, Ewigen zum erstenmal an uns herantrat. —

Erinnerungen ähnlicher Art waren es, die, angeregt durch „Glockenklang und Chorgesang", den eben verzweifelnden Faust weicher stimmten und ihm die verhängnisvolle Phiole vom Munde hinwegzogen. Ähnlich haben auch die Gewalt des Symbols über das Gemüt Öhlenschläger in seinem „Correggio", Calderon in seiner „Andacht zum Kreuze" zu interessanten dramatischen Situationen benutzt. — Bekannt ist ferner, mit welch poetischem Zauber die Phantasie uns die ferne Heimat und die längst dahingeschwundene Jugendzeit ausmalt; bekannt, wie sie uns in der Nacherinnerung die Persönlichkeit der Dahingegangenen viel verklärter darstellt und dadurch Wehmut, Liebe, Sehnsucht weckt und steigert. Sie ist's, die auch dem Leblosen Leben verleiht und es eben hierdurch zum Gegenstande unserer Teilnahme macht. Menschen mit lahmer Phantasie sind darum auch inniger, lange nachklingender Gefühle bar.

Überhaupt kommt es immer darauf an, wie viel und welche Reproduktionen ein Gegenstand unserm Innern entlockt; darnach bestimmt sich dann, was für Gefühle er hervorruft, und ob diese innig und nachhaltig oder nur obenhin anstreifend und flüchtig sind. Aus diesem Grunde kann denn ein und derselbe Gegenstand bei verschiedenen Personen höchst verschiedene Reproduktionen und deshalb ganz entgegengesetzte Gefühle erzeugen. So wird z. B. die Vorstellung eines ausbrechenden Kriegs den Soldaten freudig erregen, denn sie führt vor seine Seele die Bilder eines reich bewegten Lebens, Aussichten auf Ruhm, Rangerhöhung, vielleicht auch Beute und weniger strenge Disziplin u. s. w. — Ganz anders wirkt dieselbe Vorstellung auf den friedlichen, an der Scholle haftenden Landmann, der schon im Geiste seine Saaten von feindlichen Rossen zerstampft sieht, an die Lasten der Einquartierung, an Kriegskontributionen, Brandschatzungen und an das Plündern denkt.

Nicht minder aber unterstützen die Gefühle auch wieder das Gedächtnis und versetzen die Phantasie in ein regeres Spiel. Personen, Thatsachen, Örtlichkeiten, an die sich Lust- oder Schmerzgefühle knüpfen, prägen sich den Gedenktafeln des Gedächtnisses viel schärfer und tiefer ein als solche, die uns gleichgiltig ließen; denn diese Gefühle versetzen die Zentralorgane in lebhaftere Thätigkeit und Mitleidenschaft und demzufolge werden jene Objekte dann schärfer fixiert. — Was dann die Phantasie betrifft, so ist es bekannt, daß dem Künstler das Schaffen um so besser gelingt, je begeisterter er ans Werk geht; dagegen wo die rechte Stimmung fehlt (wie z. B. bei bestellten Gelegenheitsgedichten), kommt nur Mittelmäßiges zustande. Die Begeisterung dient eben durch die

potenzierende Wirkung, die sie aufs Nervensystem übt, als Gedankenentbinderin.

Wenn die Beziehungen des Gefühls zur Denkthätigkeit zu besprechen sind, muß vor allem eines alten Vorurteils erwähnt werden, welches, einen Antagonismus zwischen Verstand und Gefühl voraussetzend, kühn behauptet: „wo viel Verstand, sei wenig Herz und umgekehrt.“ Wohl bildet der Verstand seine Begriffe lediglich nach inneren, wesentlichen Inhaltsbeziehungen unter den Vorstellungen, während das Gefühl gar häufig nur aus zufälligen, mehr äußerlichen Assoziationen entspringt; wohl fehlt es dem Gefühle an jener Klarheit und Schärfe, welche gerade den spezifischen Vorzug des Denkens bildet; wohl wird, so lange das abstrakte Denken thätig ist, das Gefühl nicht aufkommen, solange lebhafte Gefühle auf- und abwogen, kein scharfes Denken gelingen können; wohl wird (wie dies GOETHE so nett in dem bekannten Gedichtchen „die Freude“ gesagt) durch das trockene Zergliedern das eben vorhandene Gefühl aufgelöst, zerstört: nichtsdestoweniger aber vertragen sich scharfes, korrektes Denken und tiefes Gefühl sehr wohl in derselben Seele, wenn auch nicht simultan, doch succesiv einander ablösend. Ja, es läßt sich vielmehr im Gegenteil behaupten, daß nur edle feinfühlende Menschen, wie in Kunst und Wissenschaft, so im sozialen Leben etwas von dauerndem Werte zu leisten vermögen. — Jener nur sehr relative Antagonismus trifft überdies nur eine Gruppe von Gefühlen, nämlich die formalen; denn indem das Denken die Bewegungen der Vorstellungen sistiert, alte, unzukömmliche Verbindungen auflöst, neue, angemessenere anknüpft, leidet hierunter eben das, was hier das Gefühl ausmacht, d. i. die gegenseitige Spannung und Begünstigung der Vorstellungen. Hört aber diese auf, hört auch das Gefühl auf, wird sie modifiziert, wird auch das Gefühl modifiziert. Keineswegs jedoch ist das Denken jenen Gefühlen, die an der Qualität des Vorgestellten haften und zwar jener Gruppe derselben, die wir als die höheren oder ideellen bezeichnen, feindlich, sondern vielmehr sogar ersprießlich. Das Wahre, Gute, Schöne, Göttliche kann ebensogut implizite durch's Gefühl, als explizite in klarer, begrifflicher Sonderung spekulativ erfaßt werden, wenngleich in verchiedenen Momenten. Eine derartige theoretische Bildung, die kein leerer Formalismus ist, schadet diesen Gefühlen keineswegs, sondern sie zerstört an ihnen, wie WAITZ[1] so treffend sagt, „nur

[1] Lehrbuch der Psychologie S. 336.



das Wertlose, Unhaltbare, beseitigt das Unbestimmte und klärt ab, was trübe war.“ — Während der logischen Analyse seines Objekts zieht sich allerdings das Gefühl zurück; ist diese aber einmal abgeschlossen, dann sprudelt es nur um so intensiver und geläuterter hervor. Das zeigt sich besonders auffallend innerhalb der ästhetischen Sphäre. Ein Kunstwerk, das uns schon beim ersten Totaleindrucke ergriff, wird uns um so tiefer und nachhaltiger erfreuen, wenn in uns die Analyse das klare Bewußtsein aller seiner einzelnen Schönheiten aufgeschlossen hat. Auch darf man nicht übersehen, daß das Denken seine eigenen Gefühle weckt. Das „stille, einsame Denken, sein Suchen und sein Finden, seine Sorgen und Befriedigungen“, auch sie können ja den Menschen beseligen und beunruhigen, und zwar tiefer und nachhaltiger, als alle die kleinen Interessen des Tages.

Anderseits leisten aber auch wieder die Gefühle dem Denken mancherlei Dienste. Zunächst schon äußern die heitern Gefühle auf das gesamte Seelenleben eine erfrischende Wirkung, die dann sofort auch dem Denken zustatten kommt; sie wirken da gewissermaßen, wie bei der Maschine das Öl, das alle Räder gangfähig erhält. Sodann haben sie weiter an der Produktivität des Denkens darum einen entschiedenen Anteil, weil sie die Phantasie, die Mutter aller Erfindung, wecken, deren freisteigende Vorstellungen sogut für das Bild, wie für Begriff und Idee den ersten Krystallisationspunkt abgeben, und ohne welche nicht etwa nur der Dichter, sondern ebensowenig der Mathematiker und Taktiker was neues zu schaffen vermag. (Napoleon und Leverrier bedurften ihrer sogut, wie Calderon und Dante.) — Endlich wirken aufs Denken noch weiter die Gefühle auch vermöge jener engen Beziehung, in welcher sie zu einer besondern Art von Urteilen, nämlich zum ästhetischen Urteil stehen. Dieses hat (wie schon bemerkt) die Eigentümlichkeit, daß nur dessen Subjekt ein Begriff ist (der Begriff eines Verhältnisses gleichartiger Dinge oder mitunter sogar eines ganzen Systems einfacher, gehörig kombinierter Verhältnisse); während das Prädikat „schön“, „häßlich“, „löblich“, „schändlich“ unmittelbar aus einem durch den beurteilten Gegenstand hervorgerufenen Gemütszustande resultiert. Am logischen Urteile hat und soll das Gemüt keinen Anteil nehmen; das ästhetische Urteil aber kann ohne Mitbeteiligung des Gefühls gar nicht entstehen. Mithin giebt es ohne eine gewisse Gefühlsentwicklung kein ästhetisches Urteil, ohne ästhetisches Urteil aber keine vollendete Geistesbildung. Das vermögen folgende Erwägungen klar

zu machen. — Das gehörig entwickelte ästhetische Urteil, der ausgebildete Geschmack, nützt dem Denken zuvörderst schon dadurch, daß er in dasselbe Ordnung und Sauberkeit bringt; auch zum Ausbau eines wissenschaftlichen Systems gehört nebst der Klarheit, Schärfe, Richtigkeit der Grundgedanken, ebensosehr die geschmackvolle Gliederung des Stoffs, die harmonische Abrundung und gewandte Behandlung des Details. Auch die strenge Wissenschaft feiert da ihren größten Triumph, wo sie zugleich in künstlerischer Form erscheint. (Man denke z. B. an PLATON's Dialoge.) Nicht minder aber hat zweitens der ausgebildete Geschmack daneben auch seine ethische Bedeutung. Er ist ein wesentlicher Stützpunkt des Charakters, und nur der konsolidierte Charakter erteilt dem Menschen wie im Handeln und Fühlen, ebenso auch im Denken volle Freiheit und Konsequenz und hiermit volle innere Einheit, diese Grundbedingung durchgreifenden Leistens in jeglicher Sphäre. Bedenkt man also, daß ohne Gefühlsentwicklung kein ästhetisches Urteil, ohne dieses kein konsolidierter Charakter, ohne diesen aber kein tieferes Erfassen der höchsten Ideen möglich ist, so wird man in dem Gefühl keinen Antipoden des Denkens erblicken, vielmehr zur klaren Überzeugung gelangen, daß im Gegenteil Vernachlässigung und Verkümmerung des Gefühlslebens dem Denken seine schönsten Früchte rauben würde; denn wo kein Blütenansatz gewesen, da kann auch keine Frucht treiben.

Daß die Gefühle endlich auch mit dem Streben in der engsten Verbindung stehen, ist klar; denn die Gefühle wecken bald Verlangen, bald Verabscheuen und daraus entkeimen wieder Gefühle. Bei einem jeden Streben interveniert mehr oder weniger stets das Gefühl. Dem Verlangen liegt notwendig das Gefühl des Mangels, des Vermissens eines uns, entweder absolut oder relativ, werten Objekts zu Grunde. Das Gefühl markiert erst die leere Stelle im Innern, welche dann das Streben auszufüllen sucht; ohne zeitweiliges Entbehren kein Begehren. — Beim Verabscheuen dagegen ist es das Gefühl des Druckes oder der Störung, welche der verabscheute Gegenstand (sei es vorübergehend, sei es für längere Zeit) in unserem Innern verursacht, was, wie ein innerer Stachel, zur Beseitigung oder Vernichtung des Verabscheuten antreibt. (Was wir verabscheuen, soll fortan kein Element unsers Bewußtseins ausmachen, und das: „Hinweg, mir aus den Augen!“ ist so recht der eigentliche Ausdruck jener innern Repulsion.)

Anderseits folgen auch wieder Gefühle dem Streben als dessen Satelliten auf der Ferse nach. Die Erlangung des Erstrebten

schafft nämlich ebenso notwendig Lust, wie die gelungene Beseitigung des Verabscheuten; Versagung des Erstrebten dagegen ruft ebenso notwendig Unlust hervor, wie die Unmöglichkeit das Verabscheute los zu werden. Alle Befriedigung seines Strebens macht den Menschen, und sei es auch nur vorübergehend, glücklich; alle Nichtbefriedigung dagegen macht ihn, wenigstens für den Augenblick unglücklich. — Ob ihn das momentane Wohl oder Wehe richtig leitet, ist dabei freilich eine andere Frage. Im ganzen genommen und von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, kann sich leicht das Verhältnis umkehren, und dann die Nichtbefriedigung eines gewissen Begehrens nachgerade dem Menschen als ein Glück erscheinen, die kurze Lust flüchtigen Genießens dagegen im Gemüte ihre stechenden Dornen zurücklassen. Dies zeigt, daß man sich nicht immer auf das Gefühl allein verlassen darf, um darnach sein Streben zu regeln. Wer im Handeln bloß seinem temporären Gefühle folgen wollte, wäre oft übel beraten; nur Ideen, nur auf feste, evidente Urteile gebaute Maximen können diesem seine wahre Richtung anweisen.

Nichtsdestoweniger aber leisten die Gefühle dem Streben immerhin sehr wesentliche Dienste. Sie regen es an, leiten es in einzelnen Fällen und reinigen dasselbe. Zunächst ist das durchs Denken geläuterte und disziplinierte Gefühl für den Menschen bisweilen das, was der Instinkt für das Tier. Feines Gefühl ergänzt und ersetzt ausnahmsweise bisweilen das schärfere Denken, indem es selber als eine Art anticipatives Denken fungiert. Während der zergliedernde Verstand ins einzelne eindringt und jedes Moment eines gewissen Lebensverhältnisses uns besonders zum Bewußtsein bringt, während die zentralisierende Vernunft alles auf oberste Grundsätze zurückzuführen sucht und die Lebensgüter nach ihrem innersten Werte prüft, folgt das Gefühl lediglich dem Totaleindrucke und erfaßt die gegebene Situation sozusagen nur *en bloc.* Das kann uns aber dann sehr wohl zu statten kommen, wenn etwa die Verhältnisse derart sind, daß wir uns zum Handeln rasch bestimmen müssen und uns keine Zeit zum Rechnen, Klügeln, Philosophieren übrig ist. Dann, aber nur dann, folge man dem divinatorischen Gefühle. Ein derartiges Gefühl, das uns, selbst in kritischer Situation, wenigstens der Mehrzahl der Fälle nach schnell und sicher leitet, heißt dann Takt. In dieser Beziehung giebt es Menschen (die feiner, sensitiver organisiert zu sein scheinen), denen es gegeben ist, sich mit einem eigenen Takte, selbst in schwierigen Lebensverhältnissen, schnell zurecht zu finden.

Ein so organisiertes Wesen war SOKRATES; das Dämonion, worauf er sich so oft beruft, war ja eben nur ein feiner Takt, der ihm in so seltenem Maße eigen war.

Eine weitere Wirkung, welche die Gefühle auf das Streben äußern, besteht sodann auch darin, daß sie letzteres reinigen, läutern. Dieses gilt insbesondere von den sympathetischen und den höheren, ideellen Gefühlen. Mitleid und Mitfreude, namentlich die letztere (welche weniger pathologischer Art ist), ethisieren das Streben schon darum, weil sie den Egoismus, diese Hauptquelle des Bösen, binden und brechen. Die intellektuellen, ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühle aber läutern und heben das Streben, indem sie uns über die Scholle der gemeinen Wirklichkeit emportragen und in die Welt des Übersinnlichen, in die Intellektualwelt versetzen. Ein Mensch von feinem und tiefem Gefühl kann darum nie eine „gemeine Seele" sein.

Schon im gemeinen Leben hört man von „flachem" und „tiefem Gemüt" sprechen; dieser Unterschied beruht auf der Ausbildung des Gefühllebens und seinen Beziehungen zu den übrigen Seelenfunktionen. Ein flaches Gemüt schreiben wir jenen Individuen zu, welche für die ernsteren und höheren Interessen wenig Sinn haben, nur von dem Nächstliegenden und auch von diesem nicht intensiv und nachhaltig genug affiziert werden. In ihnen prävaliert die Zerstreuung über die Sammlung. Ein solcher Mensch kann sich freuen, aber er kann nicht begeistert, nicht entzückt sein. Er kann nur periodisch betrübt und verstimmt sein; doch wird er sich nie über etwas lange grämen, und er ist sicher davor, an gebrochenem Herzen zu sterben. — Bei Menschen von tiefem Gemüt prävaliert dagegen die Sammlung; bei ihnen rüttelt jedes einzelne Ereignis am Stamme ihres Gesamterlebnisses; Lust und Leid, hier viel intensiver, klingen auch länger nach, indem jedes wichtigere Vorkommnis in seine Beziehungen zu anderweitig Erlebtem gebracht und selbst auf Ideen und Lebenszwecke zurückbezogen wird. Während das oberflächliche Gemüt nur in den Tag hineinlebt, vergleicht das tiefe Sonst und Jetzt und ergeht sich vorahnend selbst in der Zukunft. Das letztere wird darum zwar von jedem Leid schwerer betroffen, es ist dafür aber auch einer Seligkeit fähig, von der das flache Gemüt keine Ahnung hat.[1] Das tiefe Gemüt setzt voraus ein kräftiges Vorstellen, vielfach verwebte Vorstellungskreise, eine regsame Phantasie, entwickeltes Denken, gereifte Reflexion über Welt und Leben. Die Ausdrücke, tiefes Gemüt, tiefes

[1] Es ist eine scharftreffende Äußerung HERBART's: „Oberflächliche Menschen reproduzieren heute nur das Gestrige und Vorgestrige: bei tiefen Charaktern bewegt jeder Gedanke den Stamm des ganzen früheren Lebens." (Psychologie als Wissenschaft, I. Tl. §. 101.)

Gefühl, sind im hohen Grade bezeichnend; denn sie deuten das sich immer weiter und weitere Verpflanzen der Hemmung oder Förderung an, welche die eben jetzt im Bewußtsein sich begegnenden Vorstellungen getroffen hat, bis zu den tiefern Schichten der eben verdunkelten und gelagerten Vorstellungen, zu den apperzipierenden Vorstellungsmassen herab, welche die Grundlagen der Persönlichkeit und des Charakters bilden. Tiefes Gefühl bedarf darum der Held, wie der Dichter. Ersterem erteilt es die Opferfreudigkeit für höhere Zwecke; letzterem lehrt es das Leben von seiner ernsten Seite, das Menschenschicksal, in seiner vollen Bedeutung sympathisch erfassen und dem einzelnen Ereignis eine sinnige Beziehung zum Ganzen geben. Ohne tiefes Gefühl hätte Sokrates keinen Ödipus, keine Elektra geschrieben, ohne tiefes Gefühl wäre der schlichte, einfache Hofer nie ein so leuchtendes Muster patriotischer Aufopferung geworden. — Tiefes Gemüt bildet insbesondere auch die Folie beim wahren Humor, sei es im Shakespeare'schen, sei es im Jean Paul'schen Stil.

Zweites Buch.

Das

Gefühlsleben im besonderen,

d. h. in seinen Einzelerscheinungen.

Erster Abschnitt.

A. Die formellen Gefühle.

a) Die allgemeinen, mehr elementaren Formalgefühle.

§. 8.

Diese begleiten oft kaum merklich den Vorstellungslauf. Da sie mehr oder weniger unbestimmt, mitunter schwach und flüchtig sind, werden sie oft von uns übersehen und werden nur dann bemerkt, wenn sie eine gewisse Intensität und Dauer erlangt haben.

Zu dieser Klasse gehört vor allem das Gefühl der Beklemmung und sein Gegenteil, das der Erleichterung. Diese beiden bilden sozusagen die Elemente des Gefühlslebens, indem sie sich als die einfachsten und primitivsten Gemütszustände darstellen. — Ein Gefühl der Beklemmung kommt immer dann zum Vorschein, wenn auf eine Vorstellung zwei entgegengesetzte Kräfte wirken, wovon die eine sie zu heben, die andere sie unter den Horizont des Bewußtseins herabzudrücken sucht, und die Intensität dieser Kräfte sich das Gleichgewicht hält, sodaß weder die eine, noch die andere, weder die helfende, noch die hemmende, durchzudringen vermag. Die Hauptvorstellung ist dann gleichsam gepreßt, eingeklemmt, zwischen der ihr helfenden und der sie befehdenden; sie kann weder entschieden steigen, noch entschieden sinken, daher der Name „Beklemmung“. In einem derartigen Zustande befinden wir uns z. B., wenn wir uns auf einen Namen, ein Datum, einen Kunstausdruck u. s. w. nicht besinnen können, trotzdem daß wir uns dabei innerer Hilfen, die aber nicht ausreichen (wie etwa bei einem Namen seines Anfangsbuchstabens), bewußt sind. Wir schlagen uns in solcher Situation oft vor die

Stirne und finden es seltsam, daß wir das Datum oder den Ausdruck, der uns, wie man sagt, doch „auf der Zunge schwebt", trotzdem nicht hervorbringen können. Wir fühlen es, daß sich die Vorstellung etwas hebt, an ihrer Spannung (welche wir an der entsprechenden der Cerebralnerven messen); wir fühlen anderseits aber auch den Druck der entgegenwirkenden Kräfte, und so werden wir die Hemmung gewahr und fühlen hierüber Unlust. Ist das zu Reproduzierende für uns gerade wichtig, so macht das Gefühl bald einem Begehren Platz, das Hindernis zu überwinden, und wenn uns das nicht gelingt, stellt sich alsbald ein weiteres formelles Gefühl, das der Nichtbefriedigung ein.

Das Gefühl der Erleichterung entsteht, wenn der Druck gegeneinander wirkender Kräfte durch den plötzlichen Eintritt ergiebiger Hilfsvorstellungen rasch beseitigt wird. Ein solches Lustgefühl erzeugt das sich mit einemmale Besinnen auf etwas, welches man vordem durchaus nicht zu reproduzieren vermochte, das sich plötzliche Orientieren über eine Sache, die man lange nicht begreifen und verstehen konnte, die rasche Zuspitzung nach länger anhaltender Wölbung. — Dabei wird zugleich die früher beklommene Brust freier und wir atmen leichter auf. Dies wird besonders dann bemerkt, wenn wir uns etwa eines Geständnisses in einem günstigen Momente endlich entledigt haben, das uns schon lange drückte, was wir aber gewisser im Wege stehender Verhältnisse wegen abzulegen Anstand nahmen.

Eng verwandt mit den eben erwähnten sind auch die Gefühle der Anstrengung und Leichtigkeit. Das erstere Gefühl wird immer dann rege, wenn uns etwa zugemutet wird, ungleich mehr Vorstellungen, seien es nun Wahrnehmungen oder Begriffe, zusammenzufassen, als wir dessen überhaupt, oder wenigstens in dem Momente, fähig sind. Es stellt sich also ein, wenn man eine Arbeit zu verrichten hat, bei welcher auf viele verschiedene Punkte gleichzeitig und gleichmäßig Rücksicht genommen werden soll; noch mehr, wenn man genötigt ist bei organischem Drucke, bei Abspannung des Nervensystems (*invita Minerva*) etwas zu leisten, was die volle Geisteskraft in Anspruch nimmt. Es macht sich auch dann bemerklich, wenn uns ein viel rascherer Rhythmus des Vorstellungslaufs von außen zugemutet wird, als der uns von Natur aus (namentlich vermöge der individuellen Organisation und Lebensthätigkeit des Gehirns) zukommende oder allmählich zur Gewohnheit gewordene ist. Man denke nur daran, mit welcher Anstrengung man arbeitet, wenn man gedrängt wird und irgend eine Sache in

viel kürzerer Zeit beenden soll, als sie in der Regel erheischt. Es zeigt sich ferner bei dem im Denken minder Geübten, wenn er sich in ein Konvolut abstrakter Begriffe hineinfinden soll; ebenso wenn uns etwas völlig neues aufstößt, für das sich in unserer Seele keine apperzipierenden Vorstellungmassen vorfinden. Wir wissen dann nicht, was wir damit anfangen sollen, an welcher Stelle des vorhandenen Vorstellungsgewebes wir es einzureihen haben, und eben dieses vergebliche Suchen nach Beziehungen desselben zu dem Alten, uns Geläufigen ist's, was die Anstrengung verursacht. Jedermann weiß, wie schwer und langsam die Elemente einer jeden Wissenschaft bewältigt werden, wie leicht und schnell man aber dann weiterkommt, sobald man sich einmal jene gründlich angeeignet hat, denn sie wirken als aufhellende und ordnende (apperzipierende) Kräfte.

Das Gefühl der Leichtigkeit wird dagegen immer dann entstehen, wenn unsere Reproduktionen und Denkthätigkeiten nach früherer Stockung in gewohnte Geleise einlenken, wenn der Ablauf der Vorstellungen durch physiologische Resonanz (mäßige Erregtheit der Centralorgane, etwa infolge von Erfrischungsmitteln) merklich begünstigt wird, oder den bereits im Steigen begriffenen Vorstellungen noch beträchtliche Hilfen zu statten kommen u. s. w. Das letztere Gefühl unterscheidet sich von dem der Erleichterung dadurch, daß es auch länger anhalten kann, während jenes bloß einen Moment währt und sich ebenso rasch kund giebt, als anderseits die Gegensätze sinken.

Ebenso allgemein und rein formeller Natur sind auch die Gefühle des Suchens und Findens, des Gelingens und Mißlingens. Das Suchen bei dem Vermissen eines gewohnten Gegenstandes, dessen man vielleicht gerade bedarf, erzeugt immer ein lästiges Gefühl; denn es führt eine entschiedene Störung unseres Gedankenganges mit sich. Die Störung und Hemmung besteht hier schon in dem Zusammenstoßen zweier Reihen: der alten, reproduzierten, welche das nun entbehrte Objekt noch enthält, und der neuen, durch die Wahrnehmung gegebenen, in welcher es fehlt. Die innerlich hervorgetriebene Vorstellung des fehlenden Objekts erleidet durch die Wahrnehmung, welche immer mächtiger ist als die bloße Reproduktion, eine Hemmung. Zwar taucht sie immer wieder auf, jedoch nur, um abermals gehemmt zu werden. Allein nicht genug daran, daß die Hauptvorstellung (nämlich die Vorstellung des Gesuchten) eine Hemmung erleidet, es überträgt sich dieselbe auch noch auf alle ihre mitverbundenen. Die Vor-

stellung des Vermißten, die jeden Augenblick emporstrebt und sogleich wieder zurücksinkt, wirkt wie ein dem Ablaufe der Vorstellungen entgegenstehendes Hindernis. Die Reihe läuft bis zu diesem Punkte ab; dann stauen und sperren sich die Vorstellungen und ihr voller Ablauf ist zurückgehalten. — Ein ganz geringfügiger Gegenstand kann darum, wenn wir ihn eben in dem Momente, in welchem wir dessen benötigt sind, vermissen, wegen der beschriebenen Störung des Gedankenlaufs eine merkliche Mißstimmung und selbst ein starkes Begehren hervorrufen.

Das Finden des Vermißten (ob es nun abwesend oder verlegt, verloren war) erzeugt notwendig ein Lustgefühl; denn dem Gegenstoß der Reihen folgt nun deren Verschmelzung, dem Weichen des Hindernisses der freie Ablauf der bisher zurückgehaltenen Gedanken. Man denke hier an die Freude des Wiedersehens der Heimat nach langer Abwesenheit oder an das Zusammentreffen mit Freunden nach einer längeren Trennung. Neben anderen Einflüssen ist da ein wesentliches Beförderungsmittel der Lust schon das formelle Gefühl des Findens.

Ähnliche Ursachen walten auch ob bei dem Unlustgefühl des Mißlingens, beim Lustgefühl des Gelingens. Auch wem irgend eine Thätigkeit mißlingt, der hat das Gefühl des Vermissens und zwar jenes des erstrebten Resultats; auch er stößt fortwährend auf eine innere Störung, die in dem Zusammenstoße zweier Reihen liegt; der einen, die ihm den Entwurf des zu Leistenden, der anderen, die ihm die mangelhafte Ausführung desselben vergegenwärtigt. Im endlichen Gelingen, welches jenen Zwiespalt beseitigt, liegt dann die Lust, und diese ist um so größer, je bedeutender die frühere Stockung war, und als je bedeutsamer sich das Resultat der gelingenden Thätigkeit herausstellt.

Auf dem Bewußtsein innerer Einheit oder der Entzweiung, der gegenseitigen Begünstigung oder Behinderung unserer Vorstellungen (ganz abgesehen von jedem bestimmten Vorstellungsinhalt) beruht auch das Gefühl der Harmonie und des Kontrastes, des Kraftüberschusses und Kraftabgangs oder der Ohnmacht.

Das Gefühl der Harmonie ist ein sehr wohlthuendes; denn mit ihm ist momentan eine Bereicherung des Seelenlebens gegeben. Es entsteht immer dann, wenn wir uns des günstigen Zusammentreffens der Vorstellungselemente unter sich oder mit den äußeren Anregungen bewußt werden, und ist zugleich eines jener Formalgefühle, die in das ästhetische Wohlgefallen mit einfließen und es teilweise mit bedingen. (Das Unharmonische, Chaotische stößt immer ab.)

Im Gegensatz dazu ist das Gefühl des Kontrastes oder vollends des Widerspruchs der zusammentreffenden Vorstellungselemente ein sehr lästiges. Zwar kann allerdings der Kontrast als Reizmittel dienen (das Pikante beruht immer mehr oder weniger auf Kontrasten), er muß aber dann nur ein Durchgangsmoment sein und, wie die aufgelöste Dissonanz, zur Harmonie zurückführen. Unerträglich aber ist ganz und gar das Gefühl des Widerspruchs unter zugleich erregten Vorstellungen; dieser mutet uns eigentlich etwas Unmögliches zu, nämlich Unvereinbares zu vereinen, und erzeugt deshalb stets das Gefühl vergeblicher Anstrengung. Es sollen ja hierbei zwei Vorstellungen in einen einzigen Denkakt zusammengefaßt werden, die keineswegs gleichzeitig gedacht werden können, vielmehr so beschaffen sind, daß während die eine steigt, die andere notwendig sinken, während die eine kulminiert, die andere verdunkelt sein muß.

Bei dem Kraftgefühle und seinem Gegenteile, dem Ohnmachtsgefühle, machen sich neben dem günstigen Harmonieren und neben der gegenseitigen Anfeindung der Vorstellungen (wovon ersteres immer eine größere Intensität und Weite des Bewußtseins, wie auch einen regeren Fluß der Vorstellungen bedingt, während der innere Kampf stets die Folge hat, daß das Bewußtsein matter, der geistige Horizont enger wird, der Vorstellungslauf sich verzögert) auch noch physiologische Einflüsse geltend. In das Kraftgefühl fließt immer die gehobene Vitalempfindung mit ein als Folge erhöhter Thätigkeit der Cerebralorgane und der vermehrten Spannkraft der Muskeln. In dem Schwächegefühl macht sich dagegen immer eine Reduktion, eine Herabstimmung der Vitalempfindung, ein Bewußtsein der Erschlaffung der Cerebralorgane und der nachlassenden Spannkraft der Muskeln zugleich bemerkbar.

Dem Kraftgefühle liegt, sofern man die rein psychologischen Bedingungen seines Ursprungs beachtet, wesentlich jenes Gefühl der leichtgelingenden Thätigkeit zu Grunde; nur genügt dabei nicht das bloße Bewußtsein des für eine gewisse Leistung eben ausreichenden Fonds, man muß sich zugleich auch eines Überschusses daran bewußt sein, welcher für weitere Thätigkeit noch verfügbar ist. Es entsteht also hauptsächlich dann, wenn zur Förderung gewisser Vorstellungsreihen mehr Hilfsvorstellungen sich herbeidrängen, als dazu nötig sind, so daß schon vielleicht eine, etwa die stärkste, genügt, die schwächeren aber gar nicht zur Mitwirkung gelangen und so in der Reserve bleiben. Was in dem Kraftgefühle so wohlthuend wirkt, ist demnach vorzüglich das Be-

wußtsein der Sicherheit des Gelingens, nicht der eben jetzt im Zuge begriffenen, sondern voraussichtlich auch einer ferneren Thätigkeit; sowie hingegen im Ohnmachtsgefühle das Bewußtsein des unzureichenden inneren Bestandes an Mitteln und die Besorgnis, er werde auch weiterhin keineswegs genügen, ungemein lähmend wirkt.

Die überschüssigen Begünstigungen des Vorstellungslaufs können übrigens auch nebenbei von mancherlei organischen Einflüssen herrühren. Die Wiedergenesung, der Eintritt der Pubertät, der mäßige Reiz durch Spirituosen, Erfrischung durch ein Bad, Bewegung u. s. w. sind Belege hierfür. — Besonders hervorhebungswert ist aber hier noch die rhythmische Einwirkung. Hierüber sagt Lotze[1] sehr treffend: „Jeder rhythmische Eindruck, der Takt der Musik, der gleichmäßige Schritt des Marsches, die anmutige Bewegung des Tanzes erzeugen in uns eine belebte Stimmung, in der wir uns der geordneten Folge unserer Zustände erfreuen, und wir verstärken absichtlich diese Gefühle, indem wir uns die Arbeit durch taktmäßige Einteilung oder durch Begleitung von Melodien erleichtern.“

Und in der That kann man diese durchgreifende Wirkung des Rhythmus auf das Gemüt sich am besten vergegenwärtigen, wenn man eine bereits ermüdete, nachlässig einherschlendernde Truppe ansieht und beobachtet, wie der rhythmische Trommelschlag oder die einfache Weise der Hornisten, vollends aber Janitscharenmusik mit scharf markierten Takteinschnitten die Massen elektrisch durchdringt und augenblicklich eine gehobenere Stimmung und straffere Haltung erzeugt.

Hierher gehört auch, was Drobisch[2] so schön über die Wirkung des Tanzes nach dem Rhythmus der Musik bemerkt: „Die Musik bringt in dem Ablauf unserer Vorstellungen einen ganz ähnlichen Rhythmus hervor, der in ihr selbst liegt. Dieser teilt sich nun auch unserem leiblichen Leben, soweit es von dem geistigen beherrscht wird, mit, die Belebung des Gemeingefühls wird erhöht, alle unsere Nerven beben rhythmisch, alle Bewegungen nehmen den Rhythmus an, wir schlagen den Takt mit den Händen, stampfen ihn mit den Füßen, nicken ihn mit dem Kopfe, trällern ihn mit dem Munde.“ — Rein wegen dieser, sowohl psychischen als organischen, sich gegenseitig hebenden Begünstigungen sind denn auch z. B. zarte Damen, die sonst nicht eine Stunde über Land zu gehen

[1] Medizinische Psychologie S. 517.
[2] Empirische Psychologie S. 190.



vermöchten, imstande, ohne Ermüdung in einer Ballnacht (wie man berechnet hat) mehr als vier Meilen zurückzulegen.

Das Kraftgefühl ist auch das vorwiegende Moment in der Lust am raschen Fahren oder am Schlittschuhlaufen. Nicht bloß der raschere Wechsel der Eindrücke, die wir hierdurch empfangen (welcher übrigens mitunter auch betäuben und ermüden kann), ist's, was uns erfreut, sondern besonders der Umstand, daß, „weil die eigene Bewegungskraft (beim Fahren) gar nicht in Anspruch genommen wird, es uns vorkommt, als ob diese als reiner Überschuß, als Reserve, noch übrig geblieben wäre; ebenso beim Schlittschuhlaufen, wo die Erzielung einer größeren Geschwindigkeit als gewöhnlich durch eine geringere Kraft die Lust hervorbringt.“ (DROBISCH a. a. O.).

Das Kraftgefühl liegt auch in jeder Siegeslust und zwar nicht bloß in jener, wie sie der Held fühlt, sondern auch in der, welche stattfindet, wenn man seinen Gegner am Schachbrett geschlagen hat, in der des Advokaten, einen schwierigen Prozeß, in der des Autors, den Preis gewonnen zu haben, und wie dergleichen mehr ist.

1. Einfach und primitiv, wie diese Gefühle, in Sonderheit die zuerst angeführten, sind, dürfen wir deren Vorkommen selbst in der Tierseele schon im voraus vermuten und werden hierin auch hinterher durch Thatsachen der Erfahrung bestärkt. Die Beklemmung, die Unlust des Vermissens, die Unruhe beim Suchen und Lust des endlichen Findens zeigen sich unverkennbar bei einem Hunde, der seinen Herrn im Gedränge auf einige Zeit verloren hat. Er läuft hin und her, steht dann wieder einen Moment unschlüssig da, schnoppert und winselt auch wohl im Gefühl der Verlassenheit und des Sehnens. Sobald er auf richtiger Fährte ist, wedelt er immer lebhafter mit dem Schweife, und hat er seinen Herrn gefunden, so kann er sich kaum fassen. Er springt an ihm hinan, liebkost ihn und stößt ganz besondere, abgebrochene Freudenlaute aus.

2. Die berührten Formalgefühle allgemeiner Art komplizieren sich bisweilen sowohl mit den speziellen Formalgefühlen (der Erwartung, dem Zweifel, der Langeweile u. s. w.), als auch mit den qualitativ bestimmten (namentlich mit dem Schönheitsgefühle); wie denn überhaupt in dem bereits höher entwickelten Seelenleben Gefühlskomplexe die einfachen Gefühlsregungen überwiegen und häufig unmerklich ein Gefühl in das andere hinüber spielt. In dieser Beziehung bemerkt VOLKMANN sehr richtig: „Der Gemütszustand jedes Augenblickes wird durch keine fertige Resultante gegeben, sondern setzt sich fortwährend aus den veränderlichen, gleichsam schwebenden Komponenten zusammen.“



b) Die speziellen und mehr komplizierten Formal-Gefühle.

§. 9. Die Erwartung.

Auch die Erwartung ist, wie die vorbesprochenen, ein formelles Gefühl, und die Vorstellungen, die ihr zu Grunde liegen, können höchst mannigfaltiger Art sein. Wenn die schaulustige Menge unruhig harrt, bis der Vorhang steigen und das Spiel beginnen wird, wenn jemand am Bahnhofe das Einlaufen des Zuges, wenn das Kind schon vom frühen Morgen an die Christbescherung, wenn der Astronom den Eintritt eines Sternes in den Meridian seines Ortes erwartet, sind es gewiß sehr verschiedene Vorstellungen, die in der Seele des einen und andern ablaufen; und dennoch hat in allen den so verschiedenen Fällen das Gefühl, das sich dabei regt, denselben Grundcharakter. Der Typus desselben besteht nämlich darin, daß jeder Erwartende (sei das Objekt seiner Erwartung ein Naturprozeß, ein soziales oder rein inneres Ereignis) mit seinen Gedanken der Wirklichkeit voraneilt und sich den zukünftigen Ausgang einer Sache schon im voraus konstruiert.

Man kann darum die Erwartung definieren als die Vorwegnahme (Anticipation) eines zukünftigen Erfolgs durch die demselben voraneilenden Reproduktionen.

Eine derartige Anticipation einer äußern oder innern Wahrnehmung kann der Mechanismus des Vorstellens darum vollziehen, weil bei äußeren Ereignissen durch Natur-, bei innern Vorgängen durch psychologische Gesetze in der Reihe des Geschehens eine gewisse Ordnung, eine gewisse Gliederfolge besteht und sich auf gleiche Vorzeichen in der Regel gleiche Erfolge einstellen.

Man könnte die Erwartung auch als einen dunklen, sozusagen instinktiven Analogieschluß erklären; denn es findet sich immer dabei eine gewisse, wenn auch nur halbbewußte Folgerung. Der Erwartende denkt nämlich, entweder, weil die Reihe B mit der Reihe A einen gleichen Anfang hat, so wird sie mutmaßlich auch einen gleichen Ausgang nehmen, oder er antizipiert: zwei Dinge, die sich in gewissen Merkmalen, die wir bereits kennen, gleich sind, werden es auch in den noch zu ermittelnden sein. Auch in letzterem Falle kommt es, genau genommen, zuletzt auf eine Reihenentwicklung an, indem ja Merkmal nach Merkmal zum Bewußtsein gebracht werden muß, nur daß hier die Gliederfolge nicht streng fixiert ist. Vorherrschend jedoch sind die Fälle der ersteren

Art, und an einem derartigen wollen wir uns diesen inneren Prozeß versinnlichen.

Zum Behuf einer näheren Analyse ist es vor allem nötig, die beiden Hauptstadien der Erwartung zu unterscheiden, nämlich die Spannung und die Auflösung derselben. Die Spannung ist in dem erhöhten Evolutionsvermögen der älteren, reproduzierten Reihe und in dem Drange ihrer einzelnen Glieder, mit den korrespondierenden Gliedern der durch Wahrnehmung gegebenen Reihe zu verschmelzen, begründet; die Auflösung der Erwartung wird in positiver oder negativer Weise durch die Wahrnehmung (ausnahmsweise Sinnestäuschung) herbeigeführt, indem diese die Anticipation entweder bestätigt oder widerlegt.

Zur Erklärung dieser beiden Stadien diene folgendes:

Denken wir uns zunächst, jemand habe einmal früher eine Folge von Erscheinungen beobachtet, welche in seiner Seele eine Reihe von Vorstellungen zurückließ, die wir uns durch die Buchstaben a, b, c, d u. s. w. . . . bis m, n veranschaulichen können. Hinterher nahm ihn anderes in Anspruch und — die Reihe war vergessen. Einige Zeit hierauf aber tritt ein analoges Ereignis ein, das mit jenem früher beobachteten einen völlig gleichen Anfang hat. Schon das erste Glied a′ ist imstande, jene alte Reihe ins Gedächtnis zu rufen; denn das a′ weckt unmittelbar das ihm gleiche a und dieses hebt sofort mittelbar die mit ihm verbundenen Glieder der Reihe nach Maßgabe der abgestuften Reste. Daran aber ist nicht genug. Wie sich das frühere a hebt, erweist es sich als identisch mit dem neuen a′ und verschmilzt mit ihm. Ebenso wird nun auch b durch b′ reproduziert, und beide verschmelzen. Dasselbe geschieht mit c und c′, mit d und d′ u. s. w.

Die Folge der einige Zeit so fortgesetzten Identifikation und Verschmelzung der entsprechenden Glieder jener beiden Reihen ist, daß die vorderen Glieder der älteren (reproduzierten) Reihe ungemein verstärkt werden. Da aber vorzüglich die Stärke der Anfangsglieder den Rhythmus der Evolution einer Reihe bestimmt, so ist durch jene fortgesetzte Verschmelzung das Evolutionsvermögen der älteren Reihe ungemein erhöht, ihr Ablauf beschleunigt, und die Spannung und der Drang ihrer einzelnen Glieder, mit den entsprechenden der neuen (durch Wahrnehmung gesetzten) zu verschmelzen, wächst von Glied zu Glied.

Die Reproduktion, welche bisher fortwährend durch die Wahrnehmung unterstützt und bestätigt ward, eilt nun letzterer voraus und vergegenwärtigt uns anticipativ schon das End-

glied n′, von dem vorausgesetzt wird, es werde mit dem älteren n ebenso identisch sein, wie bisher a′ mit a, b′ mit b, c′ mit c.... u. s. w. sich als identisch erwiesen hatte.

Bis dahin reicht die gespannte Erwartung, ein Gefühl, das immer etwas Beengendes und Beunruhigendes hat. Woher diese Unruhe und Hast stammt, ist nach dem oben Gesagten leicht zu begreifen. Sie ist begründet in dem Vorwärtsdrängen unserer Gedanken, welche durch die ungleich langsamer ablaufenden äußeren Ereignisse immer wieder zurückgedrängt und aufgehalten werden. Die Gedanken laufen ja natürlicherweise immer schneller als die Begebenheiten; wir sind mit jenen schon bei n und n′ angelangt, während die Wahrnehmung uns vielleicht erst das e′ vorführt. Dies wirft uns auf e zurück. In der Zwischenzeit, ehe sofort f′ eintritt, sind wir neuerdings mit unsern Gedanken bei dem anticipierten Endgliede (n′) angelangt und müssen abermals zurück zu f.

So wiederholt sich das Vorwärtseilen der Reproduktionen und das Zurückgedrängtwerden durch die Wahrnehmung von Glied zu Glied bis zum letzten, wobei selbstverständlich die Hast und Unruhe im Wachsen ist, je mehr man sich dem Ende nähert, indem die Evolution der älteren Reihe fortwährend an Schnelligkeit zunimmt und mithin die Spannung stetig wächst.

Das andere Stadium, die Auflösung der Erwartung, läßt eine doppelte Form zu: die Erwartung wird entweder bestätigt und hiermit befriedigt, oder sie wird vereitelt und erweist sich hiermit als leere Täuschung.

Der erstere Fall tritt ein, wenn sich, wie alle früheren, auch die späteren Glieder der beiden Reihen als identisch erwiesen und endlich das antizipierte n′ sich in der Wahrnehmung einstellt, welches dann alsbald mit n als gleich anerkannt wird und mit demselben verschmilzt. In demselben Momente, da dies geschieht, regt sich in der Seele das Lustgefühl der Befriedigung darüber, daß eben das geschah, was wir erwarteten. — Dieses Lustgefühl hat einen doppelten Grund: das plötzliche Weichen der Spannung, des Druckes, welcher auf dem Seelenleben vorher lastete, und die eben hierdurch markierte Steigerung oder Potenzierung der innern Lebensthätigkeit, die damit gesetzt ist, daß zwei Reihen nunmehr zu einer verschmolzen sind, deren Stärke gleich ist der Summe ihrer vereinzelten Kräfte.

Die Sache kann aber auch einen andern Verlauf nehmen. Es kann uns vielleicht gelingen, noch l′ mit l, ja selbst m′ mit m

zu identifizieren, womit die Anticipation eines dem n gleichen n′ um so größer ist. Nun aber mißlinge mit einem male die bisher stetig sich wiederholende Identifikation, und es trete statt des n′ etwas ganz Entgegengesetztes z. B. w ein. Jetzt löst sich die Erwartung in Täuschung auf, und damit stellt sich oft ein sehr herbes und tiefes Schmerzgefühl ein. Dieses ist zunächst schon in dem Zwange begründet, welcher unserem Gedankenlaufe angethan wird, wenn derselbe genötigt ist, die einige Zeit verfolgte Richtung plötzlich verlassen zu müssen, sodann auch in der rückwärtslaufenden Hemmung, welche die ältere Reihe durch die neue erfährt, endlich in der vergeblichen Anstrengung, das wirklich eingetretene Ereignis mit dem anticipierten zu vereinbaren. Das n′, durch innere Hilfen hervorgetrieben, wird zwar sich immer noch im Bewußtsein zu erhalten streben, aber endlich siegt doch die Wahrnehmung (w) durch ihre unwiderstehliche, schlagende Evidenz; die Hemmung trifft sofort zuerst das antizipierte n′, sodann das mit diesem in Gedanken identifizierte n und zuletzt, rückwärtslaufend, alle die mit n verbundenen Glieder der älteren Reihe, das m, l, k u. s. w. wegen ihrer engen Beziehung zu n und n′.

Auf solche Weise muß denn notwendig eine Depotenzierung, eine momentane Herabstimmung des Seelenlebens, also ein Unlustgefühl entstehen, welches das Unlustgefühl der getäuschten oder vereitelten Erwartung, auch schlechtweg das der Täuschung heißt.

Die Hast und Unruhe bei der Erwartung ist begreiflicher Weise um so größer, je mehr man sich um den erwarteten Erfolg interessiert, je länger die beiden Reihen sind, oder wenigstens, je mehr Zeit zwischen dem Anfang und Ende des erwarteten Ereignisses verfloß, je größer die Pausen sind, die zwischen den Eintritt der einzelnen Glieder der Wahrnehmungsreihe fallen, mithin je öfter unsere vordrängenden Gedanken immer von neuem auf die bereits durchlaufenen Punkte zurückgeworfen werden, endlich je feuriger und energischer das Naturell des Erwartenden ist; denn je rascher das normale Tempo, organischer wie psychischer Thätigkeiten bei einem Individuum ist, um so peinlicher wird für dasselbe jede ungewöhnliche Zurückhaltung seiner Gedanken, welche ihm das längere Warten zumutet.

Das bewährt sich an einer kostbaren Studie, die Shakespeare in „Romeo und Julia“ (II. Akt, 5. Sc.) darbietet. — Julia hat die Amme entsandt, um mit ihrem Herzens-Idol, Romeo, die Zeit und Modalitäten einer geheimen Vermählung zu verabreden, gewiß ein für ein junges Mädchen wichtiges Ereignis, umsomehr aber für sie, die als Kapulet niemals auf eine, in herkömmlicher Weise stattfindende Vermählung mit

einem Montague rechnen darf. Man kann sich also denken, wie gespannt sie schon deshalb der Botschaft entgegen harrt. Ihre Unruhe wird aber noch dadurch wesentlich vermehrt, daß die schwerfällige, schwatzhafte, vergeßliche Amme statt der halben Stunde, in der sie zurückkehren wollte, nun schon volle drei Stunden vom Hause fort und noch immer nicht zurück ist. Diese Unruhe kündet sich in den Worten der Harrenden:

„O sie ist lahm!
Zu Liebesboten taugen nur Gedanken,
Die zehnmal schneller fliehn als Sonnenstrahlen,
Wenn sie die Nacht von finstern Hügeln scheuchen.“

Und dann:

„Von Neun bis Zwölf, drei lange Stunden sind's:
Und dennoch bleibt sie aus! O hätte sie
Ein Herz und warmes jugendliches Blut,
Sie würde wie ein Ball behende fliegen,
Es schnellte sie mein Wort dem Trauten zu
Und seines mir.“

Endlich als schon „die Sonne auf der steilsten Höh' der Tagereise“ steht, kommt die Amme heim, doch auch jetzt kann Julia nach so langem Harren auf ihre wiederholten Fragen noch nicht das entscheidende Wort aus ihr herausbringen. Die steten Pausen in ihrer Rede, das fortwährende Abspringen vom eigentlichen Thema, das Klagen über Ermüdung, die vielen Nebendinge, welche sie vorbringt, spannen das arme Kind vollends auf die Folter, und man glaubt fast in der meisterhaft dargestellten Scene die von Minute zu Minute immer ungestümer werdenden Herzschläge Julias zu vernehmen, bis endlich die Freude der bestätigten Erwartung den zurückgedrängten Gedanken die Schleusen öffnet. Der ganze Prozeß muß bei Julia eine um so lebhaftere Färbung annehmen, weil in ihren Adern südlich-heißeres Blut rinnt, wie bereits die erste lebhafte Begegnung mit Romeo und der so schnell geschlossene Bund verraten. — So fänden sich also so ziemlich alle jene vier maßgebenden Umstände hier vereinigt vor.

§. 10. Die Hoffnung — Besorgnis — Überraschung.

Alle diese drei Gemütszustände schließen sich mehr oder weniger an die Erwartungen an. Die beiden ersteren hängen mit ihr so eng zusammen, daß man sie nur als komplizierte Formen derselben ansehen und die eine als freudige, die andere als bange Erwartung bezeichnen kann. Überrascht fühlt man sich aber immer dann, wenn plötzlich etwas sich ereignet, was man eben jetzt nicht erwartet, oder wovon man das Gegenteil erwartet hat. In letzterem Falle kann man wieder freudig oder schmerzlich überrascht werden, je nachdem statt des besorgten Wehes Wohl, oder statt des erhofften Wohles Wehe eintrat.

Die Hoffnung kann man mit DOMRICH kurz als „ein zuversichtliches und freudiges Erwarten" bezeichnen. Sie ist nämlich eine Erwartung, wobei man sich von dem im voraus angenommenen Erfolge eine Lust verspricht, welche das betreffende Individuum schon vorweg (in der Phantasie) genießt, weil ja alle Erwartung, mithin auch die Hoffnung sich, der Wirklichkeit vorgreifend, das Künftige bereits gegenwärtig vorstellt.

An der Hoffnung hat die Phantasie noch weit mehr Anteil, als an der gewöhnlichen Erwartung. Diese stellt dem Hoffenden das Erhoffte in den schmeichelndsten Farben dar und gefällt sich zumeist im Verschönern und Verklären desselben, sodaß dann die wirkliche Erreichung dessen, was er erhofft, dem Menschen gar oft nicht jenen Grad von Befriedigung verschafft, den er sich hiervon versprach.

Immer aber bleibt die Hoffnung eines der wohlthuendsten Gefühle, und wer nichts mehr zu hoffen hat, für den hat das Leben hinfort wenig Reiz. Die Hoffnung thut einmal schon darum so wohl, weil sie ein sanftes Gefühl ist, das uns hinlänglich und länger anhaltend zu beschäftigen vermag, ohne das Gemüt heftigen Flutungen auszusetzen; sodann auch deshalb, weil sie entweder von dem Bewußtsein der eigenen Kraft, oder von dem Vertrauen, das man in fremdes Wohlwollen setzt, getragen ist. Das erstere aber erhöht das Selbstgefühl, das letztere richtet auf und beruhigt durch den Gedanken, daß wir nicht allein stehen, sondern daß es noch Herzen giebt, die sich um unser Wohl und Wehe interessieren. Bei dem Manne ruht sie mehr auf ersterer, im weiblichen Gemüte mehr auf letzterer Stütze. Sie kann überdies auch einen ideellen Anhaltspunkt haben, in dem Gedanken einer Hilfe „von Oben" fußen und mit religiösen Gefühlen in Verbindung stehen, wie die Hoffnung eines besseren Jenseits, wo sie dann meist in eine ruhig getragene, feierliche Stimmung übergeht. Auch kann mitunter die freudige Regung zuversichtlichen Erwartens, das lachende Gemälde künftigen Glücks, von leisen Zweifeln an der Gewährung unterbrochen werden und einen elegischen Anhauch erhalten, wo dann eigentümliche Mischgefühle entstehen, welche sinnige Dichter und große Komponisten so schön wiederzugeben verstanden, namentlich die Elegiker unter ihnen, wie JEAN PAUL und SPOHR. Wird jedoch der Hoffende aus seinen süßen Träumen durch die Wirklichkeit unsanft aufgestört und enttäuscht, oder knüpft sich andererseits an das Erhoffte zugleich ein reges und dauerndes Interesse,

ja ein lebhaftes Begehren an, dann geht die Hoffnung zuerst in tiefe Trauer, sodann in Sehnsucht über.

Das Widerspiel der Hoffnung ist die Besorgnis, d. h. die Vorwegnahme (Anticipation) eines zukünftigen Erfolgs und zugleich der uns von ihm drohenden Unlustgefühle vermittelst der Phantasie.

Letztere ist hier ebenso thätig, wie bei der Hoffnung, nur daß sie im Bilde der Zukunft nicht wie dort, helle Lichter, sondern grelle Schlagschatten aufträgt oder grau in grau malt. Wie die Hoffnung uns das anticipierte Wohl verschönert, stellt die Besorgnis uns das anticipierte Wehe meist übler dar, als es sich hinterher erweist. Mit der Hoffnung tritt ihrer Natur nach das Kraftgefühl in Verbindung, dagegen gesellt sich gern zur Besorgnis das Gefühl der Ohnmacht, infolgedessen sie dann leicht in die Affekte des Bangens und Zagens übergeht. Ein siecher Leib, ein krankes Gemüt, vielfach erlebte Täuschungen, eine drückende und unsichere äußere Lebensstellung, große Umwälzungen im gesellschaftlichen Leben u. dergl. mehr bilden besonders den Boden, dem die Besorgnisse üppig entkeimen. Abhärtung, physische wie geistige, gewecktes Selbstgefühl, kluge Berechnung der Umstände und gläubiges Vertrauen können sie dagegen in engere Grenzen bannen.

Was endlich die Überraschung anbelangt, so kann man Anstand nehmen, dieselbe als Gefühl zu bezeichnen, und sich veranlaßt finden, sie vielmehr zu den Affekten zu zählen; denn die genaue Grenzscheide zwischen Gefühl und Affekt läßt sich leichter im allgemeinen bestimmen, als in ganz speziellen Fällen angeben. Wie beinahe jedes Gefühl, kann auch die Überraschung in einen Affekt auslaufen. Das geschieht jedoch erst dann, wenn sie zugleich das leibliche Leben, und zwar das Gefäß-, Nerven- und Muskelsystem, in beträchtliche Mitleidenschaft zieht. Ehe sie jedoch dieses Stadium erreicht, können wir sie immerhin für ein Gefühl erklären und zwar für dasjenige, welches entsteht durch den unvermittelten Eintritt von etwas Unerwartetem, oder Anders-Erwartetem.

Immer wird man nur durch dasjenige überrascht, worauf man im Augenblick nicht gefaßt war, mag es nun eine unmotivierte Reproduktion (eine freisteigende Vorstellung) sein, die uns plötzlich aufstößt, und bei der wir uns unwillkürlich fragen, „wie kommt mir der Gedanke eben jetzt?“, oder mag sich uns ungesucht eine

ungewöhnliche Wahrnehmung aufdrängen.[1] Die ungewöhnliche Erscheinung, welche uns überrascht, übt immer einen Stoß auf die eben ablaufenden Vorstellungen, verzögert sie oder hält sie sogar auf, wenn auch nur für einen Moment. Alle Überraschung hat darum zunächst, vermöge ihrer hemmenden Einwirkung den leichten Anflug eines Unlustgefühls. Wird nun der Stoß bald ausgeglichen durch die nachfolgende innere Sammlung und innere Aneignung (Apperzeption) des anfänglich Unbegriffenen, dann bleibt es beim bloßen Gefühl; verrückt jedoch derselbe das Gleichgewicht der Vorstellungen für länger hin und in solchem Grade, daß dann weiter auch eine Abänderung der Zustände des leiblichen Lebens (Irregularitäten des Herzschlags, Blässe und fliegende Röte, Streckung der Muskeln u. s. w.) eintritt, dann ist das Gefühl bereits in einen Affekt übergegangen.

Ist dann das, was uns unvorbereitet begegnet, völlig neu, so daß wir nicht wissen, was wir daraus machen sollen, oder regt es nur sehr vage Vermutungen an, die sich untereinander für sich bestehen lassen, ohne sich sonderlich zu fördern oder zu hemmen, dann ist zunächst ein Gemütszustand da, der sich als eine Art Beklemmung, unter Umständen als Verlegenheit, vielleicht auch als Scham, bei wachsendem Unvermögen sich hineinzufinden als Staunen, bei besonders drastischem Eindruck als Bestürzung kundgiebt. Schon letztere bringt die Vorstellungen zum augenblicklichen Stillstehen, nur sammeln sie sich in einiger Zeit wieder. Werden aber vollends die eben ablaufenden Vorstellungen durch das unerwartete Ereignis plötzlich gegen die Schwelle des Bewußtseins herabgetrieben und letzteres zeitweilig entleert, dann ist nicht mehr Überraschung, sondern der Schreck da, und sobald durch das fürchterliche Ereignis die eigene oder die Existenz einer uns nahestehenden Person unabwendbar bedroht erscheint, geht dieser in Entsetzen, bei Einmischung des Romantischen und Mysteriösen in Grauen über. Die letztgenannten Zustände sind sämtlich Affekte; sie werden hier eigens erwähnt, um die ungemeine Beweglichkeit des Gemütslebens und dessen kaum verfolgbare Übergänge und Schattierungen, deren schon die Einleitung (Artikel I) erwähnte, näher anzudeuten.

Was den Ton des eben abgehandelten Gefühls betrifft, d. h.

[1] Desdemona's Weidenlied und ihre Erinnerung an das längsvergessene Bärbchen (Othello IV. Akt, 3. Scene) ist ein Beispiel für eine derartige „freisteigende“ Vorstellung. Sie kommen besonders in großen Gemütskrisen, und an der Schwelle einer solchen steht eben Desdemona.

den Umstand, ob sich die Überraschung als eine angenehme oder unangenehme, freudige oder schmerzliche herausstellt, so hängt dies ab von dem Verhältnisse des unvorbereiteten Eindrucks zu den eben vorhandenen Vorstellungen, etwaigen Erwartungen, Wünschen, herrschenden Neigungen, Tendenzen, ja sogar Maximen des Individuums.

Freudig fühlen wir uns überrascht, wenn etwa eine bedenkliche Angelegenheit durch unvermuteten Wechsel der Verhältnisse plötzlich eine bessere Wendung nimmt, als wir zu hoffen wagten. So ist z. B. Alba in GOETHE's Egmont freudig überrascht, als er letzteren, an dessen Kommen er fast zweifelte (denn derselbe konnte ja von seinem die Falle ahnenden Freunde Oranien hinlänglich gewarnt, ebenso wie dieser, ausbleiben), endlich in den Schloßhof hereinsprengen sieht.

Schmerzlich überrascht dagegen ist jemand, den wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein unerwartetes Ungemach trifft, etwa die Nachricht vom Tode eines Freundes, mit dem er vielleicht noch an demselben Tage gesprochen hatte, und den er völlig gesund verließ; oder wer sich einer trügerischen Hoffnung überließ und sich mit einem male getäuscht sieht — kurz, wer da Wehe findet, wo er Wohl erwartete. So ist Egmont schmerzlich überrascht, als er, zu einer vorgeblichen Staatskonferenz geladen und sich, als Prinz, als Liebling des Volks, nicht minder endlich durch die Statuten des Toison-Ordens geschützt wissend und darum unantastbar wähnend, plötzlich von Alba als dessen Gefangener erklärt wird. — Noch schmerzlicher überrascht ist aber der unglückliche Ödipus, welcher in anbetracht seiner Familienverhältnisse wie mit Blindheit geschlagen sich lange in Sicherheit gewiegt hatte und nun mit einem mal zur schrecklichen Erkenntnis gelangt, der Urheber von allem dem Wehe, das über Theben und sein Königshaus gekommen, sei niemand anderes, als er selbst! Diese Überraschung ist um so tiefer einschneidend, als sich zu ihr noch überdies das sittliche Verdammungsurteil gesellt.

Bei der Hoffnung setzen wir die wohlthuende Wirkung derselben besonders darin, daß sie den Menschen aufrichtet und sein Selbstgefühl erhöht. Diese aufrichtende Wirkung übt die Hoffnung nicht bloß tropisch, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes aus, und wie geistig, so auch physiologisch und physiognomisch. Sie belebt die Muskeln und richtet das Haupt empor. Geistreich sagt in dieser Hinsicht DOMRICH: „Die Hoffnung ist nur die nachgeborene Schwester der Freude, aber sie ist auch beständiger, ihr mildes Feuer erwärmt und ihr belebender

Hauch erfrischt und kräftigt" — „von Krankheit Erschöpfte und vom Kummer Gebeugte werden durch sie im eigentlichen Wortsinn wieder aufgerichtet." — „Die Natur hat sie tief in unsere Brust gepflanzt, der Mensch hofft, so lange er lebt, und ‚noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf'."

Das Anticipieren der Hoffnung, d. h. ihr Verfahren das Ziel irgend welcher Wünsche als erreicht zu erblicken und den glücklichen Erfolg von Willensbestrebungen im voraus anzunehmen, ihr Flug über Zeit- und Raumesschranken hinaus, die sich ihr beigesellende, die wirklichen Verhältnisse verschönernde und verklärende Phantasie, sowie die aufrichtende und das Selbstgefühl armierende Wirkung derselben können nicht genialer bezeichnet werden, als dies SHAKESPEARE in seinem Richard III., in den herrlichen zwei Verszeilen (V. Akt, 2. Scene) gethan:

„Hoffnung ist schnell und fliegt mit Schwalbenschwingen;
Aus Kön'gen macht sie Götter, Kön'ge aus Geringen."

Der Flug „mit Schwalbenschwingen" in der ersten Zeile bezeichnet trefflich das Anticipieren der Hoffnung, das sich in die Zukunft Hinaussetzen und Überfliegen der Gegenwart, während die zweite Verszeile die aufrichtende und das Selbstgefühl namhaft erhöhende Macht der Hoffnung andeutet. — Die Wirkung dieses schon an sich schönen Bildes ist im Zusammenhange der Darstellung noch durch den Umstand gesteigert, daß diese Worte eben dem Richmond in den Mund gelegt werden, der wie die Schwalbe (die Frühlingsverkünderin) seinem Lande „nach rauhen Winterstürmen Yorks" als Retter und Befreier und als Verkündiger einer besseren Zukunft naht.

§. 11. Die Gemütslage des Zweifelnden.

Hier haben wir nicht so sehr den theoretischen Zweifel (das Grübeln des Forschers) im Auge, als vielmehr den praktischen, innerhalb der konkreten Lebenssphäre sich äußernden und in seinen Windungen leichter verfolgbaren, der sich vorzüglich darauf bezieht, ob diese oder jene Wendung der Dinge eintreten, ob die oder jene Willensentschließung zu unserem Heil ausschlagen, ob die auf unsere Geschicke Einfluß übende Gesinnungs- und Handlungsweise anderer sich lauter erweisen werde oder nicht u. dergl. mehr; obgleich ähnliches, wie wir weiter schildern werden, auch im Gemüte desjenigen vor sich gehen kann, der mit sich selbst über wichtige Prinzipienfragen nicht einig zu werden vermag und sich so in einem peinigenden Zwiespalt befangen fühlt, wie z. B. Faust.

Auch die Gemütslage des Zweifelnden hat manches Analoge mit jener des irgend etwas gespannt Erwartenden. Auch der Zweifel ist nämlich anticipativ, ebenso wie die Erwartung, auch



in ihm liegt etwas Problematisches, Fragendes. Der Unterschied aber besteht darin, das der Erwartende einen bestimmten Ausgang irgend einer Sache in seinen Gedanken festhält, während der Zweifelnde zwischen mehreren ihm als gleich möglich erscheinenden Ausgängen und Lösungen einer verwickelten Angelegenheit unschlüssig hin und her schwankt. Man könnte so den Zweifel als eine Erwartung bezeichnen, die sich in zwei oder mehrere Endglieder spaltet. Das deutet schon die Rücksicht auf die Etymologie (zweifeln, d. i. zwei oder mehrere Fälle in Gedanken als gleich möglich setzen) im Deutschen, wie im Lateinischen und Griechischen an.

Schärfer läßt sich die Definition in folgender Weise formulieren: Der Zweifel ist das Gefühl des Unentschiedenseins, welcher von mehreren als gleich möglich gedachten Ausgängen einer Sache sich denn endlich als der wirkliche erweisen werde.

Es wären nun zuvörderst die Bedingungen seines Ursprunges anzugeben, dann der innere Prozeß näher zu analysieren.

Die Bedingungen seines Entstehens sind: Erstens darf der unsichere Ausgang einer Sache nicht, wenigstens nicht direkt und vorherrschend, unserer eigenen Willensthätigkeit anheimgegeben sein. Denn der Zweifel wurzelt ja ganz besonders in dem Gedanken der möglichen Divergenz zwischen unserem subjektiven Voraussetzen und dem objektiven Verlaufe der Dinge.

Zweitens zieht der Zweifel ebensosehr seine Nahrung aus mannigfachen, früherhin unter gleichen oder doch verwandten Umständen gemachten Erfahrungen über das Fehlschlagen unserer Hoffnungen, Vereiteltwerden unserer Wünsche, Getäuschtwerden auch der zuversichtlichsten Erwartungen; denn alles dies erzeugt in uns den Gedanken, daß die Dinge nicht immer so kommen, wie wir erwarteten, sondern oft eine ganz entgegengesetzte Wendung nehmen, und gerade dieser Gedanke ist in der Seele des Zweifelnden der vorwiegende.

Die Naivität der Unschuld, die sanguinische Sorglosigkeit der unerfahrenen Jugend schließen den Zweifel mehr oder minder aus. Ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit baut diese ihre Luftschlösser, giebt sich den kühnsten Hoffnungen zuversichtlich hin, öffnet jedem ihr Herz und sucht hinter jedem lächelnden Antlitz ein wohlwollendes Gemüt. Erst die Täuschung ernüchtert sie und weckt in ihr Vorsicht und Zweifel. Glücklich, wenn nur der scharfe Dorn der ersten Täuschung sich nicht zu sehr festsetzt und das frühere

unbedingte Vertrauen nicht in herrschendes Mißtrauen umschlägt. Schön hat dieses naive Vertrauen, das keinen Zweifel an der Gesinnung anderer kennt, Shakespeare im König Johann an dem von ihm mit besonderer Liebe gezeichneten Prinzen Arthur veranschaulicht. Gehegt und gepflegt unter den Fittichen der Mutterliebe (deren Reichtum und tiefe Innerlichkeit bei Konstanze namentlich die pathetische vierte Scene des III. Aktes ganz enthüllt), war bisher von diesem jungen Prinzen jeder Anhauch der rauhen Wirklichkeit fern gehalten worden; er, der bisher nur Liebe und Aufopferung kennen gelernt hatte, ahnt darum gar nicht, daß es in der Welt Trug, Lüge, Verrat geben könne, und ist selbst dem harten Schergen seines Oheims, dem Gefängniswärter Hubert, mit einer seltenen Zärtlichkeit und einem unbegrenzten Vertrauen zugethan, bis die schauerlich ergreifende Blendungsscene (IV. Akt, erste Scene) ihm die Augen, die er eben verlieren sollte, öffnet. Diese *eine* schreckliche Enttäuschung aber genügt für Arthur, um allen Versicherungen Huberts (in welchem das begabte Kind das schlafende Gewissen geweckt): „daß er ihm für den Reichtum aller Welt fortan kein Leid mehr anthun wolle", nie wieder zu trauen und sein Heil lieber in einer halsbrecherischen Flucht zu suchen. — Anders ist's beim erfahrenen Manne, der durch die Schule des Lebens gegangen, und dessen Geist durch manche Schmerzen der Täuschung, durch das Scheitern manches wohlbedachten Planes gezeitigt ward: der bleibt in kritischen Lagen, auch wenn er seinerseits alles gethan, um sich den Erfolg zu sichern, nichtsdestoweniger leicht dem Zweifel zugänglich. Darum erwidert der doch so mächtige Alba, als zur Ausführung seines Planes bereits die umfassendsten und wohlberechnetsten Anstalten getroffen sind (Egmont IV. Akt), die Worte Sylvas: „Schon seh' ich mit Freuden deinen Anschlag ausgeführt", mit der charakteristischen Äußerung: „Ich freue mich nur über das Geschehene und auch über das nicht ganz, denn es bleibt immer noch, was zu denken und zu sorgen giebt."

Betrachten wir nun näher, *was in der Seele des Zweifelnden vorgeht.*

1. Wie schon die Worterklärung andeutet, spaltet sich dem Zweifelnden der Ausgang einer innerlich ablaufenden *Reihe* von Vorstellungen (in welchem ein äußeres Ereignis *vor*gebildet erscheint) in *zwei*, mitunter auch *mehrere Endglieder.* Er fragt sich nämlich innerlich, wird der Ausgang dieser Sache x oder y oder vielleicht z sein?

2. Alle diese Endglieder kommen nun *abwechselnd* und rasch hintereinander zum *Steigen*, je nachdem für das eine oder andere



Hilfsvorstellungen auftauchen, die es heben und wahrscheinlich machen. Vermöge dieser Hilfen, die in der Reproduktion analoger Fälle begründet sind, ist bald x, bald y, bald z im Bewußtsein gehoben. Bald erscheint dem Zweifelnden das eine, bald das andere als der mutmaßliche Ausgang der Sache.

3. Da sich aber die einzelnen Endglieder (x, y, z), wie die Glieder eines disjunktiven Urteils, wie: A ist entweder b oder c oder d (denn auch der Zweifel setzt ein Entweder, Oder, also eine Disjunktion) gegenseitig ausschließen, da mithin die Wahrscheinlichkeit des einen zur Unwahrscheinlichkeit des andern wird, drückt das eben durch Hilfen begünstigte Endglied das andere, oder, wo deren wie in unserem Beispiel drei sind, die beiden andern gegen die Schwelle des Bewußtseins herab, diese aber reagieren und streben ihrerseits sich zu behaupten.

4. Ist schon dieses stete Schwanken, das abwechselnde Steigen des einen, das Sinken der anderen Endglieder, ungemein beunruhigend, so ist vollends der weitere Umstand, daß es in der Seele des Zweifelnden auch Zeitpunkte giebt, wo sich die verschiedenen entgegengesetzten Glieder trotz ihres Gegensatzes zugleich ins Bewußtsein drängen und jedes sich neben und gegenüber dem andern (was bei der Einheit und Einfachheit der Seele unmöglich ist) zu behaupten sucht, erst recht die Grundquelle der innern Pein.

Das Letzterwähnte hat seinen Grund darin, daß die verschiedenen Glieder ungeachtet ihres Gegensatzes doch wieder eine Komplexion bilden und durch ein gemeinsames Band zusammengehalten werden. Dieses liegt in dem sich gleichmäßig an jedes der Endglieder anknüpfenden Nebengedanken, es könne dies ebensogut wie das andere (oder die andern) sich verwirklichen. Durch diesen Nebengedanken getragen, drängen sich bisweilen gleichzeitig alle herbei, und es kann, wenn gleich momentan das Steigen des einen Gliedes erfolgt, dessenungeachtet nicht die Hemmung der andern vollständig und für die Dauer gelingen.

Dadurch kommt ein Zwiestand, eine Zerklüftung in das Gemütsleben, und dieser Druck und Gegendruck der sich befehdenden Vorstellungen dauert so lange, bis durch die Wahrnehmung (oder beim Zweifel innerhalb der abstrakten Sphäre des Denkens durch Auffindung eines die Gegensätze versöhnenden Mittelbegriffs), die vermöge ihrer siegenden Gewalt durchdringt, ein bestimmtes Glied unter den Endgliedern entschieden bestätigt wird, worauf dann erst die andern entschieden sinken, und sich im selben

Moment das Gefühl einer Erleichterung, eines Freiwerdens von schwerem Drucke bemerklich macht (daher das in Hamlet aufblitzende Lustgefühl nach dem Schauspiele; s. o. §. 4).

Selbstverständlich wird auf der Seele des Zweifelnden ein um so größerer Druck lasten, je wichtiger der angezweifelte Gegenstand und je verwickelter die Lage ist, je mehr sich kreuzende Gegenreproduktionen drängen und das Urteil verwirren, endlich je länger die Entscheidung hinausgeschoben wird. In dieser Beziehung ist es denn auch sehr bezeichnend, daß der äußerste Grad des innern Zerwürfnisses, die Verzweiflung, vom Zweifel ihren Namen entlehnt.

Wie sehr der Zweifel das ganze Gemüt zu zerklüften und den Menschen in solcher Weise sich und seinen sonst befolgten Grundsätzen zu entfremden vermag, daß er sich selbst nicht wiedererkennt, das zeigt die verheerendste unter den Leidenschaften, die Eifersucht; denn der eigentliche Eiterpunkt und die ergiebige Quelle tief reichender Seelenschmerzen ist hier eben der Zweifel am Edelsinn und der Treue einer Person, an die das Herz sich mit unlösbaren Banden gefesselt fühlt. Recht anschaulich führt uns dies Othello, jenes großartige, von SHAKESPEARE's Meisterhand bis in das Kleinste ausgemalte Seelengemälde, vor; wir können daran diese Leidenschaft von dem ersten, leise aufdämmernden Verdacht bis zum letzten vulkanischen Ausbruche, der sein und der Seinen Glück vom Grunde aus zerstört, verfolgen. Das einzige (III. Akt, 3. Scene), wie in der Übereilung gefallene Wort Jago's, „das gefällt mir nicht", ist der die wilde Glut in der Seele Othello's entzündende Funke. Das eine Wort reicht hin, Verdacht zu erregen, und der gewandte Heuchler weiß diesen Verdacht trefflich zu schüren und zu nähren, soviel Scheingründe beizubringen, die Umstände so auszubeuten, daß ihm Othello endlich Glauben schenkt. Aber die so fest gewurzelte Liebe zu Desdemona, wovon er selbst bemerkt, wenn er sie nicht mehr liebe, „dann kehrt das Chaos wieder", zu Desdemona, welche er (wie er nach der schrecklichen That, V. Akt, 2. Sc., äußert) nicht um „eine zweite Welt, aus einem einzigen, reinen Chrysolith erschaffen", hingegeben hätte, die Anmut ihrer Erscheinung, ihre kindliche Unbefangenheit, dieses natürliche Dokument der Unschuld, die Erinnerung an die Vergangenheit, alles das will in einzelnen Momenten den Jago als Lügner und Verleumder brandmarken. In dieser Stimmung ruft er: „Ist diese falsch, dann macht der Himmel sich selbst zu Spott! Ich will's nicht glauben."

Dann gewinnen aber die abgefeimten Künste Jago's wieder die Oberhand über ihn, und der Verdacht steigert sich momentan zur Überzeugung; da rechnet er ab mit Glück und Seelenfrieden. — Gleich darauf regen sich jedoch wieder Zweifel gegen Jago's Ehrlichkeit; er sieht in ihm einen Schurken, der ihm das Teuerste entweiht, und vergreift sich an ihm.

Dieses Zweifeln, dieses stete Hin- und Hergeworfenwerden von unvereinbaren Gegensätzen ist's, was ihn förmlich auf die Folter spannt und verödet. Der Knotenpunkt des Ganzen liegt darum (III. Akt, 3. Sc.) in der Stelle, da Othello in die Worte ausbricht:

„Bei Gott!
Ich denk', mein Weib ist treu, und denk' es nicht;
Ich denke, du bist brav, und denk' es nicht;
Ich will Beweis. Ihr Name, einst so hell
Wie Dianen's Antlitz, ist nun schwarz und rußig
Wie mein Gesicht. — Wenn's Messer giebt und Stricke,
Gift, Feuer, oder Ströme zum Ersäufen,
Ich duld' es nicht. O, hätt' ich doch Gewißheit!"

Nur in diesem ewigen Zweifel, in diesem Stoß und Gegenstoß kontrastierender Vorstellungen, welchem der Stoß und Gegenstoß kontrastierender Affekte folgt, hat die geistige Zerrüttung Othello's ihren Sitz und Grund. Sein durch die immerwährenden Gemütserschütterungen verdunkelter Verstand läßt ihn so sich immer tiefer und tiefer in dem diabolischen Netze Jago's verstricken, und nun ist sein und Desdemona's Schicksal entschieden.

Othello's Seele hat wie eine Ellipse zwei Brennpunkte: Liebe und Feldherrenruhm. Ist erst eines dahin, bricht auch das andere bedeutungslos zusammen. Daher die Expektoration (III. Akt, 3. Sc.):

— — „O nun, auf immer
Fahr' wohl des Herzens Ruh'! Fahr wohl, mein Friede!
Fahr' wohl, du wallender Helmbusch, stolzer Krieg,
— — — — — — — — — — — —
Fahr' wohl! Othello's Tagwerk ist gethan!"

§. 12. Die Langeweile.

Auch die Langeweile hängt mit der Erwartung zusammen und zwar einmal schon darum, weil sie aus lange hingehaltener Erwartung entspringt, sodann auch deshalb, weil sie mit der Erwartung ungeachtet manches Verschiedenen doch auch Gemeinsames hat.

Das Gemeinsame besteht darin, daß beiden, dem Gelangweilten sowie dem etwas mit regem Interesse Erwartenden, die (äußere) Zeit viel zu langsam verfließt; beide zählen jede Minute; der freien Evolution der Vorstellungen wird hier wie dort Gewalt angethan von außen. Darum regt sich auch in beiden die Ungeduld. Aber näher besehen ist der Druck, der auf demjenigen lastet, welcher irgend ein Ereignis mit Ungeduld erwartet, wohl zu unterscheiden von demjenigen Drucke, welcher den Gelangweilten beengt.

Es drückt erstens den Erwartenden das Vermißte. Daß er die anticipierte Zukunft nicht schnell genug zur Gegenwart machen

kann, verdrießt ihn, dem Gelangweilten dagegen macht es Verdruß, daß er aus der gegenwärtigen Situation sich nicht schnell genug losmachen kann.

Sodann ist hervorzuheben, daß, wenn auch beide weiter streben, doch ihr Streben wesentlich verschieden ist. Der Erwartende steuert mit seinen Gedanken auf einen ganz bestimmten Punkt los, auf das Endglied einer im Ablauf begriffenen Reihe, d. h. auf den mutmaßlichen Ausgang einer gewissen Sache. Mit der Erwartung verknüpft sich darum gewöhnlich ein Verlangen. — Anders bei der Langeweile. Die Gedanken des Gelangweilten nehmen keine so genau bestimmte Richtung, sie schweifen vielmehr ins Unbestimmte. Auch hat er keinen positiven Wunsch wie der Erwartende, sondern vielmehr den negativen, in dieser ihm lästigen Situation nicht länger zu verbleiben. Hier also regt sich vorherrschend ein Verabscheuen.

Endlich ist nicht bloß die Art, sondern sozusagen auch die Breite des Druckes bei beiden verschieden. Bei der Erwartung trifft der Druck nur eine Vorstellungsreihe, nämlich jene ältere, reproduzierte, für welche die Bestätigung des Antizipierten durch die erwartete Wahrnehmung viel zu lange ausbleibt. Bei der Langeweile aber verbreitet sich Druck und Hemmung momentan über das ganze Seelenleben; mindestens treffen sie alle jene Gedankenkomplexe, welche sich dann, wenn die lästige Situation nicht da wäre, unbehindert würden entwickelt haben. (Man kann sagen, die Langeweile verursache dem Seelenleben sowohl „lucrum cessans", als „damnum emergens"; das von außen Dargebotene vermag man sich nicht anzueignen, seinen eigenen, von Innen herzuströmenden Gedanken aber auch nicht nachzugehen wegen der äußeren Störung.)

Nach diesen Andeutungen definieren wir die Langeweile als dasjenige Unlustgefühl, welches entspringt aus der Unangemessenheit der äußeren Eindrücke, mag letztere nun in dem Inhalt, Quantum oder Rhythmus derselben liegen.

Merkwürdig ist bei diesem Unlustgefühl, daß es aus zwei sich völlig entgegengesetzten Ursachen hervorgeht: aus der Massenhaftigkeit, Unfaßlichkeit, allzu raschen Folge des Dargebotenen ebensogut, wie aus der Leere, Dürftigkeit, Trivialität und schleppenden Langsamkeit desselben. — Den Menschen langweilt sonach alles, was hoch über, oder tief unter seinem geistigen Horizonte liegt, ferner alles, was ihm einen rascheren, forcierteren Gedankenlauf zumutet, als dessen er normaliter fähig ist, aber auch alles, was seinen

Gedankenlauf ungewöhnlich verzögert. Jeder Mensch hat nämlich einen ihm individuell eigenen, durchschnittlichen Rhythmus des Vorstellungslaufs, und dieser Rhythmus ist physiologischerseits bedingt durch die eigentümliche Struktur und Lebensentwickelung seines Cerebralsystems, psychologischerseits dagegen durch die größere oder geringere Summe erworbener Vorstellungen und deren vollkommenere oder minder vollkommene Verbindung (Association und Verwebung). — Was ihm nun einen forcierteren Gedankenlauf zumutet, als dessen er nach seinem Bildungsstande fähig ist, das überspannt und erschöpft ihn; was ihm dagegen eine langsamere Gedankenbewegung (als seine gewohnte) aufnötigt, spannt ihn ab und weckt in ihm eine Art geistigen Ekels. In einem wie im anderen Falle zeigt sich immer eine geistige Ebbe, nur im ersteren Falle nach kurzer Flut, im zweiten sogleich. Hier wie dort ist die Herabsetzung des Seelenlebens auf ein Minimum die Quelle der Unlust. Sonach lassen sich zwei Arten der Langeweile unterscheiden:

I. Langeweile der ersten Art tritt ein, wenn des Neuen, das keine Anknüpfungspunkte an apperzipierenden Vorstellungsmassen vorfindet, die demselben von Innen her entgegen kommen; um es aufzunehmen und zu verarbeiten, zu viel geboten wird, oder wenn die Folge in dem Dargebotenen eine viel zu rasche ist, so daß man über dem Einen das Andere fallen lassen muß und den Zusammenhang verliert, das Dargebotene nicht zu fassen, sich darüber nicht gehörig zu orientieren vermag. In diesem Falle entsteht ein Gefühl, welches in der organischen Sphäre seine entsprechende Parallele am Schwindel hat und von diesem (namentlich bei nervösen Personen) auch mitunter wirklich begleitet sein kann. (Man denke nur z. B., jemand werde durch eine Bildergalerie von vielen Zimmern und Sälen rasch hindurch geführt, ohne sich bei den einzelnen Gemälden eingehend aufhalten zu können. Durch diese bunte Jagd von Figuren und Farbeneindrücken, die ihm durch die Seele ziehen, wird er zuletzt völlig betäubt und schwindlich werden.)

Das Quälende dieser Art Langeweile besteht zunächst in dem fortwährenden Abreißen des Gedankenfadens. Es werden nämlich in uns bei derartiger allzurascher Folge des Dargebotenen eine Menge von Vorstellungen angeregt, aber sogleich wieder durch die nachfolgenden verdrängt. Ehe sich eine Gedankenkombination gehörig bilden kann, ist sie schon wieder abgebrochen, und nur Bruchstücke des Früheren verbinden sich mit jenen des Späteren.

Es kommen vielleicht mitunter einzelne Punkte, bei denen man gern verweilen möchte, es fängt vielleicht zeitweilig an, das Verständnis einzelner Partien in uns aufzudämmern, aber die nachdrängende Flut des Neuen zwingt uns, jene Gedanken wieder fallen zu lassen, und wir haben abermals den Zusammenhang und mit ihm das Verständnis der Sache verloren.

Diese jeden Augenblick vorgespiegelte Orientierung, die im nächsten wieder vereitelt wird, dieses gezwungene Abbrechen unserer Gedanken, hat endlich ein Nachlassen der Aufmerksamkeit und ein völliges Verzichten auf das, was uns weiter geboten werden mag, zur Folge. Die längere Zeit hindurch vergeblich versuchte Sammlung endet mit Betäubung, Schwindel und Leere. Es bleibt am Ende nichts zurück, als das Bewußtsein innerer Anstrengung ohne Gedankengewinn.

II. Die Langeweile der zweiten Art entsteht, wenn uns das Dargebotene zu wenig beschäftigt, wenn wir uns von einem Gegenstande (sei es ein Ereignis, ein Schauspiel, ein Buch, eine Gesellschaft u. s. w.) im voraus mehr geistige Anregung versprochen haben, als derselbe hinterher bietet; wenn wir eine lange Rede, die alles inneren Gehaltes bar ist, oder eine uns bis zum Überdruß bekannte Geschichte, in allen ihren Details Anstands halber immer wieder anhören, oder einer leeren Zeremonie lange beiwohnen müssen. Diese Art Langeweile bemächtigt sich unserer auch beim unvermeidlichen Antichambrieren, beim Anhören eines schleppend vorgetragenen Tonstückes, das ein lebhafteres, rascheres Tempo verlangt; ebenso, wenn uns etwa bei einem dringenden Geschäftsgange, während wir keine Minute zu verlieren haben, eine lange Reihe von Equipagen oder ein Fuhrwesenzug in die Quere kommt, und uns am Weiterkommen hindert. In letzteren Fällen grenzt die Langeweile eng an die Ungeduld des Erwartenden an, nur daß dieselbe nicht spannend, sondern abspannend wirkt.

Bei dieser zweiten Art von Langeweile liegt der Grund der Unlust in der unserem Seelenleben aufgedrungenen langsameren Bewegung, sowie in der für das dargebotene Material bereits abgestumpften Empfänglichkeit. Unsere vorwärts drängenden Gedanken, bei Bekanntem und uns deshalb wenig Interessierendem immerfort aufgehalten, geraten hierbei je weiter, desto mehr ins Stocken. Diese Form hat etwas Analoges mit der Empfindung des Ekels, der vorzugsweise auch aus Übersättigung mit Unverdaulichem entspringt.

Für die eine wie für die andere Art der Langeweile, finden sich klassische Beispiele in GOETHE's Faust. Langeweile, die an Schwindel grenzt, erfaßt allmählich den Schüler bei den Auseinandersetzungen des Mephistopheles über die vier Fakultäten, welche ihn mit einer Fülle von Gedanken überschütten und ihm schon wegen ihrer mitunter mysteriösen und stark mit Ironie versetzten Form unverständlich sind. Das künden die beiseite gesprochenen Worte desselben:

„Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum."

Langeweile der anderen Art fühlt Faust, als der „trockene Schleicher" Wagner ihn aus seinen durch die Erscheinung des Erdgeistes angeregten und vorwärts stürmenden Gedanken herausreißt und durch ungelegene Fragen und Bemerkungen auf längst überwundene Standpunkte zurückwirft. Charakteristisch ist's hierbei, wie sich Faust's Überdruß in folgenden Worten Luft macht:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet."

§. 13. Die Unterhaltung (Erholung).

Die Unterhaltung ist das Gegenteil der Langeweile; denn während letztere unsern Gedankenlauf ins Stocken bringt, versetzt ihn erstere in ungehemmten Fluß. Wir suchen dieselbe dann, wenn wir von ernster Arbeit erschöpft sind, gerade deshalb, um nicht der lähmenden Langeweile anheimzufallen.

Soll uns nun eine Beschäftigung unterhalten, so muß sie unsere Vorstellungen leicht anregen, sodaß sie fortan frei, ohne Anstrengung und ohne Stocken, sich entwickeln können.

Wir definieren deshalb die Unterhaltung als dasjenige Lustgefühl, welches entsteht, indem unsere Gedanken von Außen leicht angeregt und in mühe- und lückenloser Fortentwicklung einige Zeit hindurch erhalten werden.

Wir könnten auch sagen, sie sei ein Lustgefühl der leichten, zwanglosen und dem momentanen (leiblichen wie geistigen) Bedürfnisse angemessenen Beschäftigung.

Die Bedingungen ihres Entstehens ergeben sich aus ihrer Natur. Erstens darf uns das von außen Dargebotene nicht völlig neu und fremd sein, denn das brächte eher Stockung, als einen regeren Fluß unseres Vorstellens hervor, und eben die Unfaßbarkeit des Dargebotenen und die Stockung des Vorstellungslaufs

sind ja durch die Unterhaltung fern zu halten. Auch darf uns die Unterhaltung keine strengen, abstrakten Begriffsbildungen zumuten, denn die sind immer mit einer gewissen Anstrengung verbunden, während die Mühelosigkeit ein Hauptmoment der Unterhaltung bildet. — Sie muß vielmehr den uns bekannten und geläufigen Vorstellungen einen Antrieb gewähren, neue, womöglich überraschende Verbindungen einzugehen. Darum unterhält sich jeder am liebsten mit seines Gleichen, denn da fehlt es nicht an Anknüpfungspunkten.

Zweitens. Diese neuen Verbindungen dürfen jedoch keine ständigen, auf wesentlichen, inneren Inhaltsbeziehungen der Vorstellungen beruhenden sein, sondern vielmehr solche, die auf zufälligen, äußeren Assoziationen beruhen, Verbindungen, wie sie die gaukelnde Phantasie und der spielende Witz erzeugt. Die Unterhaltung darf uns ja nicht zumuten, uns in eine weitreichende Gedankenverbindung zu vertiefen, ein Thema bis in seine letzten Konsequenzen zu verfolgen, denn nicht Sammlung und Vertiefung, sondern Wechsel, leichtes Fortgleiten von Vorstellung zu Vorstellung ist das Charakteristische derselben. Wir müssen darum die Freiheit behalten, den eben aufgenommenen Gedanken auch wieder jeden Moment fallen zu lassen. Darum unterhalten leichte Witz- und Wortspiele, Rebus, pikante Anekdoten, denn sie sind Kinder des Augenblicks und beruhen auf einer Verbindung von Vorstellungen, die der Augenblick knüpft und wieder löst; sie reizen, aber fesseln nicht. Namentlich gleichen die Bonmots kleinen Blumen von penetrantem Geruch, aber kurzer Lebensdauer. Sie reizen nur, wenn sie *a tempo* kommen, sich auf eine Person oder ein Ereignis beziehen, welche gerade den Stoff des Tagesgesprächs bilden; später verlieren sie ihren Reiz.

Drittens. Der Wechsel des von außen Dargebotenen muß so unausgesetzt sein, daß uns keine Zeit gelassen wird, zwischen die einzelnen Glieder jener Reihe fremdartige, die Aufmerksamkeit und das Interesse von jenem ablenkende Gedanken einzuschieben. So vermag z. B. die interessanteste Erzählung aus dem Munde eines Stotternden, der jeden Moment stecken bleibt, nicht zu fesseln, wir ermüden durch die ewigen Pausen und denken allmählich an andere Dinge, horchen nicht weiter auf. Sobald sich fremdartige Gedanken einschieben, ist es mit der Unterhaltung aus. Das geschieht, wenn man sich in Gesellschaft noch so gut unterhielt, sobald einem plötzlich der Gedanke aufsteigt, man habe etwa ein Wort zur Unzeit gesagt, den oder jenen damit verletzt, ohne es zu

wollen, einen Etikettefehler begangen und dergl. mehr. Dann ist man nicht mehr mit der Gesellschaft, sondern mit sich selbst beschäftigt und der Faden der Unterhaltung für den Betreffenden unterbrochen.

Viertens. Unsere Aufmerksamkeit muß endlich auch dadurch gefesselt werden, daß uns das bereits Dargebotene in einer steten (wenn auch keineswegs beunruhigenden) Spannung auf das, was noch kommen soll, erhält. Kurze Spannungen und rasche Lösungen, leichte Erwartungen und kleine Überraschungen vermögen am besten in uns das Lustgefühl der Unterhaltung zu erzeugen. So beruht z. B. die Wirkung der gelungensten humoristischen Vorlesungen des bekannten Satirikers Saphir nicht bloß in ihrem scharftreffenden Witz, sondern zugleich in dessen Unerschöpflichkeit, die, wenn wir das Thema schon völlig ausgebeutet wähnen, immer wieder durch neue und überraschende Gedankenwendungen überrascht. So unterhält ein Lustspiel (ja überhaupt jedes Drama) nur, wenn der Dichter den Knoten der Handlung so geschickt zu knüpfen versteht, daß wir den endlichen Ausgang nicht vollständig vorauszusehen vermögen, sondern von Scene zu Scene in gespannter Erwartung erhalten werden, wie sich das Schicksal der Hauptpersonen endlich gestalten werde.

Wie das Wort Unterhaltung mehr die Form des besprochenen Lustgefühls bezeichnet, so markiert dessen Synonym „Erholung“ vielmehr dessen Wirkung, und, wie wir Unterhaltung der Langeweile, so stellen wir die Erholung, als eine mehr spielende, der Arbeit als einer ernsten, planvollen Thätigkeit gegenüber. — Die Unterhaltung heißt darum auch Erholung, weil sie auf Geist und Körper eine erfrischende Wirkung äußert. Aus einer Gesellschaft, wo geistreiche Konversation uns längerhin unterhalten hat, gehen wir wie verjüngt fort. Der Ausdruck Erholung ist insofern sehr bezeichnend, als er das Heraufholen der früher (sei es durch ernste, auf einen bestimmten Vorstellungskreis eng angewiesene Arbeit, sei es durch schwere Lebenssorgen) niedergehaltenen Gedanken andeutet.

Es giebt eine doppelte Art von Erholung: die abspannende und die erhebende. Der Unterschied dieser beiden liegt teils in der Wirkung, teils in dem Gegenstande, dem Substrat (Beschäftigungsobjekt) derselben.

Was zunächst die Wirkung anbelangt, so ist die abspannende Erholung eigentlich nur mehr negativer Natur. Den Körper betreffend, befreit sie uns von der Empfindung der Müdigkeit, seelischerseits dagegen von dem Drucke gegeneinander wirkender Vor-

stellungen und der (bei länger. anhaltender Arbeit) immer schwerer und schwerer werdenden Spannung der Aufmerksamkeit. Eben von dieser Remission der Aufmerksamkeit, dem Ablassen von einem Gedankenkomplex, für welchen die Empfänglichkeit bereits erschöpft ist, entlehnt die abspannende Erholung ihren Namen. Dem durch physische Arbeit Erschöpften wird die Ruhebank und ein Labetrunk schon Erholung sein, für den von geistiger Anstrengung Ermüdeten ist das bloße Ruhen nur ein Übergangsmoment, um den bereits abgenutzten, aber doch immer wieder auftauchenden Vorstellungen Zeit zum Sinken, anderen, hiermit in keiner Beziehung stehenden, dagegen freie Entwicklung zu gestatten. — Die erhebende Erholung übt nebenbei noch eine positive Wirkung. Sie befreit den Geist nicht bloß vom Drucke, sondern sie richtet ihn zugleich empor, erteilt den Centralorganen neue Spannkraft, schafft neue Arbeitslust.

Bezüglich des zweiten Punktes, des Substrats oder Beschäftigungsobjekts, findet folgender Unterschied statt: Der Gegenstand der abspannenden Erholung ist meist an und für sich wertlos (man denke z. B. an das Kartenspiel). Man sucht ja dabei nichts anderes als Zerstreuung; man will sich einmal, wie man im gemeinen Leben sagt, dieses oder jenes „aus dem Sinn schlagen“, d. h. gewisser Gedanken los werden. Dieser Zweck kann durch einen Gang ins Freie oder unter Menschen, durch die Jagd, durch Gesellschaftsspiele, durch das Ansehen einer Posse und dergl. mehr erreicht werden. Alles das sind Beschäftigungen ohne alle höhere Bedeutung, die sämtlich nur die niedere Sphäre des Geistes in Anspruch nehmen, wie Wahrnehmung, Reproduktion und allenfalls einen gewissen Grad gewöhnlichen Denkens. — Der Gegenstand der erhebenden Erholung hat dagegen immer einen gewissen Wert. Es ist die Beschäftigung mit etwas, das uns nicht bloß zerstreut, sondern zugleich auch veredelt. Das Gemüt wird hier von höheren, ideellen Interessen in Anspruch genommen und der Geist durch die freie, zwanglose Thätigkeit nicht angestrengt. Eben daher, daß sie neben den Sinnen und der Phantasie, auch die höhere Denkkraft, die Apperzeption, und den, auf der letzteren beruhenden, inneren Sinn beschäftigt, und Geist und Gemüt über die Prosa des Alltagslebens zu etwas Höherem emporhebt, kommt ihr der Name „erhebende“ Erholung zu.

In diese letztere Klasse gehören die von ethischen Beziehungen getragenen, stillen Familienfreuden, ein naturwissenschaftlicher Ausflug, ein durch geistreiches Gespräch gewürztes Mahl unter ver-



trauten Freunden, wenn es auch nicht gerade ein Sokratisches Symposion ist, die von einer gewissen poetischen Stimmung angehauchten Freuden des Landlebens, eine gehaltvolle Lektüre, der briefliche Verkehr mit Gleichgesinnten, über wissenschaftliche, künstlerische oder soziale Fragen, der Genuß der Künste und die aktive Beteiligung daran, endlich selbst die religiöse Feier. — Bezüglich der letztgenannten könnte man vielleicht einwenden, sie stehe viel zu hoch, um in die Klasse der Erholungen eingereiht zu werden. Allein man muß sich nur gegenwärtig halten, daß für Hunderttausende, ja Millionen von Menschen, welche die ganze Woche über seufzen unter dem „Joche der Notdurft" und geistlähmender Arbeit, die Sonntags- oder Sabbatfeier das einzige Band abgiebt, das sie mit dem Übersinnlichen, Ewigen, in Verbindung bringt, und so ist's denn ein ganz richtiger Ausfluß des praktischen Sinnes, der den Söhnen Albions in so hohem Maße eigen, daß in diesem so industriereichen Staate Europas der Sonntagsfeier ein so hohes Augenmerk gewidmet wird.

Wie die Erholung (als ein formelles Gefühl) überhaupt an keinen bestimmten Gegenstand gebunden ist, so kann auch ein und derselbe Gegenstand mitunter entweder nur zur abspannenden, oder zugleich zur erhebenden Erholung dienen. Denken wir uns z. B. drei Spaziergänger. Der eine, der bis zur Stunde am Kontortisch gesessen, läuft nun hinaus ins Freie, sich seiner Ziffern und Strazzen zu entschlagen; sein Hauptzweck ist Luft zu schöpfen, sich Bewegung zu machen. — Ein zweiter geht hinaus mit dem sinnigen, für die Naturschönheit offenen Auge des Landschaftsmalers, und die durchwanderten Partien rahmen sich ihm zu lauter anmutigen Bildern für seine Mappe ein. — Einem dritten endlich wird der Gang ins Freie zum wahren Tempelgang. Die Schönheit, Harmonie und bewundernswerte Zweckmäßigkeit, welche die Natur im kleinen wie im großen allenthalben offenbart, wird ihm zur Brücke, die ihn zum ewigen Werkmeister des Universums emporträgt. Welchen Ausdruck solche Gefühle finden, wenn neben poetischer Stimmung zugleich die bildende Kraft vorhanden ist, dafür geben manche Oden Klopstock's ein vorzügliches Beispiel. — Dem ersten dient der Gang ins Freie lediglich zur abspannenden, den beiden andern in verschiedenen Graden zur erhebenden Erholung.

Zweiter Abschnitt.

B. Die qualitativen, d. h. an einen bestimmten Vorstellungsinhalt gebundenen Gefühle.

a) Die niederen oder sinnlichen Gefühle.

§. 14. Vorbemerkungen.

Zu den niederen Gefühlen rechnen wir diejenigen, welche in der sinnlichen, zu den höheren alle jene, die in der vernünftigen Natur des Menschen begründet sind. Die sogenannten niederen Gefühle wurzeln aber bloß in der sinnlichen Natur des Menschen, denn sie entspringen aus der Rückwirkung, die ein einzelner Sinnesreiz momentan auf das Seelenleben ausübt. Diese Rückwirkung kann für das letztere (sei es auch nur höchst vorübergehend) eine fördernde oder hemmende sein. Im ersteren Falle nennen wir den veranlassenden Sinnesreiz angenehm, im letzteren unangenehm; ja wir übertragen sogar den subjektiven inneren Vorgang d. h. unsere günstige oder ungünstige Stimmung auf die Objekte, welche dieselbe veranlassen, und nennen dann diese Objekte selber angenehm oder unangenehm, anziehend oder widrig.

Das im allgemeinen; bevor wir uns aber in eine nähere Erörterung dieser Art von Gefühlen einlassen, sind noch einige spezielle Bemerkungen vorauszuschicken.

Erstens wird es nicht überflüssig sein hervorzuheben, daß eben diese Gruppe die größte Vorsicht in der Behandlung erheischt, denn gerade die sinnlichen Gefühle sind es, welche auf der schmalen Grenzlinie von Empfindung und Gefühl stehen. Hier entspringt aus der Empfindung ein Gefühl verwandten Tons, und da der Übergang schnell und unmerklich vor sich geht, kann man sich,

wie dies auch oft geschehen (siehe Artikel III der Einleitung), leicht verleiten lassen, sinnliches Gefühl und Ton der Empfindung zu identifizieren.

Ton der Empfindung und sinnliches Gefühl sind aber ebensowenig Eins, als ein Ruf und das diesem antwortende Echo. Es sind zwei verschiedene Momente, die sich verhalten wie das Vorangehende und Nachfolgende. Auch läßt sich keineswegs der Ton von der Empfindung ablösen und als ein neuer, besonderer Zustand, nämlich als ein Gefühl betrachten. Vielmehr behält die Empfindung ihren Ton bei, und dieser spielt weiter in den Ton des Gefühls als dessen, wenn auch nicht alleiniger, Hauptfaktor über. Das sinnliche Gefühl könnte man deshalb das Echo der Empfindungen nennen, denn es ist der psychische Nachklang der Veränderungen, welche durch die betonte Empfindung, aber nur durch diese (denn die unbetonte verläuft völlig spurlos) im leiblichen Organismus hervorgerufen sind, und sofort abgeleiteter Weise entsprechende Bewußtseinsveränderungen zur Folge haben.

Zweitens. Wenn von sinnlichen Gefühlen die Rede ist, so kommen füglich nur die subjektiven Wirkungen der Farben und Töne in betracht, und zwar noch mit der Beschränkung, daß hier nur vereinzelte Farben- oder Ton-Effekte zu berücksichtigen sind. Denn wo es sich um Kombinationen mehrerer Farben und Töne zu bestimmten Verhältnissen, also etwa um Farben-Harmonie oder -Kontrast, um Ton-Konsonanz oder -Dissonanz, um den Unterschied von Moll- und Dur-Tönen, oder gar um Rhythmus, Melodie, harmonische Stimmführung handelt, da befindet man sich schon auf einem ganz anderen Boden, nämlich auf dem des ästhetisch Wohlgefälligen oder Mißfälligen.

Was aber ferner die Geschmäcke, die Gerüche und die Tasteindrücke betrifft, so scheinen diese weniger geeignet zu sein, Gefühle und Gemütsstimmungen zu produzieren, sondern nur und zwar in selteneren Fällen solche, die mit ihnen einmal bereits vergesellschaftet waren, zu reproduzieren. Sie wirken sodann genau genommen nicht an sich, sondern lediglich durch die Reminiszenzen, die sie vermöge der sogenannten Ideenassoziationen in uns erwecken. Es mag dies ein Beispiel beleuchten. Wenn etwa jemand durch den eigentümlichen dumpfen Geruch, der alten vergilbten Büchern eigen ist, besonders angemutet wird, weil ihn dieser an eine Familienreliquie, an das Gebetbuch seines längstverstorbenen Großmütterchens erinnert, und hiermit an diese selbst und weiter an ein ganzes Stück dahingeschwundener Jugendzeit, und wenn er

nun der wohligwehmütigen Stimmung, in die ihn diese Reminiszenzen versetzen, sich mit einer Art von Pietät überläßt: so ist der ganze Vorgang nicht so sehr Wirkung dieses bestimmten Geruchs als eines solchen (derselbe wirkt vielmehr als bloße Reproduktionshilfe), sondern vielmehr Wirkung aller jener Erinnerungen, die dieser ohne sie ganz gleichgiltige Eindruck wach rief. Jede andere Reproduktionshilfe, z. B. das zufällige Auffinden eines Stammbuchblattes oder einer Haarlocke der Verewigten, oder das Intonieren eines Lieblingsliedes derselben hätte das Gleiche vermocht. Anderseits wird ein zweiter, welchem derartige Reminiszenzen abgehen, bei eben diesem Eindrucke gar nichts fühlen, weil ihm dieser Geruch gar nichts bedeutet. Aber selbst dann, wenn Gerüche, Geschmäcke, Tasteindrücke imstande wären, selbständig Gefühle zu produzieren, wäre doch der Umfang der letzteren jedenfalls gering, von keiner besonderen Bedeutung, und für die Wissenschaft kaum eine erkleckliche Ausbeute versprechend.

Anders ist's mit den Farben und Tönen. Diese wirken viel unmittelbarer auf das Gefühl, namentlich die letzteren; denn sie reden sozusagen eine viel verständlichere Sprache, sind distinkter und nehmen leicht die Reihenform an. Gerüche und Geschmäcke sind dagegen viel zu unbestimmt und flüchtig und keiner reihenweisen Verbindung fähig. Selbst die sehr bildungsfähigen Tastempfindungen spielen (wenigstens bei dem, der aller Sinne mächtig ist) doch nur eine sekundäre Rolle.

Bezüglich jener bemerkt Lotze (a. a. O. S. 264): „daß auch die einfache Farbe eines farbigen Glases, ein einfacher Ton ohne Verbindung mit anderen einen tiefen und lebhaften Eindruck auf das Gefühl zu machen vermag, und daß dieser Eindruck qualitativ mit der Natur der Farbe und der Höhe des Tones wechselt.“ Und was die einschneidendere Wirkung der Töne den Farben gegenüber betrifft, bemerkt derselbe ebenso wahr (S. 243): „Nie ist eine Farbe so wohlthuend, wie schon ein Ton es sein kann“ — „die schreiendste Dissonanz der Farben wird wie eine objektive, zu mißbilligende Unschönheit, aber nie mit jenem Gefühle persönlicher Affektion empfunden, welches die Mißklänge der Töne begleitet.“

Drittens. Endlich kann man sich auch nicht verhehlen, daß das bereits auf die Eindrücke der beiden edelsten Sinne beschränkte Gebiet der sinnlichen Gefühle noch dadurch eine weitere Verengerung erleidet, daß bezüglich der Wirkung vereinzelter Töne uns keineswegs auch nur so viel und so relativ genügende Daten der Erfahrung vorliegen, als dies hinsichtlich der Farbenwirkung

der Fall ist. Der Grund hiervon ist nicht schwer aufzufinden; er liegt wohl vorzüglich darin, daß wir eben höchst selten in eine Lage kommen, wo vereinzelte Töne auf uns wirken würden; wir vernehmen vielmehr stets schon Tonfolgen und Tonkomplexe, wobei also die einzelnen Töne nicht als solche, sondern bereits als Verhältnisglieder erfaßt werden; das aber ragt schon über die Sphäre der sinnlichen Gefühle hinaus. Die einzelnen Naturlaute, wie das Rieseln der Quellen, das Säuseln der Blätter, das Brausen der Sturzbäche, das Heulen des Windes und dergl. sind doch eigentlich nur mehr Ausfüllstimmen im Konzert des allgemeinen Naturlebens, bedeutungsvoll nur in ihrem Ensemble mit den übrigen Erscheinungen, für sich allein aber wenig besagend. Der Vogelgesang dagegen (namentlich der der Nachtigall) bildet schon eine Art Melodie, mithin ein ästhetisches Element. Was endlich die Töne der menschlichen Kehle betrifft, so könnten, die Sprache anlangend, höchstens einzelne ausgestoßene Naturlaute, den Gesang anlangend, nur einzelne Töne der musikalischen Skala in betracht kommen.

Somit bliebe nicht viel mehr übrig als die Berücksichtigung der Wirkung der verschiedenen Tiefe und Höhe der Töne, sowie jene des eigentümlichen Timbre menschlicher Stimmen und der besonderen Klangfarbe der verschiedenen Instrumente, wiewohl auch letztere fast schon in das ästhetische Gebiet hinüberspielt.

Ein dankenswertes Unternehmen wäre es übrigens, wenn bezüglich der Wirkung einzelner Töne auf das Gemüt vielfache und eingehende Versuche und Beobachtungen angestellt würden, wie man dies mit den Farben mehrfach versucht hat. Physiker, im Verein mit gründlichen Musikkennern und Ärzten, welche sich speziell mit der Heilung der Gebrechen des Gehörorgans befassen, könnten sich hierdurch um die Psychologie ein nicht geringes Verdienst erwerben.

§. 15. Subjektive Wirkung der einzelnen Farben und Töne.

I. In betreff des Empirischen der Farbenwirkung kann uns Goethe, der mit dem Auge des Malers sah und mit dem feinen Takte eines praktischen Psychologen die einzelnen Wirkungen herausfühlte, zum Führer dienen. So vielfach auch das rein Physikalische seiner Farbenlehre beanstandet wurde, so bleibt das Kapitel „über die sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe“

für immer ein wertvoller Schatz voll köstlicher Bemerkungen. Hat ja doch selbst ein so hervorragender Naturforscher wie OERSTED[1] nicht viel wesentlich Neues den GOETHE'schen Untersuchungen beizufügen vermocht und sich denselben eng angeschlossen.

Abgesehen noch von jeder Farbenbestimmtheit, ist es Thatsache, daß schon der Unterschied von Licht und Finsternis auf das Gemüt eine beträchtliche Wirkung übt. Es ist dem Menschen eine besondere Freude am Licht und eine Abneigung vor der Finsternis eigen. „Ein lebendiger Natursinn hat darum immer Licht und Leben, Finsternis und Tod miteinander in Zusammenhang gebracht", bemerkt OERSTED (a. a. O. S. 23) und weist weiter auf ZOROASTER hin, dem das Licht sogar als Symbol des Guten, Finsternis als jenes des Bösen gilt. — Diese Lichtfreude hat auch ihren wesentlichen Anteil an dem Wohlgefallen, welches uns die Betrachtung des gestirnten Himmels erzeugt; sie offenbart sich ferner recht deutlich, wenn mit einem male das vorher lang verfinsterte Firmament sich plötzlich aufhellt; auch begegnen wir ihr innerhalb der landschaftlichen Schönheit. Was einer Landschaft einen besonderen Reiz verleiht, ist der Silberglanz eines klaren Wasserspiegels, zumal wenn dieser von der Sonne hell beschienen oder vom Vollmonde beleuchtet ist, in welchem letzteren Falle er dann als Lichtoase bei dem rings verbreiteten Halbdunkel um so magischer wirkt.

Mit dem Licht und der Finsternis hängen innig das Weiß und Schwarz zusammen, ersteres als Lichtfülle, letzteres als Lichtmangel. Und auch hier hat der Natursinn richtig gegriffen, indem er im Weißen ein Symbol der Unschuld, im Schwarzen dagegen (wenn man z. B. von einer „schwarzen Seele" redet) jenes der Schuld zu erblicken glaubte; wie denn auch ähnlicherweise und mit wenig Ausnahmen sich die meisten Völker bei festlich-freudigen Angelegenheiten lichter, bei traurigen dunkler Farben zu bedienen pflegen.

Im Übergange zu den eigentlichen Farben kann man behaupten, daß dem Menschen wie die „Licht-", so auch eine „Farbenfreude" von Natur aus eigen ist, und GOETHE sagt sehr wahr: „Das Auge bedarf der Farbe, wie es des Lichtes bedarf." Er weist dabei auf die eigentümliche Erquickung hin, wenn an einem trüben Tage die Sonne einen einzelnen Teil der Gegend bescheint und die Farben daselbst sichtbar macht, und knüpft daran die

[1] Siehe das schätzbare Schriftchen: Naturlehre des Schönen von H. C. OERSTED. Aus dem Dänischen von ZEISE. 2. Aufl. Hamburg 1852.



weitere sinnige Bemerkung, das Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens an der Farbe möge wohl mit eine der Veranlassungen gewesen sein, daß man vor Zeiten den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zugeschrieben hat. — Auch das Wohlgefallen an einer Herbstlandschaft, wenn das Laub der Bäume in den verschiedensten Farbentinten wiederstrahlt, und die Lust an Feuerwerken und Illuminationen mit buntem Licht bekunden klar die dem Menschen inwohnende Farbenfreude.

Handelt es sich nun weiter darum, die spezifische Wirkung bestimmter (einzelner) Farben zu erfühlen, so reicht es keineswegs hin, rasch hintereinander verschiedenerlei Farben auf sich einwirken zu lassen. Ein so flüchtiger Eindruck wird wenig geeignet sein, in die eigentümliche Natur der einzelnen Farbe einzuführen. Man muß vielmehr, um deren Wirkung an sich zu erproben, nach GOETHE's Wink das Auge ganz (und für längerhin) nur mit einer Farbe umgeben, sich in einem einfarbigen Zimmer aufhalten, durch ein gefärbtes Glas sehen. Dann identifiziere man sich (meinte er) ganz mit dieser bestimmten Farbe, sie stimme Auge und Geist mit sich unisono.

GOETHE stellt dann eine eigene Farbenskala auf, wobei er zwischen einem Plus und Minus (einer aktiven und passiven Seite) unterscheidet. Auf der Plusseite stehen: Gelb, Rotgelb (Orange) und Gelbrot (Zinnober). Diese stimmen durchweg regsam, lebhaft, strebend. Auf der Minusseite befinden sich: Blau, Rotblau (Violett) und dann Blaurot (Karmin, Purpur). Sie stimmen ruhig, weich, sehnend.

Von den genannten Farben tritt uns zuerst das Gelb entgegen, welches die größte Lichtkraft hat. Es besitzt eine klare, heitere, muntere, sanftreizende Eigenschaft und kommt daher in der Malerei der beleuchteten und wirksamen Seite zu. Sieht man durch ein gelbes Glas, zumal in trüben grauen Wintertagen, eine Landschaft an, so kommt es einem vor, als ob sie warm angehaucht wäre. „Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüt erheitert, eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen.“ — Ähnliches kann man auch mit freiem Auge erfahren, wenn man eine ganz mit gelben Blumen übersäte Wiese längere Zeit ansieht, oder noch mehr, wenn man Gelegenheit hat, ein blühendes Rapsfeld, das sich eine Höhe hinanzieht, welche im Hintergrunde dunkles Waldgebüsch umsäumt, bei greller Gewitterbeleuchtung, wodurch die hellsten Streiflichter gerade auf die gelbe Fläche fallen, zu beobachten.

Noch aktiver ist Orange, das eine größere Wellenbreite besitzt als Gelb. In ihm ist „die Farbe der höheren Glut, sowie der mildere Abglanz der untergehenden Sonne repräsentiert.“ Die gesteigerte Aktivität hat aber hier schon etwas Beunruhigendes, das vollends im Hochrot drastisch wird.

Das Rot, durch die größten Lichtwellen hervorgebracht, besitzt auch die höchste Wärme und höchste Energie, es dringt förmlich auf uns ein. Bei mäßiger Oberfläche wirkt es reizend, ermunternd, bei weitausgedehnten Oberflächen aber, wie OERSTED richtig bemerkt, beunruhigend. Mit Weiß gemischt, als Hellrot, ist diese Farbe munter, ein Bild der Lebensfrische; ohne diese Verdünnung prachtvoll. Die aufregende Wirkung des Hochrot zeigt sich selbst bei einzelnen Tieren (Stier, Truthahn), und charakteristisch ist es ferner, daß Kinder und Wilde vorzüglich an dieser Farbe Wohlgefallen finden. Aus Reisebeschreibungen weiß man, welchen Wert roter Federschmuck, rote Stoffe, rote Glaskorallen fast bei allen wilden Völkern haben.

Unter den Farben der Minusseite, die (wie oben bemerkt) meist weich, sehnsüchtig, schmelzend stimmen (hierin den Molltönen ähnlich), begegnen wir zuerst dem Blau mit geringerer Wellenbreite, weniger Wärme, weniger Leuchtkraft, als sie dem Rot, Orange, Gelb, ja selbst dem Grün eigen ist. Entgegengesetzt dem Rot, das auf uns eindringt, scheint das Blau vor uns zurückzuweichen und uns nachzuziehen. Blaue Gemächer scheinen weiter zu sein und, je dunkler das Blau aufgetragen ist, auch kälter. Blau ist ja überhaupt die Farbe der Ferne und Tiefe, des reinen, sich immer mehr vertiefenden Himmels, des tiefklaren Sees, der fernen Berge und Wälder und stimmt darum immer weich und leise sehnend. Man versetze sich nur in die eigentümliche Stimmung, die sich unser bemächtigt, wenn wir uns an einem klaren Sommertage ins hohe Gras hinstrecken und durch die dunklen Baumkronen unverwandt längere Zeit in den tiefblauen Himmel emporblicken. Die Bläue scheint sich je weiter immer mehr zu vertiefen und von uns zu weichen, uns sanft nachziehend. Es ist ein eigentümliches Gefühl, das sich da in uns regt; dem Grundtone nach zwar ist es ein ruhiges Behagen, aber angehaucht von einem Anflug träumerischer Wemut und unbestimmter Sehnsucht. Wo sich ein etwas gesättigteres Blau über große Flächen ausbreitet, giebt es förmlich das Gefühl trauriger Vereinsamung. So gestaltet sich z. B. eine Landschaft durch blaues Glas betrachtet ungemein düster. Ja die Wirkung des Blau kann

unter Umständen sogar eine unheimliche sein. Man denke an die romantische Wirkung des blauen Theaterlichtes bei verfinsterter Szene. Selbstverständlich wird aber die Wirkung des Blau durch einen Zusatz von Weiß oder Gelb wesentlich modifiziert. Mit Weiß verdünnt, gewinnt es den Ausdruck von Sanftheit; mit etwas Gelb versetzt, wirkt es als „Meergrün“, wie GOETHE so wahr bemerkt, „lieblich“. Auf jenes mit Weiß verdünnte, sanfte, gewissermaßen ätherische Blau, das schon beinahe an den Höhenrauch erinnert, paßt ganz vorzüglich der berühmte GOETHE'sche Ausdruck, es sei „ein reizend Nichts“.

Das Rotblau oder Violett steht in Wellenbreite, Wärme, Lichtkraft noch unter dem Blauen. Es hat, je mehr es sich dem Dunkeln nähert, immer schon „etwas Beunruhigendes“, aber diese Unruhe ist von anderer Art als die, welche durch die wirksameren Strahlen der aktiven Farbe erzeugt wird. Es ist, wie OERSTED (S. 35) so treffend bemerkt, „die Beunruhigung des Mangels, des Vermissens, welche es hervorbringt.“ Liegt im Blau nur der träumerische Anhauch eines dunklen, unbestimmten Sehnens, so ist das Violett recht eigentlich die Farbe der klarer ausgesprochenen Sehnsucht. Angenehm wirkt es nur in starker Verdünnung als „Lila“, hat aber auch dann „etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit“, einen gewissen Zug von Resignation.

Wiegt das Rot vor dem Blau vor, wie im Blaurot (Karmesin), welches das imponierende Rot und das mehr kalte, ruhige Blau in sich vereinigt, so entsteht der Ausdruck von Ernst und Würde. Gemächer, mit etwas dunkleren violetten oder karmesinroten Tapeten ausgeschlagen, machen den Eindruck einer tristen Größe und bei stabilem Aufenthalte darin, kommt man wohl nie recht zum Gefühle anheimelnder Behaglichkeit.

Hat jedoch das Rot ein derartiges Übergewicht, daß nur noch eine schwache Reminiszenz an das Blau übrig bleibt, wie im Karmin (bei GOETHE auch Purpur genannt), so gewinnt es den Ausdruck der Majestät, und stark mit Weiß verdünnt, als Rosa, jenen der jungfräulichen Huld und Anmut. Der Purpur reizt nicht wie das Hochrot des Zinnobers, sondern drängt vielmehr zurück, imponiert, und ist darum das Symbol des Herrschertums. — „Eine Landschaft, die wohlerleuchtet ist und durch ein Purpurglas angesehen wird, giebt den Eindruck furchtbarer Majestät. So müßte der Farbenton über Erd' und Himmel am Tage des Gerichtes verbreitet sein.“ (GOETHE.)

Zwischen den beiden Reihen der (aktiven und der mehr passiven)

Farben nimmt nun endlich das Grün psychologisch ebenso eine mittlere Stellung ein, wie es (nach OERSTED) auch physisch an Wellenbreite, Wärme und Lichtkraft mitten zwischen den anderen Farben steht. Im Grün verbindet sich Reiz und Ruhe zum Gefühle des süßen Genügens. Man könnte es so recht die patriarchalische Farbe nennen, wie TIECK es als die „mütterliche Farbe" bezeichnete; denn sie thut uns so wohl wie die Nähe der Mutter, und überdies trägt ja unsere gemeinschaftliche Mutter, die „allernährende Erde", vorwiegend ein grünes Gewand. GOETHE bemerkt vom Grün so sinnig: „Wenn die beiden Mutterfarben (nämlich das aktive Gelb und das passive Blau) sich in der Mischung das Gleichgewicht halten, sodaß keine vor der anderen bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüt auf diesem Gemischten, wie auf einem Einfachen. Man strebt nicht weiter und kann nicht weiter, weswegen für Zimmer, darin man sich immer befindet, die grüne Farbe zur Tapete meist gewählt wird."

Die Farbenkombinationen und die Farbensymbolik liegen, wie schon erwähnt, über unsere gegenwärtige Untersuchungs-Sphäre hinaus; nur soviel sei hier noch gesagt, daß man zur gehörigen Würdigung der spezifischen Wirkung der Farben, sich nur an reine Farben und distinkt ausgesprochene Farbentöne halten muß; denn selbst eine so heitere Farbe, wie das Gelb, kann, durch einen noch so geringen, dunklen Zusatz von Schwarz, Braun, Blau u. s. f. verunreinigt, sehr widerlich werden, das anmutige Rosa oder sanfte Blau hierdurch wenigstens an seiner charakteristischen Wirkung sehr viel einbüßen. Ferner, wenn man die einzelnen Farben in ihrem Verhältnisse zu anderen studieren will, kommt neben der Rücksicht auf die Reinheit der betreffenden Farben auch noch die proportionale Ausdehnung der Oberflächen, die Lichtintensität und der Glanz derselben in betracht.

II. Indem wir nun von den Farben- zu den Tonwirkungen übergehen, können wir nicht umhin, gleich anfangs darauf hinzuweisen, daß ungeachtet der völligen Disparatheit der sinnlichen Reize der einen und der anderen Sphäre doch die psychologischen Wirkungen beider eine gewisse Verwandtschaft bekunden. Leider aber lassen sich wegen des noch unvollständigen und wenig gesichteten Materials jene Parallelen nicht tief genug verfolgen. Wir beschränken uns demnach bloß auf folgende Punkte:

Erstens. Wie die dem Menschen eigene Licht- und Farbenfreude eine unleugbare Thatsache ist, so darf man mit vollem Recht behaupten, es sei ebenso tief in seiner Natur auch die Klang-

freude begründet. Denn wie völlige Finsternis uns für die Dauer unerträglich wird, weil sie uns an den Tod und die starre, aktivitätslose Ruhe erinnert, die unserem ganzen Seelenwesen, das nach Aktivität hindrängt, entgegen ist, so wäre uns auch jenes absolute Schweigen, das über der unendlichen Wüstenfläche ruht, so feierlich und erhaben es uns auch am Anfange erscheinen möchte, für die Dauer ganz unleidlich. — Scheint uns doch selbst die lachendste Landschaft, sobald in der Mittagshitze alle Vogelstimmen schweigen und nicht einmal ein leises Lüftchen mit den Blättern spielt, beinahe reiz- und leblos. Dagegen wie wohl thut uns, ähnlich den über die zuvor beschattete Gegend hinfliegenden Sonnenblicken, in stiller dunkler Waldeinsamkeit der vereinzelte Ruf einer Drossel, das Klopfen und Picken des Spechts an den Baumstämmen, oder der Widerhall der klingenden Axt des Hauers! Natürlich, völlige Stille isoliert ebenso wie völlige Finsternis, der einfachste, aus der Ferne herübergetragene Laut aber baut uns eine Brücke hinüber zu andern Wesen, versetzt uns in Lebensgemeinschaft.

Was Ton und Laut für eine magische Wirkung zu üben vermögen, würden wir erst recht begreifen, wenn wir uns vollständig in die Seele Taubgeborner hineinversetzen könnten, denen durch eine glückliche Operation sich mit einem male eine neue Welt, die Klangwelt, erschlossen hat. Es wird uns von solchen Operierten erzählt, wie sie die Musik einer Spieldose oder das einfache Lied einer Drehorgel in völlige Ektase versetzt, eine solche Aufregung in ihnen hervorgerufen hat, daß sie der Ohnmacht nahe waren. Diese erste Wirkung der Musik war keineswegs noch eine ästhetische, sondern eine organisch-sinnliche; wie denn auch z. B. an der Wirkung der Harmonikatöne auf sehr reizbare, nervöse Personen in analoger Weise weit mehr der Organismus, als die Psyche Anteil hat, letztere wenigstens erst in zweiter Stelle. Auch von den Wilden ist ja bekannt, daß sie sich beim Anhören der Musik oft wie närrisch gebärden, und so wäre denn die Gewalt der Töne im allgemeinen dargelegt.

Zweitens. Wie wir bei den Farben noch Lichtwirkung, Wärmekraft und Wellenbreite, mit Goethe eine aktive (+) und passive (—) Seite unterschieden haben, so können wir analog die hohen Töne mit den hellen Farben, die tiefen Töne mit den dunklen Farben in Parallele stellen. Auch hier wirken hohe Töne besonders erregend, munter, ja selbst drastisch; tiefe Töne mehr herabstimmend. Letztere können ähnlich den

Farben der Minusseite besonders weich, schmelzend, sehnsüchtig, ernst und feierlich stimmen, aber auch imponieren und mitunter selbst eine unheimlich-romantische Wirkung üben.

Man denke z. B. an die wunderbare Kerkerscene in BEETHOVEN's Fidelio in dem Moment, da Leonore dem Pizarro zuruft: „Töt' erst sein Weib!" Das eine Wort „Weib!" im höchsten Pathos, wie eine Zündrakete emporgeschleudert, ist von einer enormen Wirkung und müßte diese selbst auf einen Zuhörer, der, mit der Handlung unbekannt, in dem Moment einträte, nur den einen aus dem Kontexte herausgerissenen Ton erfaßte (mithin abgesehen von allen ästhetischen hier wirkenden Gewalten), schon als rein sinnlicher Eindruck üben; denn die aufsteigenden Töne, als solche, wirken erregend, die herabsteigenden besänftigend. — Einen Bußpsalm, voll tiefer Trauer und Zerknirschung pflegt der Komponist gewöhnlich nur dem Baß oder Bariton zuzuweisen; dagegen wo Mutwille, übersprudelnde Lebenslust, süßes Liebesgetändel u. dergl. zu versinnlichen sind, wird er lieber hohe Stimmen und höhere Stimmlagen wählen.

Was die romantische Wirkung der Töne anlangt, so können eine solche allerdings mitunter auch die hoch hinaufgeschraubten Töne äußern (man denke z. B. an die hohen, zieselnden, zitternden Geigenstimmen bei MENDELSSOHN in seiner Musik zum Sommernachtstraum), jedoch nur innerhalb einer anderen Sphäre. Sie repräsentieren nicht dämonische Gewalten, sondern das luftige, kleine, wohl mutwillig neckische, aber im ganzen gutmütige Elfenvölklein, wie es uns SHAKESPEARE bisweilen schildert, aber auch GOETHE in seinem „Hochzeitsgedicht", hier von ähnlichen kleinen Reimkünsten Gebrauch machend. — Das Dämonische, Infernalische der Romantik ruht dagegen besonders auf tiefen Stimmen und Stimmlagen (Mephistopheles, Hans Heiling, Kaspar im Freischütz).

Das als Beleg für obige Behauptungen, zugleich im Vorblick auf die ästhetischen Gefühle, denen die sinnlichen als Vorstufe dienen.

Drittens. Die Parallele läßt sich noch weiter verfolgen. Wie nur reine Farben ihre volle, spezifische Wirkung äußern und nur sie uns vorzüglich angenehm affizieren, wie die geringste unreine Beimischung aber eine sonst angenehm, vielleicht selbst lieblich wirkende Farbe widerlich machen kann, so ist auch die Reinheit des Tones die wesentliche und Grundbedingung seiner vollen spezifischen Wirkung; der unreine Ton ist aber noch ungleich unerträglicher, als die unreine Farbe. Die kreischenden Töne einer falsch gegriffenen Geige, falsche Intonation bei den Blasinstrumenten, oder das rauhe Pfauengeschrei, das heisere Rabengekrächze verwunden förmlich durch das Widerliche ihres Eindrucks.

Viertens. Eine weitere Analogie zwischen Farben- und Tonwirkungen liegt ferner auch darin: Wie einzelne Farben uns unmittelbar und unwillkürlich überwältigen, so liegt auch eine unmittelbare, uns förmlich gefangennehmende Macht in dem individuell eigenen Timbre der menschlichen Stimmen, welches uns — nebenher gesagt — auch gleich beim ersten Begegnen mit fremden Individuen in der Regel mehr Orientierung über ihr Inneres, ihren Bildungsgrad, Temperament, Gemütsverfassung u. s. f. zu bieten vermag, als der Totaleindruck ihrer Physiognomie. — Eine klare, sonore, milde Stimme schmeichelt sich alsbald in unser Herz ein, eine eckige, rauhe, hohle, harte Stimme dagegen stößt uns ab. Selbst die Schönheit einer Venus oder Helena würde eine rauhe Stimme wesentlich paralysieren, während eine weiche Flötenstimme eine Person sogar bei minder schönem Äußeren anziehend zu machen vermag.

Fünftens. Endlich läßt sich noch weiter gehen und behaupten, daß zwischen der spezifischen Wirkung gewisser Töne und gewisser Farben eine weit größere, innere (psychologische) Verwandtschaft stattfindet, als man gemeinhin auch nur zu ahnen pflegt. Merkwürdig ist hier jedenfalls, daß schon der Sprachgebrauch auf eine derartige Affinität hindeutet. So spricht man z. B. von einer musikalischen Malerei, die jedoch freilich nicht so weit getrieben werden darf, als es die „Zukunftsmusiker“ versuchen. — Noch ungleich sinniger und eingehender aber ist jene Bezeichnungsweise, vermöge deren man, um den spezifischen Charakter einer Farbe auszudrücken, sich des Terminus „Farbenton“, wo man hingegen die eigentümliche Tonindividualität eines Instrumentes andeuten will, sich des Ausdrucks „Klangfarbe“ bedient.

In der That kann man, ohne sich dem Vorwurfe unnützer Spielerei auszusetzen, derlei Parallelen zwischen gewissen Farbentönen und der Klangfarbe gewisser Instrumente näher verfolgen. Versuchen wir es nur; manche Analogie dürfte überraschen.

Vergegenwärtigen wir uns z. B. den hellen Klang der Schalmei zumal in den höheren Chorden; übt er auf das Gemüt nicht eine ähnliche, naiv-muntere, idyllische Wirkung, wie das frische, heitere Gelb einer ganz mit Dotterblumen übersäten Wiese? — Der Flötenton dagegen, zumal in lauen Sommernächten aus der Ferne herüberklingend, wirkt ebenso weich, schwärmerisch, traumhaft, wie das sanfte Himmelblau, während der schärfer einschneidende Ton des Piccolo an die prickelnde Wirkung des Orange (die Komplementärfarbe von Blau) erinnert (wie das

Piccolo auch gewissermaßen das Komplementärinstrument der Flöte ist), und die zum Ausdruck unruhiger, leidenschaftlicher Sehnsucht sich ganz vorzüglich eignende Oboe mehr an die beunruhigende, sehnsüchtige Stimmung, welche das Violett erzeugt, mahnen mag. — Die Trompete sodann wirkt eben so drastisch, wie das überwältigende Hochrot, sie regt zur Energie auf, entflammt bei Roß und Reiter den kriegerischen Mut. Die Posaune dagegen gilt eben so allgemein als die Tuba des Weltgerichts, wie GOETHE vom Purpur meint: ein derartiger majestätischer Glutschein, wie ihn das Purpurglas, durch das man sieht, auf eine Gegend wirft, würde so recht die angemessene Beleuchtung des Gerichtstages bilden. Im Waldhornton endlich, das schon sein Name mit dem Waldesgrün in enge Beziehung setzt, liegt etwas so Beschwichtigendes, wie im Grün, das den Reiz des Gelben und die Ruhe des Blau zusammenschließt; ein stilles Behagen und heiteres Genügen, ein Friede ohne Kampf und Weiterstreben. Sein klares, abgerundetes Timbre (namentlich in der mittleren Lage) thut dem Ohre in der That eben so wohl, wie dem Auge der sanfte, saftige Farbenschmelz des Grünen. Darum hat auch BEETHOVEN einzelne melodiösere Stellen seiner Symphonien, auf denen er so recht mit seligem Behagen ausruht und sich von ihnen tragen läßt, wie der Singschwan von den silbernen Wogen, gern den Waldhörnern zugewiesen.

III. Es entsteht nun die Frage: Worin liegt der Grund, daß uns diese oder jene Farbe, dieser oder jener Ton angenehm oder unangenehm affiziert, und wie ist die Vorliebe verschiedener Individuen für gewisse Farben- oder Toneffekte zu erklären?

Ob eine gewisse Sinnesaffektion (sei es nun eine Farbe oder ein Ton u. s. w.) ein Lust- oder Unlustgefühl erregt, das ist sowohl von physiologischen als psychologischen Bedingungen abhängig.

Erstere, die physiologischen Bedingungen betreffend, kommt a) vor allem die normale Erregungsfähigkeit des betreffenden Sinnesnerven in betracht, d. h. welche Reizquanta dieser gemäß seiner Organisation ohne Funktionsstörung überhaupt und durchschnittlich zu ertragen vermag.

b) Sodann ist aber auch der Umstand mit entscheidend, in welcher Verfassung oder Stimmung der Nerv gerade in dem Momente, da ihn der äußere Eindruck trifft, sich befindet. Diese momentane Disposition des Nerven hängt selber wieder weiter

ab, teils von der (namentlich durch die Blutmischung und den entweder gehemmten oder begünstigten Stoffwechsel bedingten) besseren oder schlechteren Ernährung desselben, teils davon, inwieweit seine Rezeptivität durch frühere Reize bereits absorbiert oder noch geschont ist, und nicht minder, ob diese eben nur für gewisse Reize noch rege, für andere aber bereits abgestumpft ist.

c) Endlich kommt es auf die Größe und Form des Reizes selber an d. h. darauf, wie stark die Reizung, und ob dieselbe der momentan vorhandenen Stimmung des Nerven angemessen ist oder nicht.

Ist die Reizung auch verhältnismäßig stark aber der momentan vorhandenen Stimmung des Nerven angemessen, d. h. findet sich für eben diese Art von Reizeindrücken die Empfänglichkeit noch nicht absorbiert, sind in der leitenden Faser keine entgegenwirkenden Residuen früherer Reize angesammelt: so wird in solchem Falle mit einem Abnutzungsminimum ein Leistungsmaximum erreicht.

Ist dagegen der Reizeindruck der vorhandenen Nervenstimmung quantitativ disproportional, qualitativ unangemessen, dann wird trotz eines Abnutzungsmaximums nur ein Leistungsminimum erzielt.

Ist vollends der qualitativ unangemessene Eindruck vermöge seiner ungewöhnlichen Stärke so gewaltsam, daß er selbst die durchschnittlich höchste Erregungsfähigkeit des Nerven überschreitet: dann ist des letzteren Funktionsfähigkeit nicht bloß für jetzt, sondern selbst für die Folge ernstlich bedroht. (Man denke an zu grelles Licht oder zu starken Schall.)

Nennen wir nun die im Nerven selbst liegenden, habituellen sowohl als temporären Funktionsbedingungen, den individuell-momentanen Sättigungspunkt, so können wir auf das eben Erörterte weiter bauend behaupten:

Erstens. Ein Reiz, der ohne anzustrengen, mithin ohne merkliche Abnutzung des Nerven, jenen Sättigungspunkt erreicht, wirkt angenehm.

Zweitens. Ein Reiz, der vermöge seiner geringen Größe und wenig ausgeprägten Eigenheit seiner Qualität hinter diesem Sättigungspunkte weit zurückbleibt, ist gleichgültig.

Drittens. Endlich ein Reiz, welcher entweder allzu drastisch ist, so daß er dem Nerven eine weit größere Spannung zumutet, als dessen normale Leistungsfähigkeit gestattet, oder welcher vermöge seiner besonderen Qualität der eben sich vorfindenden

Stimmung des Nerven schroff entgegen ist, so daß er letzteren beträchtlich anstrengt und abnutzt, mithin auch dem übrigen Organismus einen, das natürliche Gleichgewicht der Kräfte störenden Ersatz auflastet, bei alle dem aber dennoch nicht völlig sättigt und befriedigt, also für den Aufwand an Kraft nicht genügend entschädigt, ist unangenehm, widerlich.

Verfolgen wir dies weiter. Jene Sättigung des Nerven, welche erreicht wird ohne merkliche Einbuße an Kraft, reflektiert sich sofort in die Vitalempfindung (die für alle einzelnen Empfindungen den permanenten Hintergrund bildet) als eine organische Förderung; die ermüdende Anstrengung desselben ohne entsprechende Sättigung macht sich hingegen als organische Hemmung bemerklich.

Insoweit befinden wir uns noch innerhalb der Sphäre bloßer (betonter) Empfindung, aber diese ist ein wesentliches Substrat der sinnlichen Lust- oder Unlustgefühle, die hieraus entstehen.

Vorerst war demnach die betonte Empfindung selbst in ihrem Ursprunge zu verfolgen, ehe gezeigt werden konnte, wie dann weiter aus ihr ein Gefühl entspringt, und damit hat es keine Schwierigkeit mehr. Es ist hierbei nur der leitende Grundgedanke festzuhalten, daß jede Hemmung oder Förderung der Funktionen des Sinnesnerven notwendig eine korrespondierende Hemmung oder Förderung in den Funktionen der Centralorgane nach sich zieht. Sobald aber dieses der Fall ist, dann muß hierdurch (weil alle Veränderungen im Cerebralsysteme von psychischen, wie umgekehrt alle psychischen von Veränderungen im Cerebralsysteme begleitet sind) eben so notwendig eine Modifikation des Vorstellungslaufs und vermittelst dieser eine Abänderung der Gemütslage hervorgerufen werden.

So wird denn die anfänglich bloß organische Hemmung oder Förderung zur psychischen d. h. zum Lust- oder Unlustgefühl. — Der frische, lebhafte und dabei ohne merklichen Kraftverlust errungene Sinneseindruck ist ja, sobald er durch Vermittlung der Centralorgane wahrgenommen wird, nunmehr ein neues Bewußtseinselement, welches überdies alle gleichen Empfindungsresiduen von früherher hebt und mit ihnen zu einer größeren Totalkraft verschmilzt. Es ist also, sozusagen, die Seele hierdurch wieder um ein Element bereichert: daher das Lustgefühl. — Dagegen macht die vergebliche Anstrengung des Nerven, den disproportionalen und unangemessenen Sinneseindruck völlig zu

bewältigen und anzueignen, auch im Bewußtsein den Eindruck als Abgang, als Reduktion der Kraft: daher das Unlustgefühl.

Nunmehr handelt es sich noch darum, die aufgestellte Hypothese mit der Erfahrung in Einklang zu bringen und durch letztere möglichst zu bewahrheiten.

Dazu eignen sich besonders die an operierten Blinden gemachten Erfahrungen, bei denen der Sinneseindruck ein primitiver und genuiner war, ungeschwächt durch Gewohnheit, unverfälscht durch fremdartige Einflüsse. — Und hier bleibt denn die Thatsache merkwürdig, daß sich beinahe bei allen Operierten eine besondere Vorliebe für klar ausgesprochene Farben, insbesondere jene der aktiven Seite kundgiebt, während dieselben gegen verschwommene, vollends gegen dunkle Farben meist einen entschiedenen Widerwillen verraten. Vorzüglich finden sie an Gelb und Rot (zumal etwas verdünnt zu Rosa und Hellrot) Wohlgefallen, wohl deshalb, weil eben nur diese prägnanteren, charakteristisch hervortretenden Eindrücke ihr noch ungeübtes, für feinere Nüancen noch unempfängliches Organ hinlänglich sättigen. Dagegen die matten, verschwommenen, in einander überfließenden, vollends erst die das Licht absorbierenden dunklen Farben vermögen sie, trotz aller Anstrengung und Aufmerksamkeit, lange nicht scharf genug zu unterscheiden, sondern verwechseln sie immer wieder: daher die Unlust, der Widerwille gegen dieselben.

In der That geschieht es sehr häufig, daß solche Operierte Hellgrau mit Weiß, Dunkelgrau mit Blau verwechseln; wie sie denn auch dunkles Blau oder Violett oder Braun längere Zeit nicht von Schwarz zu unterscheiden vermögen. Auffallend ist besonders die Abneigung der genannten Personen vor dem Schwarz und den sich diesem nähernden Farben. Es scheint dies darin begründet, daß diese Art Eindrücke der sich vorfindenden Nervenstimmung schroff entgegentreten. Der Gesichtsnerv, dem sich mit der Operation eine neue Welt eröffnete, verlangt gierig nach Licht und Farbe; das Schwarz aber, und was ihm nahe steht, ist eine Negation beider.

Mitunter kommen freilich auch Ausnahmen vor, die uns aber nicht beirren dürfen. Wo etwa eine allzugroße Schwäche oder Überreizbarkeit des Optikus nach der Operation zurückblieb, da wird allerdings ein Mittelding zwischen Licht und Dunkel sich als der angemessenste Eindruck herausstellen. Hierauf bezüglich erzählt Franz in den Philosophical Transactions von 1841 (vergl. Psychologie von Waitz S. 340) von einem durch ihn glücklich

Operierten, daß diesem vor allen die graue Farbe am besten gefiel. — Offenbar war hier noch eine gewisse Schwäche des Augennervs zurückgeblieben und deshalb der Sättigungspunkt so tief herabgedrückt. Das verraten die weiteren Angaben, daß ihm Rot, Orange, Gelb zwar auch gefielen, obwohl sie ihn schmerzten. Violett aber und Braun fand er sehr häßlich, wahrscheinlich wohl darum, weil sie ihm bei aller Anstrengung keine deutlich geschiedene Vorstellung zurückließen.

Es mag noch beigefügt werden, daß hier der Unterschied der Individualitäten mancherlei Varietäten erzeugt. Manches Naturell verträgt nicht nur, sondern sucht sogar stärkere Reize; während ein anderes nur mildere liebt und verträgt. — Sanfte Blondinen z. B. werden in der Regel für sanftes Himmelblau, Rosa, Meergrün, Lila, insbesondere aber für ersteres Vorliebe zeigen; lebhafte, feurige Brünetten mehr an gesättigten Farben Wohlgefallen finden.

Was nun endlich die rein psychologischen Bedingungen des Entstehens sinnlicher Lust- oder Unlustgefühle betrifft, so liegen diese vorzüglich in der Assoziation der Vorstellungen, und es kommt hier einmal darauf an, wie starke, wie viele und welcherlei Vorstellungen eine betonte Empfindung reproduziert, und sodann, in welches Verhältnis sie sich zu den letzteren und zu der sich vorfindenden momentanen Gemütsstimmung setzt.

Häufig haben schon in unserer frühesten Jugend, und uns selber unbewußt, an gewisse Empfindungen geknüpfte Assoziationen (Nebenvorstellungen) Anteil daran, daß der oder jener Sinneseindruck uns angenehm oder widrig ist. Solche Nebenvorstellungen machen dann gewisse betonte Empfindungen zu Konduktoren der Lust oder Unlust, und hiermit zugleich auch eines leiser oder lauter ausgesprochenen Verlangens oder Verabscheuens, ohne daß wir uns hierüber selbst nähere Rechenschaft zu geben wüßten, warum uns dieser oder jener Eindruck lieb oder zuwider ist. Oft ist ein derartiger Sinneseindruck an und für sich höchst unbedeutend; aber jene Nebenvorstellungen machen ihn anziehend und dienen ihm gewissermaßen zur Folie. Der monotone Finkenschlag z. B. oder der noch einfachere Ruf des Kuckucks sind an und für sich wenig sagend, aber dennoch erfreuen wir uns daran, weil der erstere uns ein Frühlingsbote ist, der letztere aber uns an jene Zeit mahnt, da die Natur mit ihrem vollen Brautschmucke ausgestattet ist. So stimmt uns der volle Glockenton, zumal das Zusammenläuten mehrerer, wenn auch keineswegs harmonischer Glocken lediglich darum feierlich, weil wir von Jugend an gewohnt sind, daran Vor-

stellungen von festlicher und religiöser Feier anzuknüpfen, wogegen uns unwillkürlich das Sterbeglöcklein in eine wehmütige Stimmung versetzt, weil sich daran Vorstellungen von Tod, Trennung, Verlust unserer Lieben anreihen. — Und so können uns denn auch einzelne Farben, Töne, Gerüche u. s. w. bloß oder doch vorherrschend um solcher Nebenvorstellungen willen wert und lieb, andere dagegen widerlich werden. — HOFBAUER erzählt in seinen mit dem berühmten Irrenarzte REIL herausgegebenen psychologischen Beiträgen (Bd. II., S. 171 und 173) von einer durch ihn operierten Blinden, mit der er bezüglich ihres Farbensinnes mancherlei Experimente vornahm, daß ihr vor allen Farben am meisten das Rosenrot gefallen habe, demnächst Orange und Scharlach, und fügt auch bei, daß man ihr die Binde gerade zu jener Zeit von den Augen nahm, als im Garten die Rosenbüsche eben in ihrer vollsten Blüte standen. Gewiß war dieser erste Farbeneindruck maßgebend für die ganze Folge. Dieses Rosenrot war ja für ihr eben geöffnetes Auge der erste Farbengruß gewesen; mit ihm nahm sie Besitz von der ihr neuen Lichtwelt. — Im Gegenteil mag dagegen jener Widerwille, den die Operierten gegen das Schwarz äußern, außer physiologischen Gründen noch nebenbei von den lästigen Rückerinnerungen an jenes Dunkel, jene Finsternis, in der sie während ihrer früheren Blindheit schmachteten, getragen sein.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß der Ton der Empfindung mit jenem des hierdurch erregten Gefühls keineswegs immer harmoniert, sondern daß die an sich angenehme Empfindung, welche auf eine ihr kontrastierende Gemütsstimmung trifft, auch mitunter in Unlust umschlagen kann. Den in einen tiefen Schmerz Versunkenen wird z. B. ein lustiges Lied keineswegs aufheitern, sondern vielmehr noch düsterer stimmen; sowie, dem ähnlich, innerhalb der organischen Sphäre das Lachen den Schmerz einer Wunde nur noch vermehrt (DOMRICH a. a. O. S. 245). Über diesen Punkt spricht sich SALOMON so äußerst treffend in den Sprichwörtern, Kap. XXV v. 20, folgendermaßen aus:

> „Wie der, welcher einem das Kleid an einem kalten Tage nimmt, oder Essig auf die Wunde gießt, ist derjenige, der einem Bekümmerten (heitere) Lieder singt.“

b) Die höheren oder ideellen Gefühle.

§. 16. Die intellektuellen Gefühle (das Wahrheits- und Wahrscheinlichkeitsgefühl).

Die intellektuellen Gefühle haben mit den übrigen, gleichfalls der Gruppe der höheren oder ideellen Gefühle angehörigen Gemütszuständen (den ästhetischen, ethischen und religiösen Gefühlen) das Gemeinsame, daß sie der höheren Erkenntnis als Vorläufer vorangehen, aber auch der erlangten als ihre Begleiter folgen. Daß dieselben in einer engen Beziehung zum Denken stehen, haben wir bereits (I. Buch §. 7) dargethan. Eben wegen dieser engen Beziehung, in welcher sie zum spekulativen Denken stehen, können denn auch die Gefühle dieser Klasse dasselbe ausnahmsweise ergänzen. Das Gefühl tritt nämlich hier als eine Art anticipatives Denken auf, welches seinen Gegenstand nicht mit dem klaren Bewußtsein aller diesem wesentlich zukommenden Merkmale und Beziehungen, sondern bloß kumulativ, nach einem allgemeinen Totaleindrucke erfaßt. Darum haftet dem Gefühl im Vergleiche zum Denken immer eine gewisse Unklarheit an. Sie kommen ja überhaupt vorzugsweise dann vor, wenn das Denken unvermögend ist zum Abschlusse zu gelangen. An das Gefühl appellieren wir nur dann, wenn es für eine Ansicht, Behauptung, Entschließung überhaupt an genügenden Gründen fehlt, oder wenn wir zwar der Gründe im allgemeinen und summarisch uns bewußt sind, aber dieselben nicht einzeln und in logischer Abfolge zu produzieren vermögen. (So lassen sich meist die Frauen in ihren Ansichten und Entschlüssen durch das Gefühl leiten.)

In letzterem Falle wirken die, obgleich involvierten Vorstellungsreihen dennoch mächtig auf das Bewußtsein. Keiner der einzelnen Gründe tritt zwar distinkt hervor, aber sie wirken doch in Masse als dunkle Totalkraft, halten den fraglichen theoretischen Satz oder die praktische Wahrheit hoch im Bewußtsein empor und drücken durch ihr Gegengewicht alle Zweifel und Bedenken nieder, die sich dagegen erheben würden; daher die momentan überzeugende Gewalt, welche das Gefühl übt. In diesem Massendrucke ist aber auch zugleich die Hartnäckigkeit und der Starrsinn subjektiver, d. h. auf das Gefühl basierter Überzeugungen begründet. Deshalb sind denn auch Frauen von dem, was ihrem Gefühle widerstrebt, so schwer zu überzeugen.

Was speziell das Wahrheitsgefühl und sein Gegenteil anbelangt,

so können wir es definieren als dasjenige Gefühl, welches beruht auf der dunklen Vorstellung der Übereinstimmung oder des Widerstreites eines uns eben aufstoßenden Satzes, oder einer Begriffskombination mit unseren anderweitigen, bereits konsolidierten Ansichten und Überzeugungen.

Ist der uns aufstoßende (neue) Satz mit unseren sonstigen, in dieselbe Kategorie gehörigen Ansichten und Überzeugungen verträglich, so regt sich in uns das Gefühl der Wahrheit desselben (oder innerhalb der bloß formellen Sphäre, jenes der Richtigkeit). Steht der neue Satz dagegen mit unseren befestigten Ansichten und Überzeugungen im schroffen Gegensatz, so entsteht in uns das Gefühl seiner Unwahrheit (oder beziehungsweise seiner formellen Unrichtigkeit).

Der ganze Vorgang beruht rein auf der Apperzeption des Neuen durch das Alte. Der Prozeß der Apperzeption gelangt uns jedoch, wohlgemerkt, nicht zum Bewußtsein, sondern lediglich sein Resultat, denn die ganze Funktion geht ungemein schnell vor sich. Die neue Thesis oder Begriffskombination reproduziert unsere älteren zu einem förmlichen System (oder bei geringer formeller Ausbildung wenigstens zu einem kompakten Konvolut) verbundener Ansichten und Überzeugungen, die sich auf das fragliche oder verwandte Objekt beziehen, und wird nun von diesen angeeignet oder ausgeschieden. Das Resultat der Aneignung ist das Wahrheits- (beziehungsweise Richtigkeits-), das der Ausscheidung das Unwahrheits- (beziehungsweise Unrichtigkeits-)Gefühl.

Diese Wahrheitsgefühle spielen in unserem ganzen Bildungsgange deshalb eine wichtige Rolle, weil sie das noch nicht völlig durchgebildete Denken vikarieren. Sehr oft geschieht es nämlich, und insbesondere vor erlangter Reife des Denkens, daß wir eine Wahrheit bloß fühlen, aber nicht imstande sind, dieselbe begrifflich klar und scharf zu erfassen. So wird z. B. ein Charakter in einem Drama oder dessen mimische Darstellung durch einen Schauspieler dann als psychologisch wahr anerkannt, wenn die einzelnen Charakterzüge, summarisch erfaßt, mit dem in uns, nach Maßgabe unserer bisherigen Erfahrungen, in allgemeinen Umrissen ausgeprägten Typus oder Gemeinbilde eines menschlichen Charakters und seiner Äußerung in ähnlichen Lebenslagen übereinstimmen. (Zum Wissen, zur klaren Einsicht in dessen Wahrheit würde mehr als das, würde genaue Analyse der einzelnen Züge, sorgfältige

Vergleichung derselben unter sich und Zurückführung derselben auf psychologische Prinzipien nötig sein.)

Dem analog wird oft die Richtigkeit eines Ausdrucks, welcher einer fremden Sprache entlehnt ist oder einem Fache angehört, in dem das betreffende Individuum keineswegs heimisch ist, lediglich gefühlt. Man hat sich nämlich aus unzähligen Fällen, in welchen dieser Ausdruck zur Anwendung kam, ein dunkles Schema dafür gebildet, wann er überhaupt anwendbar ist und wann nicht, und ist hierdurch allenfalls vor groben Verwechslungen desselben mit anderen verwandten Ausdrücken gesichert; allein an der tieferen Einsicht in das Wesen des durch jenen Ausdruck bezeichneten Begriffs und an der klaren Vorstellung seiner innern Beziehungen fehlt es trotzdem. Ebenso kann man oft auf den ersten Blick hin das Trügerische eines künstlich angelegten Sophisma erkennen, ohne daß man aber imstande wäre, das formell Unrichtige oder spekulativ Unhaltbare daran näher nachzuweisen. Dann hat man kein Wissen von der Falschheit oder Unrichtigkeit desselben, sondern hat letztere bloß erfühlt. Das Gefühl stützt sich hier lediglich auf die dunkle Vorstellung der Unvereinbarkeit des Gefolgerten (der Konklusion) mit unseren sonstigen, als wahr anerkannten Prinzipien, vielleicht auch selbst auf den Widerspruch mit der Erfahrung, oder auch auf die dunkle Vorstellung eines irgendwo in der Zusammenstellung der Folgerungsgründe (Prämissen) vorkommenden Verstoßes gegen die logische Form. Nicht minder wird oft der Unterschied zweier Dinge richtig herausgefühlt, ohne sich selbst und anderen darüber genauere Rechenschaft geben zu können, worin denn eigentlich die Unterscheidungsmerkmale derselben liegen? Endlich, wie viele Menschen giebt es, die von den höchsten Wahrheiten, von Gottes Dasein, Willensfreiheit, Seelenunsterblichkeit innigst überzeugt sind, ohne diese ihre Überzeugung spekulativ begründen zu können. Da ist nur ein subjektives Durchdrungensein von jenen Wahrheiten (ein Gefühl), aber keine objektive Erkenntnis derselben, ein Glaube an sie, aber kein Wissen um sie vorhanden.

Ähnlich verhält es sich mit der Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit, doch ist hierbei zwischen der mathematischen und philosophischen Wahrscheinlichkeit schärfer zu unterscheiden.

Die mathematische Wahrscheinlichkeit beruht auf einem klaren, in festen Zahlenverhältnissen ausdrückbaren Kalkül sämmtlicher, ein gewisses Resultat bedingender Momente; da kann füglich

kein Gefühl entstehen. Wohl aber kann die sogenannte philosophische Wahrscheinlichkeit ein solches ergeben; denn hier werden die Gründe, die für oder wider eine Sache sprechen, nur summarisch (in Bausch und Bogen) einander gegenüber gehalten. Überwiegen die ersteren, so entsteht das Gefühl der Wahrscheinlichkeit, überwiegen die letzteren, jenes der Unwahrscheinlichkeit. In einem wie im anderen Falle werden die Gründe nur nach dem summarischen Drucke, den sie auf das Bewußtsein üben, taxiert; beim mathematischen Kalkül müssen sie dagegen einzeln zum Bewußtsein gelangen, und jeder, sowohl für sich als in seinem Verhältnisse zu den anderen, gehörig erwogen werden.

Der vorliegende Paragraph wies mehrfach auf den Unterschied zwischen Wahrheitsgefühl und Wahrheitserkenntnis hin. Hierüber nur noch einige Worte. Beim Wahrheitsgefühl wirken die Gründe, welche für eine gewisse Ansicht sprechen, nur in ihrer Involution, kumulativ; zur Wahrheitserkenntnis ist dagegen erforderlich diskursives Bewußtsein derselben und hierzu vollständige, reihenweise Evolution, denn es will hier jeder der Gründe einzeln und nach seinem besonderen spekulativen Werte erwogen sein.

Dieser Gegensatz fällt so ziemlich zusammen mit jenem, den man zwischen der bloß subjektiven Überzeugung oder dem Glauben und der objektiven, d. h. dem Wissen zu ziehen pflegt. Auch soll, wie das Wahrheitsgefühl in die Wahrheitserkenntnis, ebenso, inwieweit es thunlich, der Glaube in das Wissen hinübergeführt werden. Damit wird ein doppelter Vorteil erzielt. Einmal wird hierdurch die eigene Überzeugung gesteigert und gefestigt, indem wir in das Wesen und die inneren Beziehungen des Fürwahrgehaltenen tiefer eindringen; sodann sind wir aber nebenbei imstande, anderen die gleiche Überzeugung einzuflößen. An die Stelle des dunklen Gefühls ist ja jetzt der klare Begriff getreten, und diesen kann ein zweiter genau so nachdenken, wie wir ihn vorgedacht haben. Anders aber steht es um die Gefühle. Diese kann ein zweiter wohl erraten; aber keineswegs gerade so in sich nachkonstruieren, wie sie sich in uns nach individuellen Bedingungen vordem erzeugt haben; ja in uns selber wiederholt sich das Gefühl ein zweites mal nicht immer ganz genau so wie früher.

§. 17. Die ästhetischen Gefühle.
(Vorerörterungen.)

Die ästhetischen Gefühle können wir gleich vorläufig bezeichnen als Gefühle des absoluten, von jedem fremdartigen Nebeninteresse freien, Beifalls oder Mißfallens.

Dasjenige Objekt, das in uns einen derartigen, in ihm selbst

begründeten Beifall hervorruft, nennen wir schön, jenes, das ohne alle Nebenrücksicht an und für sich mißfällt, nennen wir häßlich.

1. Allemal, wenn wir ein ästhetisches Urteil fällen, d. h. wenn wir uns in der Lage befinden, einem Objekte die Prädikate „schön“ oder „häßlich“ zuzuschreiben, kann dies nicht geschehen ohne gemütliche Erregung, und wäre diese auch noch so gelind. Sobald uns nämlich ein schönes Objekt vor die Sinne tritt, wird hierdurch das Gemüt in eine solche Stimmung versetzt, als ob uns etwas Angenehmes widerfahren würde; wie wir aber etwas Häßliches wahrnehmen, regt sich in uns ein nicht zurückzuhaltender Widerwille.

2. Umgekehrt, hat uns irgend ein Objekt in jenes innere Wohlbehagen versetzt, so wird sich unwillkürlich das Gefühl durch eine Beurteilung des Objekts äußern, das erregte Gefühl wird sich in dem Prädikate „schön“, „herrlich“ Luft machen. Im entgegengesetzten Falle wird sich hingegen jenes Mißfallen, jener Widerwille durch das Prädikat „häßlich“ kundgeben. Nur mit Überwindung werden wir das eine wie das andere Verdikt zurückzuhalten vermögen.

Daraus folgt, weil das ästhetische Gefühl einerseits in der engsten Beziehung zum ästhetischen Urteil steht, anderseits zwischen ihm und dem sinnlichen Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen sich eine gewisse Verwandtschaft kund giebt, daß es von dem einen wie von dem andern bei der näheren Erörterung genau unterschieden werden muß.

I. Zunächst darf man das Gefühl des ästhetischen Beifalls oder Mißfallens ja nicht mit der sinnlichen Lust oder Unlust, oder, was auf dasselbe hinausläuft, man darf nicht Schönes und Häßliches mit dem Angenehmen und Unangenehmen verwechseln. Diese beiden unterscheiden sich in folgenden Punkten:

1. Das Angenehme haftet am einzelnen, sinnlichen Reize, an der Materie des Empfundenen, weshalb DROBISCH diese Art Gefühle „materielle Gefühle“ genannt hat. Das Schöne dagegen resultiert aus der Form, d. h. aus der Zusammenfassung eines mehrfachen Gleichartigen. Der einzelne Ton, die einzelne Farbe sind ästhetisch gleichgiltig; sie können bloß sinnlich angenehm oder unangenehm sein. Ein ästhetisches Wohlgefallen erzeugt erst die passende Verbindung mehrerer Töne zu einem Akkord, die passende Verbindung mehrerer Linien zu einer Figur, die Zusammenstellung mehrerer Farben zu reizender Schattierung oder effektvollem Abstich u. dergl. mehr. Damit hängt dann ein weiterer Unterschied zusammen.

2. Bei dem Gefühle des sinnlich Angenehmen ist der Inhalt gar nicht, die Quelle desselben nur selten, und das nicht mit Genauigkeit, nachweisbar; bei dem ästhetischen Gefühle aber kann man sich über beides Rechenschaft geben. Was zunächst den Inhalt anbelangt, läßt sich dieser bei dem sinnlichen Gefühle des Angenehmen (oder seines Gegenteils) schon deshalb nicht nachweisen, weil letzeres nur in einzelnen einfachen Reizen beruht, die als solche nicht weiter analysierbar sind. Wir können uns selber nicht klar machen, worin denn das Angenehme eines bestimmten Reizes bestehe, denn der Reiz und sein Effekt, das Angenehme, ist hier gar nicht zu trennen. Das Angenehme ist ja nichts weiter als das Dasein eben dieses Reizes. Es kommt mit ihm, hört mit seinem Schwinden auf. Anders ist das beim Gefühl des Schönen (oder dem ästhetischen Gefühl). Hier liegt stets ein genau angebbares Was zu Grunde; die Vorstellung des Gegenstandes läßt sich absondern von dem inneren Behagen, welches derselbe erzeugte. Der Grund liegt darin, daß der Gegenstand des ästhetischen Gefühls kein einfacher ist, wie dort, sondern etwas Zusammengesetztes — ein Verhältnis; ja, wo es sich um die Auffassung eines ganzen Kunstwerkes handelt, sogar ein System von Verhältnissen. Hier also kann Analyse und durch sie Verdeutlichung des Objekts nach seinem Inhalte allerdings Platz greifen.

Ähnlich steht es auch um die Angabe der Quellen und Gründe der sinnlichen Lust und Unlust und des ästhetischen Beifalls und Mißfallens in bestimmten Fällen. Warum uns ein bestimmter sinnlicher Eindruck angenehm oder zuwider ist, darüber vermögen wir uns nur höchst selten einige Rechenschaft zu geben; denn es hängt dies ja ab, organischer Seits, von dem individuell-momentanen Sättigungspunkte des Organs, beziehungsweise des betreffenden Nerven; von psychischer Seite aber ist dies abhängig von den an eine gewisse Empfindung sich anknüpfenden Vorstellungs-Assoziationen. Den ersteren Faktor aber kennen wir sogut als gar nicht, und selbst in den anderen, in das Gefüge der Vorstellungs-Assoziationen, deren Ursprung oft bis ins Dunkel früher Kindheitstage zurückdatiert, haben wir keinen genügenden Einblick. (Siehe §. 15. III.)

Bei den ästhetischen Gefühlen hingegen sind die Quellen und Gründe des Wohlgefallens nachweisbar; denn hier handelt es sich um Verhältnisse, und diese lassen sich zerlegen in ihre Glieder, z. B. ein Akkord in seine einzelnen Töne. Es lassen sich die Intervalle zwischen den einzelnen Tönen prüfen, und in der eigen-

tümlichen Natur dieser Intervalle läßt sich der Grund des Wohlgefallens daran entdecken. Ebenso ist es bei Figuren, Farbenkombinationen, rhythmischen Gliederbewegungen u. s. w. der Fall.

Aus dem eben Entwickelten folgt, daß das Gefühl des Sinnlich-angenehmen immer eine subjektiv-individuelle Färbung behält, so zwar, daß dem einen etwas angenehm sein kann, was den andern gleichgiltig läßt oder anwidert; ja daß demselben Individuum der gleiche Reiz zu verschiedener Zeit bald angenehm, bald unangenehm sein kann. Das Schöne dagegen hat eine objektive und allgemeine Geltung.

3. Endlich ist auch das Wohlgefühl, welches uns das Angenehme erzeugt, bloß relativ und flüchtig; jenes aber, welches dem Schönen entstammt, ist absolut und unwandelbar sich gleich bleibend. — Im Angenehmen liegt immer nur ein relatives, im Schönen ein absolutes Vorziehen. Das Angenehme hat einen vorübergehenden, das Schöne einen bleibenden, in ihm selbst ruhenden Wert. Das Angenehme ist überdies zumeist bedingt durch eine demselben vorangehende Begierde, welche es stillt; das Schöne dagegen ist darüber erhaben, ein bloß sinnliches Bedürfnis zu stillen.

Ähnlich ist das Verhältnis des Schönen zum Nützlichen. Das Schöne ist an sich wertvoll (ist Selbstzweck); das Nützliche erhält seinen Wert erst durch ein anderes, für welches es ein geeignetes Mittel abgiebt. Dasselbe Ding ist somit in letzter Beziehung nach Maßgabe verschiedener Zwecke einmal wertvoll, ein andermal wertlos; das Schöne aber behält immer seinen Wert, eben weil es keinen außer ihm selbst liegenden Beziehungspunkt hat.

II. Ebenso notwendig ist aber auch weiter die Unterscheidung jener beiden psychischen Vorgänge; des einen, da man dem Objekte sozusagen passiv gegenüber steht und durch dasselbe ergriffen wird, und des andern, da man frei über das Objekt sein Urteil fällt. Diese Unterscheidung ist um so wichtiger, als am ästhetischen Urteile das Gefühl einen wesentlichen Anteil hat und beide Momente in eins zusammenzufallen scheinen. — Aber wie man schon im gemeinen Leben zwischen dem bloßen Liebhaber des Schönen und dem Kenner und Kritiker unterscheidet, wovon ersterer auf dem Standpunkte des bloßen Gefühls, letzterer auf dem des Urteils steht, so müssen umsomehr in der Wissenschaft diese beiden Stadien unterschieden werden. Die Unterscheidungsmomente lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Das Gefühl ist kollektiv, das Urteil diskursiv; ersteres

unklar zusammenfassend, letzteres klar sondernd. Im Stadium des vorwaltenden Gefühls giebt sich der Mensch lediglich dem Gesamteindrucke hin, welchen die einzelnen, simultan oder successiv geordneten Verhältnisse erzeugen. Die Seele verhält sich da mehr passiv und empfangend, überwältigt vom Eindruck, hingerissen vom Wechsel. Das ästhetische Urteil dagegen bleibt nicht bei der summarischen Auffassung stehen, sondern löst das schöne Natur- oder Kunstobjekt auf in seine Grundverhältnisse, prüft diese einzeln und reflektiert weiter auch darauf, ob sie sich zum Ganzen abrunden oder nicht. Wo es sich aber bloß um einfache Verhältnisse handelt, da sucht es die einzelnen Verhältnisglieder und deren Beziehung zu einander zu ermitteln.

2. Wie das Gefühl gar häufig anticipativ ist, d. h. der vollendeten Auffassung des Objekts vorgreifend, so ist auch das Urteil häufig wesentlich rekonstruktiv. Das Gefühl hält sich häufig nur an einzelne, der Individualität des Auffassenden zusagende Momente und springt hervor, noch ehe die Auffassung des Ganzen abgeschlossen ist. Das Urteil ist aber erst dann motiviert, wenn die Auffassung abgeschlossen und der Auffassende in der Lage ist, die einzelnen, das Schöne konstituierenden Momente rekapitulierend zu überblicken. — Was solcher Weise das Urteil erst nach langer, eingehender Prüfung feststellt, das hat man im Gefühle wie mit einem Schlage beisammen. Sehen, Hören, in ein erhöhtes Spiel von Vorstellungen sich versetzt finden, von dem schönen Objekt angemutet, von dem häßlichen angewidert sein, ist eben nur ein Moment.

3. Endlich folgt aus dem eben Erörterten, daß zwar das Gefühl überwältigender ist, aber minder verläßlich; das Urteil hingegen seiner Natur nach kühler, aber um ebenso viel verläßlicher. Das Gefühl ist darum so überwältigend, weil es kollektiv und anticipativ ist, weil es mithin in einem Zeitmoment konzentriert beisammen hat, was sich dem diskursiven, analysierenden, rekonstruktiven Urteile auf mehrere Zeitmomente verteilt. Das Urteil aber ist deshalb sicherer, weil bei der eingehenden Zergliederung, welche es erheischt, nicht so leicht ein wesentliches Moment übersehen wird, und man sich über die das Schöne konstituierenden Grundverhältnisse vermittelst desselben genauere Rechenschaft zu geben vermag.

Über den Wert oder Unwert eines Kunstwerkes nach dem bloßen Gefühle, nach der flüchtigen, summarischen Auffassung sich zu entscheiden, bleibt immer ein Wagnis; denn die subjektive

Stimmung kann oft irreleiten. Das Gefühl läßt sich oft blenden durch zufälliges Beiwerk, das nur auf den Effekt berechnet ist, es hält sich überdies nur an einzelne hervorstechende Momente und gleitet über andere hinweg, die vielleicht nicht minder für den Wert oder Unwert des Ganzen entscheidend sind. Dann muß es sich aber auch bisweilen gefallen lassen, durch das nachfolgende Urteil Lügen gestraft und korrigiert zu werden.

Freilich wohl trifft dies nur mehr das ephemere Schöne, nicht die reine, keusche, klassische Schönheit, welche fremdartigen, der Sinnlichkeit, dem Egoismus oder gewissen Zeittendenzen fröhnenden Zusatz verschmäht. Die reine, unverfälschte Schönheit hat nämlich das Eigentümliche, daß sie gleich beim ersten Eindruck überwältigt, aber zugleich bei näherer Zergliederung nur um so dauernder fesselt. Selbst das, was daran bei dem ersten Eindrucke befremdete, vielleicht sogar störte und als ein Mangel erschien, ordnet sich bei eingehender Beurteilung als ein harmonisches Glied dem Ganzen ein, und es geht hier dem Kritiker gar oft wie dem Astronomen, dem sich die vermeintlichen Nebelflecke vor dem Tubus in glänzende Sternenhaufen auflösen.

III. Nach den bisher gegebenen Andeutungen ist aber weiter noch ein Unterschied zu machen, einerseits zwischen dem ästhetischen Teil- (Elementar- und Gruppen-) und Gesamtgefühl, anderseits zwischen dem ästhetischen Teil- (Elementar-, Gruppen-) und Gesamturteil.

Im ästhetischen Partialgefühle giebt sich unmittelbar die fördernde oder hemmende Wirkung kund, welche das Verhältnis einfacher, gleichartiger Glieder auf das Gemüt übt, ohne daß diese Glieder klar und gesondert vorgestellt würden.

Zum ästhetischen Partialurteile ist dagegen notwendig die gesonderte Vorstellung der einzelnen Glieder und nicht minder jener besonderen Beziehung derselben zu einander, welche eben das Spezifische des vorliegenden Verhältnisses bildet. — Dieselbe Bewandtnis hat es auch mit dem ästhetischen Gesamtgefühle und Gesamturteile.

Das ästhetische Gesamt- (Total-) Gefühl beruht auf der Massenwirkung, auf einer Auffassung des Objekts *en bloc.* Die in irgend einem schönen Natur- oder Kunstprodukte enthaltenen ästhetischen Grundverhältnisse werden hier nur nach ihrer summarischen Wirkung auf das Gemüt gewürdigt. Ebenso wird das Häßliche nur nach seiner Totalwirkung erfaßt.

Zum ästhetischen Gesamturteil über ein kompliziertes Natur- oder Kunstprodukt gehört dagegen eine reine und vollendete Vorstellung dieses zu beurteilenden Objekts. Die reine

Auffassung erheischt, daß zuvörderst alles fremdartige Beiwerk, aller unnütze Schmuck, alle subjektive Erregungszuthat, wodurch das Urteil bestochen werden könnte, ausgeschieden werde. Die vollendete Auffassung des Objekts aber begreift zweierlei in sich. Erstens müssen die in dem zu beurteilenden Objekte enthaltenen, gefallenden oder mißfallenden Grundverhältnisse einzeln (jedes für sich), klar, nach ihrer spezifischen Eigenheit, und vollständig (ohne eines oder das andere zu übersehen) erfaßt werden. — Zweitens aber ist es eben so sehr nötig, alle diese einzelnen Grundverhältnisse in ihrer gegenseitigen Durchdringung zu einem Gesamtbilde rekapitulativ zusammenzufassen. Erst dann ist das Verdikt „Schön“ oder „Häßlich“ zur Genüge motiviert.

Im ästhetischen Urteil beruht nur das Subjekt auf einer Denkoperation, nämlich auf der Analyse des beurteilten Gegenstandes; das Prädikat ist dagegen der Ausspruch eines Gefühls, welches vermöge seiner Eigentümlichkeit auch auf jene des beurteilten Objekts hinweist. Das Wohlgefallen, welches sich im Prädikate ausspricht, resultiert ja unmittelbar aus der vollendeten Vorstellung des betreffenden Gegenstandes. Der Beifall haftet an diesem selbst als dessen Attribut. Es koïnzidiert hier also Vorstellung (Subjekt) und Gefühl (Prädikat), und eben in dieser Koïnzidenz liegt zugleich die Evidenz des ästhetischen Urteils.

Diese Evidenz ist selbstverständlich um so größer, je einfacher der zu beurteilende Gegenstand ist. Wo es sich um die einfachen Grundverhältnisse des Schönen handelt, werden daher die Urteile übereinstimmend lauten. (Konsonierende Intervalle wird jeder schön, dissonierende dagegen häßlich finden; gewisse Farbenzusammenstellungen, wie die der komplementären Farben, werden allgemein gefallen, andere, wie etwa die von unreinem Gelb und verwaschenem Grün, von Orange und Violett, das mehr ins Rote als Blaue fällt u. dergl. mißfallen; ebenso wie symmetrische Anordnung gefällt, Verletzung der Symmetrie dagegen mißfällt.[1]

Differenzen in den Urteilen verschiedener Individuen werden allenfalls nur dann entstehen, wenn es sich um Beurteilung eines zusammengesetzten Natur- oder Kunstobjekts oder um die eines ganzen menschlichen Charakters handelt. Darunter aber leidet nicht im geringsten die Evidenz des Urteils selbst und ebensowenig die Objektivität des

[1] Wie maßgebend die Symmetrie bei der Anordnung von Punkten, Linien, Maßen für uns ist (indem sie die Auffassung der Formen wesentlich erleichtert), das zeigt sich sogar an den Wilden. Betrachten wir uns z. B. nur die Figuren ihrer Tättowierung, und wir werden auch bei diesen rohen Naturkindern fast durchweg die Zeichnung von diesem Gesetze beherrscht finden.



Schönen; ja es wäre vielmehr zu verwundern, wenn derlei Differenzen — nicht stattfänden.

Wenn da das Prädikat nicht gleichlautend ausfällt, so liegt der Grund hierfür darin, daß schon die Subjekts-Vorstellung bei den verschiedenen Beurteilern nicht völlig gleich war, und so konnten es denn auch nicht die Prädikate sein. So sehr die Verschiedenen in diesem Falle das Gleiche zu sehen, zu hören, zu denken schienen: war es doch nicht in der That das Gleiche. Gleich war wohl das Objekt, aber ungleich die Vorstellung von ihm. Es ist in solchem Falle gewiß von dem einen oder dem andern in die Subjektsvorstellung entweder zu viel oder zu wenig aufgenommen worden. Zu viel, weil er den fremdartigen Zusatz nicht ausgeschieden hat, also das Urteil kein rein ästhetisches war; zu wenig, weil schon die einzelnen Grundverhältnisse nicht genau und vollständig genug erfaßt, oder wenigstens nicht zu einem adäquaten Gasamtbilde gehörig zusammengefaßt wurden und mithin die Beurteilung einseitig ausfiel.

§. 18. Das ästhetische Elementar- und Gruppengefühl. Die einzelnen Elemente und Momente des Schönen.

Das ästhetische Elementargefühl als unmittelbare Wirkung der einzelnen gefallenden oder mißfallenden Grundverhältnisse kann höchst mannigfaltige Formen annehmen; denn einmal hat (abgesehen selbst von dem Schönen, das in Naturobjekten und Naturerscheinungen oder in sozialen Lebensverhältnissen liegt) jede einzelne Kunst ihre eigenen ästhetischen Elemente, und fürs zweite giebt es wieder innerhalb jeder einzelnen Kunst eigentümliche Gliederungen der Form, welche ihre besonderen Verhältnisse mit umfassen. So bewegt sich z. B. die lyrische Poesie in anderen Formen, als die epische und dramatische; die Symphonie in andern als die Oper oder das Oratorium, die Landschaftsmalerei in andern als die Historie oder das Genre u. s. w.

Um in den großen Reichtum der ästhetischen Grundverhältnisse und deren unübersehbare, mannigfaltige Verflechtung zu Gruppeneffekten nur einen beiläufigen Einblick zu gewinnen, müssen wir eine summarische Übersicht der einzelnen Künste versuchen.

Hierbei ist der Umstand entscheidend, daß nur die beiden edelsten Sinne, Auge und Ohr, die Eingangsthore des Schönen zu bilden geeignet sind. Das Schöne ist also nach Maßgabe seiner sinnlichen Vermittlung entweder A) auf den Raumsinn (das Auge) oder B) auf den Zeitsinn (das Gehör) berechnet.

A) In ersterem Falle kann es sich entweder darum handeln, eine ewige Idee oder wenigstens einen bedeutsamen Gedanken a) an unorganischen Stoffen, wie Leinwand, Holz, Erz, Gestein, zur angemessenen und gefälligen Darstellung zu bringen. Dies geschieht in der Malerei durch Darstellung von Formen und Gestalten in der Fläche, aber mit Benutzung von Farben-, Licht- und Schatteneffekten, unter Anwendung der Regeln der Perspektive; in der Plastik mit Benutzung aller drei Dimensionen des Raumes, unter Verzicht auf Licht und Farbeneffekte; in der Architektonik, welche gleichfalls alle drei Dimensionen benutzt, dadurch, daß selbst der starren Masse eine Regel, ein Gesetz der Anordnung angebildet wird, welches zuletzt auf den den Künstler leitenden Grundgedanken zurückweist.

Oder es kann innerhalb der ersten Hauptgruppe sich weiter darum handeln, einen an sich gefälligen Gedanken b) in den lebendigen Formen des menschlichen Organismus zu versinnlichen. Das geschieht in der Orchestik (höheren Tanzkunst) und Mimik (Schauspielkunst).

B) Ist dagegen das Schöne für den Zeitsinn (das Gehör) berechnet, so handelt es sich wieder entweder a) um Darstellung von Gedanken, teils in rhythmisch gegliederten Lauten (Poesie), teils in logisch und euphonisch geregelten Redesätzen (Rhetorik); oder b) um Darstellung von Gefühlsregungen in rhythmisch gegliederten, melodischen und harmonischen Tonfolgen (Musik).[1]

Um nun vollständig alle ästhetischen Elementar- und Gruppengefühle zu erschöpfen, müßten wir, dieser Einteilung Schritt für Schritt folgend, innerhalb einer jeden einzelnen Kunst die ihr spezifisch eigenen Grundverhältnisse aufsuchen und deren psychologische Wirkung gesondert darlegen. Allein das ist einmal bei dem gegenwärtigen Stande der Ästhetik überhaupt unausführbar, und es würde überdies weit über die Grenzen des vorliegenden Paragraphen hinausgehen. — Bis jetzt finden sich leider nur wenige zerstreute, unvollständige Anläufe zu einer derartigen Feststellung der gesamten ästhetischen Grundverhältnisse.[2]

[1] Die Poesie erzeugt Gedanken und führt durch sie zu Gefühlen; die Musik weckt Gefühle und führt durch sie zu Gedanken.

[2] Vergl. EDUARD BOBRIK's Ästhetik. Zürich 1834. — HERMANN LOTZE, Bedingungen der Kunstschönheit. Göttingen 1847. — Psychologie von TH. WAITZ. Braunschweig 1849. — GUSTAV SCHILLING's Psychologie. Leipzig 1851 (§. 76). — OERSTED, Naturlehre des Schönen. Deutsch von ZEISE. Hamburg 1852. — ZEISING, ästhetische Forschungen. Frankfurt 1855. (Hierzu eine nachträgliche Bemerkung in der Vorrede der 2. Auflage.)



Es ist die große Aufgabe einer Ästhetik der Zukunft, auf das ABC der einzelnen Künste zurückzugehen und innerhalb jeder einzelnen deren spezifische Grundverhältnisse nachzuweisen nach dem Muster der Harmonielehre, welche HERBART mit Recht als den Prototyp für die übrigen Kunstlehren betrachtete. Das wird aber nur dann möglich sein, wenn sich viele Kräfte vereinigen, so zwar, daß Denker, welche nebenbei der eine in dieser, der andere in jener Kunst heimisch sind, die einzelnen Kunstgebiete technisch durchforschen, und daß sodann ein ordnender Geist dieses massenhafte Material in ein System bringt. Wie lange wird dieses aber noch ein frommer Wunsch bleiben!

So erübrigt uns denn, bezüglich der Elementargefühle bloß auf die trefflichen Winke hinzuweisen, welche WAITZ in seinem Lehrbuche der Psychologie bezüglich des räumlich Schönen über die ästhetische Wirkung der Gestalten (§. 37) und bezüglich des zeitlich Schönen über Rhythmus, Harmonie, Melodie (§. 38) gegeben hat.

Es sei nun noch erwähnt, daß die einzelnen Grundverhältnisse sich weiter in Gruppen zusammenordnen, welche, untereinander planvoll verbunden, sich endlich zur harmonischen Totalform zusammenschließen. Diese Verbindungen der Grundverhältnisse zu Gruppen sind nicht mehr bloße Elemente, aber sie sind auch noch keineswegs ein abgeschlossenes Ganze; darum wollen wir sie, zur Unterscheidung von jenen und vom Ganzen selbst, Momente des Schönen nennen. Ihnen entsprechen eigene Gruppengefühle als Übergang zum Totalgefühl.

Auch hierüber kann bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nur einiges Wenige andeutungsweise gesagt werden, indem wir zum Behufe der Verdeutlichung des Satzes, daß, sowie jede Kunst ihre eigenen ästhetischen Elemente, so auch ihre besonderen ästhetischen Momente hat, auf die beiden zugänglichsten Künste, die Malerei und Poesie, und zwar in ihren wichtigsten Formen, Historiengemälde und Drama, einige Streiflichter fallen lassen.

Denken wir uns also zunächst ein größeres historisches Gemälde. Welche ästhetischen Momente kommen da in Betracht?

1. In erster Linie handelt es sich um die glückliche Wahl des Stoffes und dessen lebensvolle Konzeption von seiten des Künstlers. Es kommt hier wesentlich darauf an, ob er das dargestellte Ereignis in seiner historischen Bedeutung klar und vorurteilsfrei erfaßt und das typische Moment richtig aufgegriffen hat. Auf Fixierung des typischen Moments kommt es

hier deshalb an, weil die Handlung nicht in ihrem successiven Verlaufe, sondern eben nur in einem Zeitpunkte dargestellt werden kann; so muß dieser Punkt in der ganzen Reihe des Geschehens der bedeutsamste und bezeichnendste sein. (Das Interesse am Stoffe selbst ist gar oft für das Wohlgefallen entscheidend.)

2. Einen weiteren Gesichtspunkt bildet sodann die Komposition, die Gruppierung der Figuren, ihre Verteilung in Haupt- und Nebengruppen. Die Gruppierung erregt dann Wohlgefallen, wenn sie natürlich, charakteristisch und übersichtlich ist. Die natürliche Anordnung bringt es mit sich, daß der (oder die) Hauptträger der Handlung in den Vordergrund und die Mitte des Gesichtsfeldes gestellt wird. Von dieser optischen Forderung abzugehen, kann jedoch bisweilen der Charakter der Handlung erheischen. Übersichtlichkeit der Gruppen, die einer Hauptbedingung des Schönen, der Faßlichkeit, entspricht, wird besonders durch symmetrische Anordnung erzielt. In dieser Beziehung macht z. B. BENDEMANN's „Jeremias“ einen sehr vorteilhaften Eindruck. Der Prophet, als der Hauptträger des Schmerzes, der über sein Volk hereingebrochen, lagert in der Mitte des Gesichtsfeldes auf den Trümmern der heiligen Stätte; rechts und links neben ihn, aber etwas tiefer, sind die Repräsentanten der verschiedenen Lebensalter gestellt, und in ihnen spiegelt sich in verschiedenen Abstufungen und Schattierungen der Schmerz jener Hauptperson. — Selbstverständlich kann jedoch dem Maler die Symmetrie niemals jene engen Fesseln anlegen, wie dem Architekten; ja es kann sogar die Handlung selber sehr beträchtliche Abweichungen hiervon erheischen.

3. Weiter fällt das Augenmerk auf die psychologische und physiognomische Charakterzeichnung, wozu als untergeordnetes Moment auch die Kostümrichtigkeit gehört; denn Verstöße dagegen stören und schmälern den Effekt, wie etwa da, wo ein alter Maler die biblisch-orientalische Parabel vom verlorenen Sohne darstellt und die Hauptpersonen im altfränkischen Gewande erscheinen läßt.

4. Wesentlich zu beachten ist ferner das Technische der Zeichnung. Diese muß, um zu gefallen, korrekt und fließend, alles Steife, Trockene, Eckige muß vermieden sein. Die Haltung der Figuren muß lebensvoll, bewegt sein, aber ohne theatralische Effekthascherei, wie in manchen Gemälden der französischen Schule.

5. Beachtenswert ist weiter auch das Kolorit. Die Farbentöne müssen vor allem naturwahr sein, ferner wirksam und unter sich harmonisch, endlich auch der dargestellten Handlung ange-



messen. Heitere Festscenen z. B. erheischen ein frischeres, lichteres Kolorit, ein düsteres, verhängnisvolles Ereignis dagegen fordert einen dunkleren Farbenton.

6. Endlich muß aus dem Ganzen die sittliche Weltanschauung des Künstlers uns entgegentreten; es muß auch in der dargestellten Handlung sich irgend ein bedeutsamer Gedanke aussprechen, irgend eine ewige Idee darin abspiegeln. Das bildet dann zu dem formschönen Körper die die Form durchwehende und belebende Seele.

Jeder dieser hervorgehobenen Punkte ergiebt seine eigenen ästhetischen Gruppengefühle; erst wo sie alle zusammenstimmen, sind wir vollkommen befriedigt und das Verdikt „schön“ ist vollständig motiviert. So stimmen z. B. alle die genannten Momente in dem herrlichen „jüngsten Gericht“ des Meisters CORNELIUS zusammen. Die Konzeption ist großartig, die Gruppierung imposant, harmonisch und trotz der Massen übersichtlich, die Charakteristik des Weltrichters, der himmlischen Heerscharen, der Gerechten und Verurteilten psychologisch wahr und ergreifend, die Zeichnung technisch vollendet, das Kolorit (obgleich die schwächere Seite dieser Schule) wirksam und der Situation angepaßt, die sich allenthalben reflektierende sittliche Idee der Vergeltung durch ihre majestätische Größe überwältigend.

Ähnliche Momente machen sich auch im Drama geltend.

1. Zuvörderst handelt es sich auch hier um die Wahl einer interessanten, bedeutungsvollen und stetig fortschreitenden Handlung, um deren organische Entwickelung, Partition in Teilhandlungen, geschickte Verwickelung der Verhältnisse und psychologische Motivierung der Peripetie, d. h. des Wendepunktes in dem Geschicke der Hauptpersonen. Je natürlicher und doch bei alledem überraschend der Ausgang ist, desto größer ist die Wirkung. Darin sind besonders SHAKESPEARE und SOPHOKLES Meister.

2. Ein zweites, nicht minder wichtiges Moment bildet die Charakterzeichnung. Die Charaktere müssen psychologisch wahr und voll individuellen Lebens sein, nicht Schemata ihres Volkes, Standes und Alters. Von den Hauptpersonen im höheren Drama fordert man überdies historische und ethische Bedeutsamkeit. Auch hierin ist vor allen SHAKESPEARE durch die unerschöpfliche Fülle seiner, bis in die kleinsten Züge herab individuell ausgezeichneten Figuren unnachahmlich und wahrhaft bewundernswert. Nicht bloß, daß seine Personen, nach einem bekannten GOETHE'schen Ausspruche, Uhren mit krystallenem Gehäuse gleichen, einen Einblick

in das innerste Triebwerk gestattend; er weiß auch durch Parallelen und Kontraste in den Individualitäten, welche er einander gegenüberstellt, ja oft selbst durch hingeworfene Äußerungen von Nebenpersonen über die Träger der Handlung, seinen Schilderungen eine pragmatische, ja plastische Anschaulichkeit zu geben.

3. Ferner kommt es darauf an, in welche wirksamen, ansprechenden (entweder unterhaltenden oder erschütternden) Situationen der Dichter die handelnden Personen einzuführen versteht. Die Situationen sind im Drama das, was im Bilde die Gruppierung. Sie sollen ungezwungen aus der Handlung selbst hervorgehen und dieselbe beleuchten, den Charakteren Gelegenheit bieten, vor uns ihr Innerstes zu erschließen, und endlich schon an und für sich Interesse erregen. Auch da steht wieder SHAKESPEARE obenan. Wollte man alle die genial ersonnenen Situationen seiner einzelnen Dramen verzeichnen, man wüßte nicht, wo zu enden; darum mögen nur einige angedeutet werden. Namentlich verweisen wir z. B. auf die 6. Scene des III. Aktes in König Lear, in welcher drei Narren, der wirkliche (Lear), der simulierte (Edgar) und der Hofnarr, über die undankbaren Töchter zu Gericht sitzen, sowie auf die unvergleichliche Schlußscene mit Lear über Kordelias Leiche; ferner in Hamlet auf das Drama im Drama und die nachfolgende Scene, wo Hamlet dem Güldenstern die Flöte aufnötigt (III. Akt, 2. Sc.); auf Ophelias, der Wahnsinnigen, Erscheinen am Hofe (IV. Akt, 5. Sc.); auf die Scene mit den Totengräbern (V. Akt, 1. Sc.); auf die tiefbedeutsame Gartenscene in Richard II. (III. Akt, 4. Sc.); in Richard III. auf die Scene zwischen Richard und Anna am Sarge Heinrich's VI. (I. Akt, 2. Sc.), dann die 4. Scene des IV. Aktes, welche die pathetischen Expektorationen der mit in das tragische Geschick hineingerissenen Fürstinnen, den Mutterfluch und die mit glänzender Dialektik ausgestattete Werbungsscene enthält, und endlich auf die erschütternde Zeltscene (V. Akt, 3. Sc.), da dem Wüteriche im Traume all' die Geister der von ihm Erschlagenen erscheinen mit der herrlichen Antithese (Segnung Richmonds) und dem psychologisch unvergleichlichen Monolog Richard's beim Erwachen.

4. Dazu kommt dann, wie zur Zeichnung das Kolorit, hier die Diktion. Bezüglich ihrer kommt es darauf an, wie präzis und prägnant, formell ausgebildet und sachlich bezeichnend sie ist. Hier sind abermals SHAKESPEARE's dialektische Wendungen, seine originellen Bilder, sein sprudelnder Humor und die pikanten Endreime seiner Monologe und Dialoge (die wie der Orgelpunkt in der Fuge einen harmonischen Abschluß bieten) hervorzuheben. Eigen-

tümlich wirkt ferner LESSING's logische Schärfe, SCHILLER's hinreißende Rhetorik und der glatte, abgerundete, krystallinisch-durchsichtige Stil GOETHE's. Was des letzteren Diktion betrifft, dürfte in dieser Hinsicht Tasso obenan stehen. Es weht uns da aus dem Dialog (Tasso und die beiden Leonoren) ordentlich ein feiner, vornehm-exotischer Gewächshausduft an.

5. Endlich muß sich Stoff und Form durchdringen und aus dem Ganzen ein bedeutsamer Grundgedanke oder eine sittliche Idee resultieren. Jedes klassische Drama (so erwarten wir es mit Recht) soll in unserer Seele irgend eine ethische Wahrheit zurücklassen. Das leisten vorzüglich die SOPHOKLES'schen und SHAKESPEARE'schen Dramen. Beide Dichter waren in das Menschenherz und Menschenlos tief eingeweiht; beide haben die ethischen Ideen in ihrer vollen Bedeutung zu erfassen verstanden, und das eben ist es, was ihren Werken die Weihe des Genius erteilt.

Hiermit sind jedoch nur die allgemeinsten, die Hauptmomente des Schönen und die wesentlichsten Gruppengefühle, die daraus hervorgehen, angedeutet. Bei der Analyse einzelner bestimmter Dramen würden sich noch die und jene besonderen Momente herausstellen.

Im vorstehenden war neben den andern, lediglich in der Form beruhenden Momenten des Schönen auch von einem, den Künstler bei seiner Schöpfung leitenden Grundgedanken und bei höheren Kunstwerken von einer übersinnlichen (metaphysischen oder praktischen) Idee die Rede. Dieselben wurden nur deshalb schon hier erwähnt, um die Hauptmomente des Schönen im Historiengemälde und Drama vollständig anzuführen; sonst hätte die Idee, da sie aus der Durchdringung von Stoff und Form resultiert, erst im folgenden Paragraphen, wo von dem ästhetischen Totalgefühl die Rede sein wird, ihren angemessenen Platz finden müssen.

Noch eines ist hier zu bemerken. Der Verfasser kann bei aller Verehrung, die er dem seltenen Geiste HERBART's zollt, doch nicht so ganz der Ansicht desselben, das Schöne sei nur in der Form begründet, beipflichten.[1] — Was speziell die Musik betrifft, welche vor-

[1] Es bleibt ein strahlendes Verdienst HERBART's, daß derselbe dem Hegeltum gegenüber, welches, durch seine blendende Begriffseskamotage und sein unklares Gerede vom ewigen Denkinhalt und der absoluten Idee, auch in die Kunst Unklarheit und Formlosigkeit zu bringen drohte, gerade auf die, exakter Forschung völlig zugängige Form den Accent gelegt hat. Sein Grundgedanke, das Schöne beruhe auf Verhältnissen, und es sei die Aufgabe der Ästhetik bis auf die einfachsten derselben, auf die Grundverhältnisse (als die



züglich unserem großen Denker zu jener Behauptung den Impuls gab, hat sich Schreiber dieses längst, und zwar bereits in einer Jugendschrift, bei Gelegenheit einer Besprechung „der Beethovener“ von W. R. Griepenkerl, in abweichendem Sinne ausgesprochen.[1]

Es wäre wohl der Herbart'sche Grundgedanke, das Schöne sei lediglich in der Form zu suchen, dahin zu modifizieren, daß man denselben erstens nur auf die Elemente des Schönen, auf die ästhetischen Grundverhältnisse, beschränkte — diese hatte ja auch Herbart selbst vorzüglich im Sinne, als er jenen Ausspruch fällte; zweitens wäre (im Hinblick auf die Gruppen- und Massenschönheit) derselbe dahin zu umschreiben: „Das Schöne vermittelt sich zunächst durch die Form.“

Wo es sich nicht rein um die Elemente des Schönen, sondern schon um ein ganzes Kunstwerk handelt, da ist die Form nur ein Gefäß, wohl an sich wichtig und wertvoll; aber nicht alles in allem, sondern nur bedeutsam durch das, was sie in sich faßt oder andeutet. Auch die menschliche Physiognomie ist in diesem Sinne Form. Aber nicht allein das bestimmte Knochengerüste, nicht die Fleischhülle, nicht diese Farbentöne der Inkarnation sind es, was wir schön finden, sondern vielmehr die Seele, die hinter dieser Hülle hervorschaut und uns daraus anspricht.

Elemente des Schönen) zurückzugehen und dieselben präzis nachzuweisen, ist ein königlich Legat für alle Zukunft.

Es steht fest, daß am Schönen eben die Form das eigentlich kommensurable ist, das, was sich genau fixieren, vorzeichnen, nachweisen läßt. Die künstlerischen Intentionen und ideellen Bezüge können meist nur mehr erfühlt als klar erkannt werden.

Es ist eben so wahr, daß die Form das A ist, von dem der Künstler in seinen Studien, der Kritiker bei seiner Analyse ausgehen muß; aber ist sie auch das Ω, ist sie die ganze Schönheit?

Kaum, denn einmal sind Form und Gehalt Beziehungsbegriffe. Ferner ist, wie die Harmonie überhaupt, so speziell die Harmonie von Gehalt und Form ein ästhetisches Verhältnis, also eine wesentliche Bedingung des Schönen. Dieses Verhältnis aber ist vorweg zerstört, wenn man nur auf die Form reflektiert und von dem Gehalte völlig absieht. — Endlich findet sich in der Wirklichkeit eine gewisse Form stets als Ausgestaltung eines bestimmten Gedankengehaltes vor. Sie ist aus ihm hervorgewachsen, ihm sozusagen anorganisiert. Noch mehr, letzterer tritt mit ihr zugleich als ein völlig berechtigter Wertmesser auf. Dafür sprechen schlagende Belege.

Einerseits nämlich kann uns ein Werk, wenn es auch seiner Form nach keineswegs mustergiltig ist (wie z. B. Goethe's Faust als Drama), dennoch gefallen, sobald es uns dafür durch Tiefe und Fülle der Gedanken entschädigt. Anderseits wird bei aller Korrektheit der Form ein Gedicht oder Tonstück, dem der ideelle Gehalt, das Gepräge des Genius abgeht, kalt lassen.

Es ist also neben der Form als zweiter Hauptfaktor, der Gehalt, mit zu berücksichtigen.

[1] Siehe: „Österreichische Blätter für Literatur und Kunst.“ Wien 1845. Nr. 143 und 144.

All das andere hat nur seine Bedeutung als Träger und Medium für den geistigen Gehalt und Ausdruck. Ebenso in der Kunst. Die Form ist Gefäß, Hülle, Träger, Medium des sich in ihr aussprechenden, durch dieselbe sich vermittelnden Gedankens, der letztere aber die eigentliche Seele des Ganzen. FRIEDRICH THIERSCH leitet in seiner Ästhetik das Schöne vom „Scheinen" ab und mit Recht. Es ist hierin eigentlich eine doppelte Beziehung, einmal die auf die sinnlich wohlgefällige Erscheinung, sodann auf das Durchscheinen eines Höheren, Übersinnlichen gesetzt.

In betreff der übrigen Künste und ganz vorzüglich in bezug auf die Poesie ist man wohl so ziemlich darüber einig, daß sich das Schöne in dem Durchscheinen einer Idee oder wenigstens eines bedeutsamen Gedankens in der wohlgefälligen Form kundgebe. Betreffs der Musik ist von HANSLICK[1] mit großem Aufgebot von Scharfsinn und technischer Sachkenntnis nachdrücklich behauptet worden, das musikalisch Schöne liege lediglich in der Form. — Ja wohl das Elementarschöne, das Schöne der einzelnen rhythmischen Gliederungen der einzelnen Akkorde, der einzelnen harmonischen Figuren; ob aber auch der Sonate, Symphonie, der Oper? das steht in Frage. Wir teilen keineswegs die extravaganten Ansichten der Zukunftsmusiker, die da in der Musik „malen und meißeln" möchten, wir lächeln über die phantastischen Programme eines FRANZ LISZT, der in jedes Notenköpfchen seiner Komposition eigene Inspirationen und Intuitionen hineingelegt wissen möchte; in einer BEETHOVEN'schen Symphonie däucht uns denn doch etwas mehr, als eine bloße Kombination von Rhythmen, Intervallen, musikalischen Perioden zu liegen. Das ist mindestens nicht in Abrede zu stellen, daß darin ein Segment des eigenen reichen Seelenlebens des Meisters niedergelegt ist; ein Stück Biographie, ein wenn auch nicht graphisch oder durch Worte präzis wiedergebbares, Bild des Strebens und Ringens, der Gefühle und Gedankenflüge, die diesen titanischen Geist vor und während des Schaffens bewegten. Sein Geist ist's also, der durch das Werk zu uns spricht, und wenn sich überhaupt der Geist durch andere, zum Teil gröbere Medien, durch Häute und Muskeln, durch das Blicken des Auges, die Bebungen der Stimme u. s. w. zu verraten vermag, warum sollte er (und geschehe dies auch nicht so klar und bestimmt, wie durch die Wortsprache) sich durch musikalische Töne nicht irgendwie vermitteln können?

In apathischer, gedankenarmer Stimmung ist man nicht imstande, das Schöne zu erfassen, vielweniger noch ein solches zu schaffen. Wenn nun aber die Seele des Künstlers ein großer Gedanke durchzuckte, wenn dieser sein ganzes Gefühl und Streben beherrschte, und die Gesamtstimmmung, in welcher er schuf, ihm gerade diese und keine anderen Tonfolgen eingab, können dann die letzteren nicht eine Brücke zwischen

[1] Siehe EDUARD HANSLICK's Monographie: „Vom musikalisch Schönen." 5. Aufl., Leipzig 1876; wobei zugleich die geistreiche Gegenschrift von W. AMBROS „über die Grenzen der Musik und Poesie" zu beachten ist.



Geist und Geist bilden, und können wir, die Hörenden, uns nicht teilweise d. h. in ähnlichen Gefühlen mit dem Urheber jener Töne begegnen? So scheint es; denn wäre seine Stimmung eine andere gewesen, er hätte andere Akkorde gegriffen, andere Fortschreitungen gewählt, und wir, die wir sodann andere Tonformen vernommen hätten, wären umgekehrt in eine andere Stimmung versetzt worden. Es ist hier in der That eine Art Begegnung der Geister zwischen dem Schöpfer und Empfänger. Der letztere muß ersterem entgegenkommen, und die Wirkungen nehmen in seiner Seele stets die entgegengesetzte Richtung.

Dort bei dem schaffenden Geiste war zuerst der Gedanke, dieser erzeugte die Gefühlsstimmung, und diese hinwieder diktierte ihm das Thema und dessen eigentümliche Durchführung, kurz eben diese Tongebilde. Wir vernehmen umgekehrt zuerst die Tongebilde, diese versetzen uns in gewisse Gefühls-Stimmungen, und diese endlich werden sofort wieder zu Weckern entsprechender Gedanken.

Wenn mithin überhaupt gewisse Tonverbindungen gewisse Stimmungen zu erzeugen vermögen, so kann durch erstere eine gewisse Wahlverwandtschaft der Gemütsstimmung zwischen uns und dem Urheber dieser Töne und dadurch abgeleiteter Weise auch eine Gedankenverwandtschaft gestiftet werden. Nur darf man freilich nicht übersehen, daß die Gemütsstimmungen meist auf dunklen, halbentwickelten Gedanken beruhen und demnach selber, zwar mitunter viele, aber selten völlig entfaltete Gedanken zu reproduzieren vermögen. Wenn also überhaupt die Stimmung nur ganz im allgemeinen die Gedankenregion, das Gedankengenre, auf das sie sich bezieht und von dem sie getragen ist andeutet, so indizieren dementsprechend auch die durch gewisse Tongebilde hervorgerufenen Stimmungen eben nur eine gewisse, nicht bis ins einzelne verfolgbare Region von Gedanken, und wir können so eigentlich nur durch die verwandte Stimmung hindurch uns mit dem Komponisten begegnen und seine Gedanken höchstens annähernd erraten, keineswegs aber wie aus einem Buche herauslesen. — Also, so sehr wir einerseits den Gedanken ablehnen, die Töne hätten gar nichts zu bedeuten, so müssen wir es anderseits auch wieder als ein vergebliches Unterfangen erklären, aus einer Komposition mehr als die Gefühlsgruppe und die dieser etwa zu Grunde liegende Gedankenregion erraten, vielmehr eine, Takt für Takt erläuternde Exegese eines Instrumentalwerkes versuchen und jede einzelne Tonfigur auf einen genau präzisierten Gedanken zurückführen zu wollen. — Daß übrigens die Musik imstande sei, innere psychische Vorgänge, „den Fluß der menschlichen Bewegungen, Vorstellungen und Empfindungen nachzuahmen", hat ja HERBART selbst zugestanden und eben deshalb dem Künstler „genaues Studium des psychischen Mechanismus" empfohlen.[1]

---

[1] Das ist eine beachtenswerte Äußerung, aus der sich nicht unerhebliche Folgerungen ziehen lassen.



Wie unmittelbar, tief und eindringlich die Musik in das gesamte Seelenleben einzugreifen und selbst auf die Charakterbildung einzuwirken vermag, haben schon die Alten wohl eingesehen. Man weiß ja, welches wichtige Mittel der Seelenlenkung sie für PYTHAGORAS war, und welche Aufmerksamkeit ihr PLATON, ja fast noch mehr ARISTOTELES widmeten, welch letzterer in seiner Politik die einzelnen in der Jugenderziehung und dem öffentlichen Leben zulässigen und unzulässigen Tonweisen des breiteren bespricht. — Dementsprechend läßt sich behaupten, daß sich in den Volksmelodien die psychische Individualität der einzelnen Stämme viel anschaulicher ausspricht als in anderen Kunst- und sonstigen Denkmälern, höchstens etwa die Rechtsdenkmäler, die sittlichen Überlieferungen und Glaubenssysteme ausgenommen. Ja man darf sogar behaupten, daß das usuelle Tempo schon ein gewisses Zeitalter zu charakterisieren vermöge. Man reflektiere z. B. auf die gemessenen Menuetts des vorigen und die rapiden Polkas und Gallops unseres Jahrhunderts. So schafft sich jede

---

Erstens. Sobald der Musik überhaupt das Vermögen zugestanden wird, „den Fluß der menschlichen Bewegungen, Vorstellungen, Empfindungen nachzuahmen", so ist ja hiermit indirekt eingeräumt, daß die Töne (wenigstens unter Umständen und in der Vokalmusik wohl ausnahmslos) nicht lediglich um ihrer selbstwillen da sind, sondern zugleich um eines anderen willen, das sie andeuten oder ausdrücken. — Dadurch erscheinen sie als eine Sprache (obgleich ganz eigentümlicher Art) und weisen hiermit auf ein Auszusprechendes (einen Gehalt) hin.

Zweitens. Wenn nun HERBART weiter jedem Künstler das Studium des psychischen Mechanismus angelegentlich anempfiehlt, so ist damit implizite gesagt, daß denn doch an der Kunst die Form nicht alles ist und deren noch so geschickte Handhabung noch nicht den vollendeten Künstler ausmacht. Denn was sollte ihm sonst das Studium der Psychologie frommen? Die Formen seiner Kunst kann sie ihn ja doch nicht lehren und vermöchte sie es auch, Konservatorium, Antikensaal und Bauhütte thäten es ihr in dem Punkte jedenfalls zuvor. So ist es aber auch gar nicht gemeint. HERBART sagt ja ganz klar, dieses Studium diene dem Künstler dazu, „das Natürliche hervorbringen" zu lernen. — Gewiß, denn der Künstler kommt gar oft in die Lage, Seelengemälde zu entwerfen und das vermag er nur, wenn er praktischer Psycholog ist. — Was ihn demnach die Psychologie lehrt, ist so viel: sein eigenes Innere und ebenso jenes anderer zu begreifen, die Wirkung auf ihr Gemüt im voraus zu berechnen, das bunte Spiel der inneren Kräfte naturgetreu und prägnant wiederzugeben. Sie hilft ihm also das, was sein eigenes Innere bewegt, wahr und wirksam auszusprechen; sie hilft ihm in die (allerdings bis ins Detail sorgfältigst auszugestaltende) Form, wie sie ihn der Meister und seine Vorbilder gelehrt, seine Anschauung, sein Gefühl hineinzubilden und dadurch selbst Meister zu werden.

Damit sind wir abermals (nur von einer anderen Seite her) über die bloße Form hinausgelangt zum anderen (allerdings nicht eben so kommensurablen) Faktor des Schönen: dem Denk- und Gefühlsinhalt, welcher als Fond in der Seele des Künstlers liegt und ihn nicht eher ruhen läßt, bis er denselben in angemessener Form, die er überhaupt zu finden vermag, ausgeboren hat.

Zeit die Musik, die ihrem Genius angemessen ist. In die bewegte Periode des ersten Napoleon gehörte ganz ein so titanischer Geist wie BEETHOVEN, und sie war es denn auch, die ihm eine „Eroica“ diktierte. Auch den Tonschmetterer SPONTINI, der selbst den Kanonenlärm nicht verschmähte, gebar jene Erobererepoche; der weiblich zarte, tieffühlende SPOHR dagegen stand in ihr, ähnlich seinem Geistesverwandten CHATEAUBRIAND, nur mehr wie ein ehrwürdiges Monument friedlicherer Tage und griff deshalb mit seinen Stoffen (wie dieser) bald in die Vorzeit (Faust, Alchymist, Berggeist) zurück, bald (Jessonda) wandte er sich dem Orient zu. — Immer werden wir auch eine gewisse Parallele zwischen der poetischen Grundrichtung einer Zeit und jener der Musik entdecken. Dafür giebt RIEHL in seinen Kulturstudien einen treffenden Beleg. Er sagt von dem gerade in der Sigwart- und Werther-Epoche in Schwung gekommenen Adagio: „Der ganze Sigwart ist ja nichts anderes als ein zerfließendes Pleyel'sches Adagio in breite Worte übersetzt.“ — Ja wie sogar selbst die herrschende Instrumentalstimmung eine Zeitepoche zu charakterisieren vermag, bezeugt der eben genannte geistreiche Kulturhistoriker, indem er bemerkt: „Vergleichen wir die Orchesterstimmung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. In dem Maße als die europäische Menschheit leidenschaftlicher, bewegter im öffentlichen und Privatleben wurde, als sich unsere geistige Stimmung erhöhte, hat sich auch unsere Orchesterstimmung hinaufgeschraubt.“

Und eine Kunst, die mit dem Leben des Individuums wie der Völker und Zeitalter so innig verwachsen ist, sollte in der Form — nur in der Form liegen? — Wäre die Form alles, dann könnte man vielleicht mitunter ein nach der sogenannten Tabulatur der Meistersänger verfaßtes Gedicht manchem anderen vorziehen und mit dem Generalbaß in der Hand ein ganz exakter Komponist werden. — Aber die (bloße) Form tötet, der Geist belebt.

§. 19. Das ästhetische Totalgefühl und seine Koëffizienten.

Blickt man zurück auf die verschiedenen Elementar- und Gruppengefühle und erwägt man, wie schon die letzteren mannigfaltig und kompliziert sind, — so ist leicht einzusehen, daß dies noch in weit größerem Umfange von dem ästhetischen Totalgefühle gelten muß. Dasselbe ist höchst kompliziert, und nach Maßgabe der Kunstgattungen und besonderen Wertkategorien der einzelnen Produkte sind seine Koëffizienten höchst verschieden. In jeder einzelnen Kunst wirken ja eigene Koëffizienten zum Gesamteffekte zusammen, und sodann ist selbst innerhalb derselben Gattung der Typus der einzelnen ihr angehörigen Kunstschöpfungen ein verschiedener und die Potenzen, die da auf unser Gemüt wirken,

wesentlich andere. So wirkt z. B. eine MOZARTsche Symphonie mehr durch den Farbenschmelz und leichten Fluß ihrer sangbaren Melodien; eine BEETHOVENsche mehr durch ihre geniale Rhythmik und die eigentümliche harmonische Führung ihrer Instrumente, deren jedes sich als individueller Charakter geltend macht, sich selbständig zu bewegen scheint, aber doch, von der Idee des Ganzen beherrscht, sich den übrigen Tongewalten harmonisch ein- und unterordnet. Dort liegt das Übergewicht der Wirkung mehr auf der sinnlichen Seite und innerhalb der vollendeten Form; hier mehr auf Seiten der sieghaft durchbrechenden Idee. — Dem ähnlich reißt SCHILLER mehr hin durch seine überwältigende Rhetorik, seine kühnen Bilder, seinen idealen Schwung und die breite, imposante Anlage seiner Dramen; GOETHE fesselt dagegen durch seine krystallinisch-klare und durchsichtige Form nicht minder, als durch den klaren und besonnenen Blick, der eben so sehr in die inneren Tiefen des menschlichen Herzens eindringt, als er die äußeren Lebensverhältnisse ruhig und objektiv überschaut, mehr realistisch sich an das Bestehende haltend, während der andere der Dioskuren in seinem Idealismus nicht selten dawider anstürmt.

Wenn man nun so auf die verschiedenen Kunstgattungen und Kunstrichtungen, ja endlich noch innerhalb ihrer auf die unendliche Fülle der einzelnen Kunstwerke hinblickt, möchte man fast daran zweifeln, ob sich die im Schönen wirkenden Potenzen im allgemeinen übersehen und einigermaßen vollständig angeben lassen. — Eine erschöpfende Angabe ist allerdings kaum zu erzielen, nichtsdestoweniger aber wollen wir es versuchen, wenigstens die hervorstechendsten Koëffizienten jenes Totalgefühls, welches uns bei der ersten summarischen Auffassung eines größeren Kunstwerkes ergreift und das sich als ein unmittelbares und unwiderstehliches Wohlgefallen kund giebt, näher anzugeben. Sie scheinen uns in folgendem zu bestehen:

1. Es kommen schon die einzelnen sinnlichen Reize in Betracht, die auf unser Auge und Ohr ausgeübt werden und ein, wenn auch noch so flüchtiges Angenehme erzeugen.

2. Hierzu tritt sofort die Verbindung der einzelnen Elemente, als der Töne, Linien, Farben, Bewegungen u. s. w. zu ästhetischen, d. h. an und für sich wohlgefälligen Grundverhältnissen.

3. Weiter reihen sich die ästhetischen Grundverhältnisse selber wieder in bald größeren, bald kleineren Gruppen aneinander an (zusammengesetztere Figuren, musikalische Perioden) und bedingen die vorerwähnten Gruppengefühle. Je faßlicher, übersichtlicher die



Gruppierung der Grundverhältnisse, desto lebhafter das Wohlgefühl daran.

4. Erst dann aber, wenn die einzelnen Gruppen, welche ebenfalls, eine jede für sich, wohlgefällig sein müssen, zugleich wieder unter einander so angeordnet sind, daß keine den Effekt der anderen stört, vielmehr sie alle sich zu einem harmonischen Ganzen abrunden; erst dann springt das reine Wohlgefallen an der Form, als solcher hervor.

Ist es aber damit schon abgethan? Wirken sonst keine weiteren Potenzen in dem Schönen mit? — Gewiß finden sich noch andere Potenzen vor, und darin liegt denn der beste Fingerzeig dafür, daß zwar die Form das Erste ist, was an einem Kunstwerke zu beachten ist, aber nicht das Alleinige; mit anderen Worten, daß sich das Schöne zunächst durch die Form vermittelt, aber nicht lediglich in ihr besteht, wie wir bereits in der Anmerkung des vorhergehenden Paragraphen bemerkten.

Bei aufmerksamer Zergliederung dessen, was bei der Auffassung schöner Werke im Innern vorgeht, werden wir finden, daß neben dem objektiven Wohlgefallen, welches die Form des Werkes selbst in uns erzeugte, sich auch noch andere, zwar formale, aber nicht in der Form des Werkes, sondern vielmehr im eigenen psychischen Mechanismus des Menschen begründete Gefühle einstellen. (Vergl. Punkt 6.) Nicht minder werden wir dabei qualitativen Gefühlen der verschiedensten Art begegnen. Ein solches ist gleich die intellektuelle Freude an der Wahrheit der Charaktere, an den passenden Situationen, an der verständigen Schürzung und Lösung des Knotens im Drama. Dahin gehören weiter die sympathetischen Gefühle (z. B. bei Betrachtung der Laokoon- oder Niobegruppe, die Teilnahme am tragischen Geschicke des untergehenden Helden); ferner die ethische Billigung der Maximen und Motive der handelnden Personen, ja selbst religiöse Interessen kommen oft (wie z. B. im Nathan oder Ödipus auf Kolonos) in Betracht. — Doch setzen wir nach dieser nötigen Zwischenbemerkung unsere nähere Untersuchung fort.

5. Nebenbei kommt auch schon der Umstand in Betracht, daß alles schöne in eigentümlicher Weise anregend auf unsere Phantasie wirkt. „Jedes Werk der schönen Kunst und Natur“, wie Herbart so sinnig bemerkt, „erhebt uns über das Gemeine und unterbricht den gewöhnlichen Lauf des psychischen Mechanismus.“ — Das thut es aber auf doppelte Weise, einmal, daß es in die geheime Tastatur unserer Gedankenassoziationen eingreift und

eine Masse Reproduktionen auf und ab wogen macht; nicht minder aber auch durch die Erregung von Affekten, die sich an jene Gedankenzüge anreihen und unsere Alltagsstimmung mit ihrem Wechsel unterbrechen, die Apathie und Langeweile bannend.

6. Hiermit konkurrieren noch mancherlei formelle Gefühle, teils allgemeiner, teils spezieller Art, wie etwa das Gefühl der Leichtigkeit, das aus der Auffassung regelmäßiger Gestalten und ihrer symmetrischen Anordnung entspringt, oder jene eigentümliche Art teils von Beklemmung, teils von unbestimmter Erwartung, welche in uns z. B. die leeren Quinten des ersten Satzes der neunten Symphonie von Beethoven erzeugen, die so spannend auf den Eintritt des gigantischen Themas vorbereiten. — Gefühle des Suchens und Findens flottieren in uns bei der Auffassung von Wellen- und Schlangenlinien, wenn auch kaum bemerklich. Erwartungen und Überraschungen sind zumal im successiv Schönen vielfach begründet. Erstere werden besonders „in guten Sonaten vor dem Eintritt des Hauptthemas, und wo das ganze Stück seinem völligen Abschlusse entgegengeht“, angeregt. „Auch innerhalb einzelner Perioden stellt sich dieses Gefühl mit den mannigfaltigsten Nüancen ein, und es ist leicht genug in jedem guten Musikstücke nachzuweisen.“[1] Das Gefühl der Überraschung dagegen bereiten uns namentlich die künstlichen Modulationen, die uns (wie insbesondere bei Spohr) plötzlich in ungewöhnlichere Tonarten hinüberführen, oder die frappant eintretende Wiederkehr des Themas und die oft so keck und resolut eintretenden Satzschlüsse bei Beethoven, welche nach den mannigfaltigsten harmonischen Wendungen gerade dann kommen, wenn wir sie am wenigsten erwartet hatten. — Das Gefühl des Kontrastes erzeugen die noch unaufgelösten Dissonanzen; die Fuge mit ihren kontrapunktischen Bewegungen giebt das wohlthuende Gefühl unendlicher Fülle, die sich vor uns ausbreitet, aber auch das Gefühl eines Streites der Massen, den endlich der Orgelpunkt wie ein allaussöhnender Friedensschluß ausgleicht. Eigentümlich ist unter anderem auch noch die Wirkung des Reims. Waitz (S. 339) sucht dieselbe, und nicht ohne Berechtigung, vorzüglich darin, „das er einen matten Schluß verhindert.“ Das bestätigen namentlich die Shakespeareschen, durch ihre epigrammatische Kürze, so kräftig wirkenden Reime am Schlusse der Monologe und Dialoge. — Aber es gesellt sich hierzu noch eine weitere Wirkung, nämlich die der schärferen Einprägung und der

[1] Th. Waitz, Lehrbuch der Psychologie S. 387.



Reproduktionserleichterung. Gereimte Verse haben sowohl an den Anfangs- als Endgliedern Hilfen. Während reimlose Verse nur von einer Seite, von den Vordergliedern, Hilfe erhalten und sich bloß nach dem Gesetze der Reihenproduktion entwickeln, werden die gereimten zugleich auch nach dem Gesetze der Ähnlichkeit, durch den Gleichklang der Endsilben gehoben.

7. Aber wie sehr uns auch die Form zu fesseln, wie stark uns auch die angeregte Phantasie mit ihren reichen Assoziationen und den bald leiser, bald lauter angeschlagenen Gefühlen zu beschäftigen vermag, es wäre diese Beschäftigung mit dem Schönen immer noch ein bloßes Spiel, obgleich ein würdiges, wenn nicht noch weitere Momente hinzukämen, wenn das Schöne nicht mehr als das zu leisten vermöchte. Ein echtes Kunstwerk leistet aber in der That mehr. Es wird nicht bloß die Sinne beschäftigen, das Spiel der Phantasie beleben und uns bloß unterhalten, vielmehr beschäftigt es unsern Verstand und endlich selbst die Vernunft auf die wohlthuendste Weise. Lotze[1] sagt sehr treffend: „Jedes echte Kunstwerk ist eine Eroberung einer neuen Erfahrungswelt; es spricht für die Erkenntnis keine Lehre aus, die diese selbst zu finden unfähig wäre, aber die breite zerstreute Welt menschlicher Erfahrung sammelt es in einem Bilde, an dem die Erkenntnis als an einem neuen, aber alle Elemente seiner Lösung in sich tragenden Rätsel wiederum sich versuchen vermag." — Das gediegene Kunstwerk giebt uns auch Stoff zum ernsteren Nachdenken. Es dringt mit seiner Wirkung durch das ganze Vorstellungsgewebe hindurch bis zu den apperzipierenden Vorstellungsmassen, den theoretischen Prinzipien und praktischen Maximen. Es ruft in uns allgemeine Reflexionen über Welt, Leben, Menschenschicksal wach, befestigt manche Einsicht, belebt manchen Vorsatz, bringt manchen sittlichen Entschluß zur völligen Reife und macht uns so besser und edler.

8. Zu alledem kommt als ein mächtiges Agens noch hinzu, daß jedes echte Kunstwerk, ungeachtet seiner Vielgliedrigkeit, sich dennoch als wohlabgeschlossene Einheit darstellt; daß sich in diesem wohlgegliederten Organismus Stoff und Form durchdringen; daß endlich den ganzen Gliedbau als dessen belebende Seele eine Grundidee (oder wenigstens ein leitender Gedanke) beherrscht.

Das alles zusammengefaßt, liegt also die Wirkung des Schönen

[1] Bedingungen der Kunstschönheit S. 20.



darin, daß es, harmonisch, wie es selber ist, auch unsere gesamten Seelenkräfte, Sinn, Erinnerung, Phantasie, Verstand, Vernunft, unter Umständen auch den Willen, in harmonische Thätigkeit versetzt. — Nicht jedes Schöne ragt freilich an jenen Gipfelpunkt hinan, aber es werden sich doch wenigstens einige der genannten Potenzen an ihm erkennen lassen. In den großen Meisterwerken der Poesie, als der klarsten Kunst, werden sie sich so ziemlich alle beisammen finden.

Wenn aber hier so viele Bächlein zu dem breiten Strome der Begeisterung zusammenfließen, welche in uns große Kunstwerke zu wecken pflegen, so ist eben hieraus die enorme Wirkung des Schönen auf die Gesinnung und Gesittung der Menschheit — (man denke nur an den enormen Einfluß, den Homer auf die gesamte griechische Kultur übte) — leicht erklärlich. Durch diese weit und tiefgreifende Wirkung stellen sich große Dichter an die Seite der großen Gesetzgeber und Religionsstifter.

Nunmehr können wir das ästhetische Totalgefühl oder das eigentliche Schönheitsgefühl näher definieren, indem wir es bezeichnen als jenes tiefreichende, intensive und nachhaltige Wohlbehagen, welches in uns die sinnige Auffassung eines Objekts hervorruft, an dem in sinnlich-vollendeter Form sich eine höhere, übersinnliche Idee (oder wenigstens ein bedeutsamer Gedanke) kundgiebt.

Demnach sind zum Entstehen des Schönheitsgefühls folgende Bedingungen erforderlich.

I. Von seiten des auffassenden Subjekts Sinn und Empfänglichkeit für eben die besondere Art des Schönen, ein geübtes Auge, ein gebildetes Gehör, lebhafte Phantasie, ein gewisser Reichtum von Gedanken, welche dem, was von außen geboten wird, dasselbe aufnehmend entgegenkommen, und endlich eine gewisse Vertrautheit mit höheren Interessen. Alles das ist in unserer Definition unter dem Ausdrucke „sinnige Erfassung“ inbegriffen. Wer ein ungeübtes Auge, ein ungebildetes Gehör, eine lahme Phantasie hat, wer gedankenarm ist und keine höheren Interessen kennt, für den ist das Schöne so gut als gar nicht vorhanden. Es handelt sich immer darum, was man zur Auffassung eines Kunstwerkes vom Eigenen mit herzubringt. Darnach richtet sich, ob die Auffassung eine tiefe oder oberflächliche, sichere oder unsicher umhertappende sein wird; wie rein man die Form erfaßt, wie leicht man die Idee errät. Sehr wahr bemerkt Herbart (Encyklopädie §. 70): „In jedes Kunstwerk ohne Ausnahme muß unendlich viel hineingedacht werden; seine Wirkung kommt beim Beschauer weit mehr von innen heraus, als von außen hinein.“ Wo also aus eigenem nichts herzugebracht wird, da wird auch im Werke nichts oder wenig gefunden.



II. Von seiten des aufgefaßten Objekts dagegen wird vorausgesetzt: erstens formelle Vollendung, und zweitens ideeller Gehalt. Formfehler machen das Werk stümperhaft, Mangel an ideellem Gehalt seelenlos. Wo vollends die Form mangelhaft, die Gesinnung des Autors niedrig und gemein ist, wo uns anstatt der Verklärung einer höheren Idee, deren Zerrbild entgegentritt und in solcher Weise unsere höchsten Interessen statt gehoben zu werden verletzt werden, da ist vollendete Häßlichkeit vorhanden, und wir wenden uns von einem derartigen Werke mit Abscheu hinweg.

§. 20. Die moralischen Gefühle.

I. Die moralischen Gefühle hängen mit den ästhetischen innig zusammen, denn das Sittliche ist, wie schon die sinnigen Griechen einsahen (namentlich aber Platon), nur eine nähere Begrenzung des Schönen; es ist das Schöne, das am Wollen des Menschen, an seiner Gesinnungs- und Handlungsweise haftet. Bei verwandten Begriffen ist es immer wichtig, sich des Gemeinsamen und Unterscheidenden genau bewußt zu werden, so auch hier.

Das Gemeinsame beider Begriffe besteht darin, daß 1. sowohl das Schöne als das Sittliche unbedingt, um seiner selbst willen, gefällt, während das Gegenteil davon (das Häßliche und Unsittliche) unbedingt mißfällt.

2. Beide Begriffe beruhen auf Verhältnissen gleichartiger Glieder; nur handelt es sich dort um äußerlich fixierbare Verhältnisse, um Verhältnisse zwischen Sichtbarem und Hörbarem, hier um innere, zwischen Willensakten.

3. Beide Begriffe führen auf Ideale, beide stellen sich dar als etwas, was da sein soll. Das Schöne und Sittliche soll erzeugt, das Häßliche und Unsittliche fern gehalten werden. Deshalb gehen von der Kunstlehre wie von der Sittenlehre Imperative, praktische Weisungen aus.

Trotz dieser engen Beziehung giebt es aber auch wesentliche Unterscheidungsmomente zwischen ihnen, die wohl zu beachten sind. Sie beruhen in folgendem:

1. Die Schönheit hat vorherrschend äußere Dinge und unpersönliches Geschehen zum Gegenstande, die Sittlichkeit dagegen hat zu ihrer notwendigen und wesentlichen Voraussetzung die Persönlichkeit. Schön können Dinge, sittlich können nur Personen sein.

2. Das schöne Werk, das Produkt künstlerischer Thätigkeit, läßt sich abgesondert von der Person seines Erzeugers betrachten. Es steht für sich selbst da und giebt höchstens mittelbar Zeugnis

vom inneren Werte dessen, der es geschaffen. — Anders das Sittliche; das gestattet diese Abstraktion nicht. Es ist mit der Person so verwebt und verwachsen, daß sich sein Wert auf die Person, an der es sich findet, überträgt. Es entscheidet direkt über den Wert der Person selber.

3. Die Imperative, die von dem ästhetischen Geschmack ausgehen, sind hypothetischer, diejenigen, welche von der sittlichen Instanz, dem Gewissen, ausgehen, sind kategorischer Natur. Dort (in der Ästhetik) heißt es: Wenn du ein Gebäude aufführen willst, berücksichtige das rechte Verhältnis von Lasten und Trägern, beachte die Symmetrie in der Anordnung der Massen u. s. w., oder, wenn du ein Tonwerk komponieren willst, vermeide falsche Quinten, oder bediene dich der Quintenfortschreitungen nur als eines Durchgangsmoments; wenn du ein Gedicht verfassen willst, beachte wohl die Quantität der Silben u. s. w. — Hier dagegen (auf dem Gebiet der Ethik) gilt kein „Wenn“ und kein „Aber“; da heißt es schlechthin und unwiderruflich: du sollst nicht ungerecht, nicht unbillig, nicht egoistisch, nicht feige, nicht ein Sklave deiner Lüste sein. — Von den Forderungen der Ethik kann sich niemand, so hoch er auch stehe, dispensieren; es liegt in ihnen eine innerlich zwingende Macht. Die sittliche Beurteilung nämlich trifft jeden mit der Macht des Verhängnisses, und wo sie einen, seinen Prototypen widerstreitenden, schlechten Willen findet, da schweigt sie so lange nicht, bis die betreffende Person die Qualen des inneren Dualismus (die Spaltung in ein besseres und schlechteres Selbst) zur Umkehr und Akkomodation an das Urbild bestimmen.[1] — Also so lange man Mensch bleibt, d. h. wollendes Wesen, unterliegt man der moralischen Kritik, der ästhetischen aber nur dann, wenn man mit irgend einem Kunstgebilde sich hinauswagt in die Öffentlichkeit und so sich ihr selbst aussetzt.

Die Imperative der Ethik lauten kategorisch, weil jeder Mensch als solcher den Beruf hat, sich zur Sittlichkeit zu erheben; jene der Ästhetik aber haben eine bloß hypothetische Form, weil nur der sich zur Kunstschöpfung entschließen soll, der hierzu die volle Mission, Anlage und Fachbildung, hat. Hat er aber einmal den Künstlerberuf gewählt, dann fordert es von ihm sein

[1] Das Apodiktische und Unabweisliche des sittlichen Urteils kann nicht prägnanter ausgedrückt werden, als in SHAKESPEARE's (Othello V. Akt 1. Scene):

— — „ein bös' Gewissen spricht
Und wären alle Sprachen ausgestorben.“

Künstlergewissen, seinen Idealen treu zu bleiben, als wären sie ewige Gebote.

II. Nun fragt es sich weiter um den Ursprung des sittlichen Gefühls. Der Entwicklungsgang desselben ist etwa folgender:

1. Vor allem muß sich im Menschen, angeregt durch Erziehung, Religionsunterricht, Umgang, Lektüre, Reflexion über eigene und fremde Handlungen und Schicksale, eine gewisse Welt- und Lebensansicht ausgebildet haben. Man muß sich wenigstens einigermaßen darüber klar geworden sein, was als der Zweck und die Aufgabe des menschlichen Lebens zu betrachten sei. Man muß sich weiter, wenigstens in allgemeinen Umrissen, Idealbilder entworfen haben, wie das Wollen in der oder jener Lebenslage beschaffen sein soll.

2. Aus diesen bei fortschreitender Kultur sich immer mehr abklärenden und vervollständigenden Idealbildern muß sich weiter ein Allgemeinwille hervorbilden, d. h. der allgemeine Vorsatz, dem, was man als gut, recht, mustergiltig anerkannt hat, fortan sein einzelnes Wollen in jeglicher Lebenslage anzupassen.

3. Ist aber einmal die innere Bildung bis dahin gediehen, daß man sich zu derartigen sittlichen Normen erhoben hat, und zugleich zu dem Entschlusse, ihnen gemäß zu handeln, dann braucht nur entweder der innere Sinn (die Apperzeption psychischer Vorgänge) uns das Bild eines eigenen, oder der äußere Sinn uns das Bild eines fremden Einzelwillens vorzuführen, und es wird sich unaufhaltsam und unwillkürlich ein sittliches Gefühl regen.

4. Es erfolgt nämlich jetzt ein Zusammenstoß zweier Vorstellungsmassen, der apperzipierenden, in welcher der Allgemeinwille seinen Sitz hat, und der zu apperzipierenden, aus welcher jener Einzelwille entsprang.

5. Ist nun der Einzel- (oder Sonder-) Wille so beschaffen, daß er mit dem aus den Idealbildern entsprungenen Allgemeinwillen harmoniert, so unterstützen und kräftigen sich diese beiden Vorstellungsmassen, indem sie mit einander verschmelzen, und es macht sich in eben dem Momente ihrer Vereinigung, eine Förderung psychischer Lebensthätigkeit, mithin ein Wohlgefühl geltend. Dieses ist das Wohlgefühl des sittlichen Beifalls, der sittlichen Billigung.

Stellt sich dagegen ein Widerstreit des Sonderwillens, dem Allgemeinwillen gegenüber, heraus, so ist die notwendige Folge dieses inneren Konfliktes, daß eine Hemmung die beiden Vorstellungsmassen (wenngleich in verschiedenem Maße) trifft und sich

mithin eine Herabstimmung der psychischen Lebensthätigkeit, ein Wehegefühl geltend macht. — Das ist das Wehe- oder Schmerzgefühl des sittlichen Tadels, der absoluten Mißbilligung und Verurteilung (gleichviel, ob seiner selbst oder eines andern).

Das wären denn die beiden Grundformen des sittlichen Gefühls, welches selbstverständlich noch weit ergreifender ist als das ästhetische. Die Gründe sind leicht einzusehen. Während bei jenem die Grundlagen des Ich, der Persönlichkeit, des Charakters bloß mittelbar berührt werden, trifft sie das sittliche Gefühl unmittelbar. Es erhebt entweder das Ich, enthüllt seinen Vollwert, oder erniedrigt es und zeigt es in seiner Nichtswürdigkeit. Es rührt und bewegt mithin das Seelenleben in seinem innersten Zentrum; im Ichbewußtsein.

Die sittliche Selbstbilligung ist die Hauptquelle innerer Seligkeit, die sittliche Selbstverurteilung jene der Unseligkeit; erstere der Segen der guten, letztere der unausbleibliche Fluch der bösen That, ja schon des bloßen Vorsatzes dazu. Die Selbstbilligung giebt Ruhe wie ein Friedensschluß; Selbstverurteilung ist ein Kartell, das auf weitere innere Kämpfe hinweist.

Ob die Mißbilligung in Scham oder Reue übergeht, in beiden liegt ein Dualismus, eine Scheidung zwischen edlerem und schlechterem Selbst, eine innere Anklage, ein Wunsch, daß man sich doch anders als so gefunden hätte! — Die erstere bahnt meist der anderen den Weg, ist wohl bisweilen innerlich, vorherrschend aber von außen veranlaßt, bald eine Folge des Ertapptwerdens über sittlicher Unlauterkeit, bald aus dem Bewußtsein eines konventionellen Verstoßes, ja selbst der Inkonsequenz im Denken und Handeln entspringend. — Die Reue ist dagegen innerlicher, tiefer einschneidend und nachhaltiger. Schafft die Scham vorzüglich der Hinblick auf andere, der Verkehr, so gebiert die Reue vorzüglich die Einkehr in sich selbst. Erstere hat mehr Pathologisches an sich, letztere mehr Freiheit. Deshalb sind denn auch bei der ersteren die organischen Reflexe augenfälliger als bei der letzteren. — In ersterer liegt nur die Mahnung, daß „etwas faul“ sei im eigenen Innern; in der letzteren, wenn sie ernst und tief genug ist, ist die moralische Peripetie, die Umkehr zum Besseren begründet.

III. So mächtig und einflußreich aber auch das sittliche Gefühl ist, so haftet ihm doch, wie überhaupt jedem Gefühl, eine gewisse Unklarheit an, und man kann sich demnach seiner Führung nicht mit voller Beruhigung überlassen, sondern muß vielmehr

zum klaren, sittlichen Urteil durchzudringen suchen, indem man allemal, wenn man innerlich auf eine Billigung oder Mißbilligung stößt, die Substrate derselben, d. h. die gebilligten oder mißbilligten Willensverhältnisse genau zu fixieren sucht; bei jedem einzelnen Verhältnisse sich die Glieder desselben, ihre Beziehung zu einander, so wie endlich auch den spezifisch eigentümlichen Beifall (beziehungsweise das eigentümliche Mißfallen) vollkommen klar macht, und sodann jedes einzelne Grundverhältnis auf seinen Musterbegriff, d. h. auf die entsprechende praktische Idee zurückführt, hiermit die unumstößlichen Normen alles Wollens und Handelns gewinnend.

Es ist zwar hier nicht der Ort, diese Musterbilder näher zu entwickeln und zu begründen, das ist die Aufgabe der praktischen Philosophie; aber wenigstens im allgemeinen und in populärer Fassung müssen sie angedeutet werden, weil sie die konstitutiven Momente bilden, welche das Wollen zu einem sittlichen gestalten.

Hierbei muß vor allem ins Auge gefaßt werden, daß alle Sittlichkeit in der Hingabe an ein Höheres, in der Anerkennung einer übergeordneten Autorität, liegt. Des Kindes höchste sittliche Instanz ist das Gebot seiner Eltern; der reife, entwickelte Mensch beugt sich vor der Autorität der Vernunft und fügt sich (anfänglich mit, später ohne Widerstreben) ihrer Diktatur. Bisweilen rückt er die sittliche Instanz noch höher hinauf und sieht in den Forderungen des Gewissens das Walten einer Allvernunft, welche sich durch die innere Stimme vernehmlich mache und der man darum gehorchen müsse. Deshalb ist die erste der sittlichen Ideen die der inneren Freiheit. Sie ist sozusagen die Seele der Sittlichkeit, die anderen bezeichnen besondere Formen ihrer Verkörperung. Innerlich frei ist der Mensch, wenn er, trotz äußeren und inneren Versuchungen zum Bösen, dem treu bleibt, was er als das Gute und Rechte erkannt; wenn er in jeglicher Lebenslage weder auf Genuß noch Vorteil, sondern lediglich darauf achtet, was von ihm das Gewissen (oder die praktische Einsicht) verlangt und dieser Forderung, koste es was immer für Opfer, unbedingt gehorcht. — Hierauf kommt die Idee der Vollkommenheit (gestützt auf ein rein quantitatives Verhältnis, nämlich das Größer- und beziehungsweise Kleinersein eines Willens gegenüber einem zweiten) an die Reihe. Diese dringt auf ein starkes, vielseitiges und nach einer herrschenden Hauptrichtung konvergierendes Wollen. — Die dritte ist die Idee des Wohlwollens. Sie ist die Huldgöttin des sittlichen Lebens und könnte auch Idee der Humanität oder der reinen Nächsten-

liebe heißen. Sie zeigt sich da verwirklicht, wo jemand ohne alle egoistische Nebenrücksicht, ja sogar mit Aufopferung seiner selbst, sich dem Wohle seines Nebenmenschen widmet, Unheil von ihm abzuwehren und, was für ihn ersprießlich dünkt, ihm zuzuwenden sucht. — Die vierte ist die Idee des Rechts, die den drohenden Streit fern gehalten, den bereits ausgebrochenen aber baldmöglichst geschlichtet wissen will und deshalb auf Feststellung und Heilighaltung der natürlichen sowohl als der konventionellen Schranken der äußeren Thätigkeit der Menschen in ihrem Wechselverkehre dringt. Die fünfte endlich ist die Idee der Billigkeit (oder Vergeltung), welche einen angemessenen Rückgang von Wohl auf den Wohl-, von Wehe auf den Wehethäter, d. h. Belohnung des Verdienstes, Bestrafung der Schuld verlangt.

Diese fünf praktischen Ideen erschöpfen das gesamte Gebiet sittlicher Normen der Art, daß jede spezielle Forderung (jede aus besonderen Verhältnissen hervorgegangene Pflicht) auf sie zurückzubeziehen und aus ihnen zu motivieren ist. Sie und nur sie allein sind die Strebepfeiler des gesamten sittlichen Lebens des Einzelnen wie der Gesellschaft.

Die innere Freiheit giebt dem Streben des Menschen Einheit und Selbständigkeit, die Vollkommenheit Kraft, Fülle, Abrundung. Das Wohlwollen führt zur eigenen Glückseligkeit durch Begründung der Glückseligkeit anderer. Das Recht erzeugt das Gefühl äußerer Sicherheit, das da beruht auf der gegenseitigen Abgrenzung der Thätigkeitssphären, vermöge welcher jeder weiß, was ihm von andern zu fordern erlaubt, was dagegen ihm selber zuzumuten jenen verwehrt ist. Die Billigkeit endlich dient dem strengen Recht zum Korrektiv, sie mildert und ebnet alle schroffen Konsequenzen rechtlicher Institutionen, gleicht wo möglich alle Differenzen in den gegenseitigen Forderungen und Leistungen aus und sucht so das äußere Gleichgewicht unter den Individuen herzustellen, wie ihr Gegenpol, die innere Freiheit, das innere Gleichgewicht unter den einzelnen Entschließungen herstellt.

Nur wer diese fünf praktischen Ideen genau kennt, vermag sich selbst und andern gründlich darüber Rechenschaft zu geben, ob und warum ein Wollen, eine Situation, eine Unternehmung, ein Charakter sittlich ist oder nicht. Im Hinblick auf dieselben werden wir demnach nur denjenigen als völlig sittlich erklären können, welcher, ein Herr seiner eigenen Entschlüsse, sich nie durch subjektive Regungen (Launen, Lüste, Leidenschaften) bestimmen läßt, sodern lediglich den Forderungen des Gewissens folgt; dessen

Wollen durchweg stark, entschieden, reich, planvoll ist; der, von reiner Humanität beseelt, sich lebhaft um das Wohl seines Nächsten interessiert, und der sich endlich nie ein Unrecht, nie eine Unbilligkeit erlaubt.

Mit der klaren Einsicht in die berührten sittlichen Grundverhältnisse gewinnt dann das Sittlichkeitsgefühl seine besondere Ausprägung; es äußert sich als Billigkeits-, Rechts-, sittliches Kraftgefühl u. s. w. — Unter diesen ist das Rechtsgefühl dasjenige, das sich meist am frühesten entwickelt und auch eines der intensivsten ist, sodaß es sich leicht bis zum Affekt steigert. Natürlich, das Recht verleiht Sicherheit des Eigentums und der Person für den einzelnen und begründet nicht minder auch die Stabilität der Gesellschaft, indem es den Streit und die Anarchie bannt. Das Mißfallen am Streit und der Wunsch, sich nicht bloß für den Moment, sondern für die Dauer alle nötigen Lebensgüter zu sichern, führt daher die Menschen schon in der Kindheitsepoche ihres Vereinslebens zur Errichtung rechtlicher Institutionen. (Man denke z. B. an die Rechtskonvention zwischen Abraham und Lot, Genesis XIII. Kap., oder an das „Tabu“ in Ozeanien.) Die Bedrohung des bestehenden Rechts aber ist zugleich Bedrohung aller äußeren Lebensgüter, und darum ist das Mißfallen am Streit und der Rechtsverletzung ein so lebhaftes; darum ist der Eifer der einzelnen wie der Völker, wo es gilt, ihr Recht zu wahren, so groß.

Das Rechtsgefühl äußert sich vorherrschend als sittliches Unlustgefühl und zwar da, wo wohlbegründete Ansprüche nicht berücksichtigt, eingeräumte Befugnisse mißbraucht werden, wo jemand uns widerrechtlich Zwang anthut, unseren guten Namen antastet, sein gegebenes Wort zurückzieht u. dergl. mehr.

In der Form eines sittlichen Lustgefühls erscheint es dagegen, namentlich wo ein lang unterdrücktes Recht endlich doch zu seinem Siege gelangt, wo ein lang und immer lauter drohender Streit, oder sogar der wirkliche Kampf, zumal jener der Massen, endlich friedlich beglichen wird. Man denke hier z. B. an den beklemmenden Alpdruck, der vor und bei Beginn eines Krieges auf allen Schichten der Gesellschaft lastet und an das Gefühl der Erlösung hiervon beim endlichen Friedensabschlusse, der fortan ruhigen Genuß aller äußeren Lebensgüter garantiert.

§. 21. Die religiösen Gefühle.

Die religiösen Gefühle schließen sich den drei letztbesprochenen, höheren Gefühlen unmittelbar an, indem sich an ihnen ein intellektuelles, ästhetisches und ethisches Moment erkennen läßt, welche vereint den Impuls zur Ausbildung der Gottidee geben, daran Wahrheit, Schönheit und Güte sich harmonisch durchdringen.

In besonders engem Verbande aber stehen sie mit den sittlichen Gefühlen, so zwar, daß sich die Doppelbehauptung aufstellen läßt, es könne einerseits in einem sittlich verkommenen und verwahrlosten Gemüte kein rechtes Gottbewußtsein, keine religiöse Erhebung aufkommen, sowie anderseits wieder ein irreligiöser Mensch nie einen höheren Grad von Sittlichkeit erlangen wird. Dem Irreligiösen fehlt ja mit der entsprechenden Vorstellung von Gott zugleich die von einer moralischen Weltordnung und nicht minder die sichere Aussicht auf ein besseres Jenseits, ohne welche alles Streben reines Fragment bleibt. Ohne diese beiden Ideen einer moralischen Weltordnung und der Seelenunsterblichkeit giebt es aber keinen ausreichenden Impuls zur Aufopferung für höhere, über dieses Leben hinausragende Zwecke und für ein stetiges, auch in einer ferneren Daseinsform fortzusetzendes Vervollkommnungsstreben. Es leidet also hierunter sowohl die Reinheit als die Kräftigkeit des Strebens, zumal dem Menschen mit der fehlenden oder verworrenen Vorstellung von Gott zugleich das höchste sittliche Ideal, daran er seinen inneren Blick emporrichten könnte, abgeht. Die Grundsätze des Irreligiösen sind deshalb meist nur die des raffinierten Egoismus, Maximen der Klugheit und nichts weiter. Das zeigen die Sophisten, französischen Encyklopädisten und unsere modernen Materialisten.

Fragen wir nun nach der Grundquelle des religiösen Gefühls, so ist's keine andere als das Bewußtsein der eigenen Endlichkeit, Abhängigkeit, Beschränktheit, welches den Menschen zur Vorstellung eines unbeschränkten, allwaltenden Urwesens hinführt, das ihm auf dem Stadium der Barbarei bloß als eine geheimnis- und verhängnisvoll wirkende Macht erscheint, welche er sklavisch fürchtet (und deshalb wie der Fetischdiener durch allerlerlei phantastische Geheimmittel zu gewinnen und zu versöhnen sucht); das ihm dagegen, sobald er dasselbe durch ethische Attribute denken gelernt hat, Ehrfurcht, Liebe und Anbetung einflößt.

Versuchen wir es nun, die Genesis des religiösen Gefühls nach seinen wesentlichsten Entwicklungsmomenten näher darzulegen.

1. Nehmen wir an, der Mensch habe, durch den Weltlauf und eigenen Lebensgang zum Nachdenken angeregt, es schon mehrfach versucht, sich das Welträtsel, den Ursprung der Sinnendinge und seines eigenen Geschlechts zu lösen, so verwickelt er sich hiermit in eine unabsehbare Kette von Kausalitäten. Jedes Glied in dieser Kette von Ursachen und Wirkungen ist bedingt durch ein früheres, dieses hat wieder seine Bedingungen und so

geht es immer weiter zurück. Das Denken schweift hinaus ins Unendliche, keinen Halt findend außer in dem Gedanken, diese ganze unabsehbare Reihe von Bedingungen müsse zuletzt in einem Unbedingten begründet sein und von diesem, als dem Urgrunde aller Dinge, müsse für die ganze, eng zusammenhängende Kette von Aktionen, der erste Impuls herstammen. — So treibt also den Menschen sein Nachdenken zur Annahme eines unbedingten, allgewaltigen Urwesens hin.

2. Denselben Weg weist ihm aber auch sein Gefühl. — Hat er nämlich bei fortschreitender Geistesentwickelung sich weiter dahin erhoben, die Welt auch von ihrer ästhetischen Seite zu erfassen; hat er die in ihr allenthalben waltende Harmonie, Schönheit, Zweckmäßigkeit begriffen; ist ihm die Ahnung eines das Weltall durchdringenden und die Erscheinungen wenigstens im Großen und Ganzen beherrschenden Weltplanes aufgegangen: so führt ihn diese Vorstellung des Zwecks weiter auf die Idee einer zwecksetzenden Intelligenz. Das früher noch nicht näher bestimmte Unbedingte, jene früher mehr fatalistisch gedachte Urmacht, rückt nun höher hinauf und wird näher bestimmt als eine geistige Potenz, als die das All durchdringende, schaffende, regierende Weisheit.

3. Auch manche Willens-Konflikte führen zu Gott. — Gesetzt, der Mensch, wie früher (auf dem Boden der Erkenntnis) in unlösbare Zweifel und Widersprüche verwickelt, sei auch weiter innerhalb der praktischen (Willens-) Sphäre in manches innere Zerwürfnis hineingeraten, sei in Schuld und Sünde verfallen, habe den Stachel der Reue gefühlt, die schwere Bürde verschuldeter und unverschuldeter Leiden getragen und sich so lebhaft nach einem Retter in seinen Nöten gesehnt; endlich sei ihm auch noch in stiller, weihevoller Stunde die ganze Herrlichkeit und Majestät des Sittengesetzes (das ihm auf früherer, niederer Stufe mehr nur als eine zwingende Macht, ja vielleicht sogar als ein unwillkommener Mahner erschienen war) aufgegangen: so lernt er dann auch jenes Gesetz, das ihm die eigene Vernunft diktiert, auf das Urwesen, auf die höchste Intelligenz zurückbeziehen. Damit nimmt die Reflexion ihren letzten Anlauf und erhebt sich zur dritten und höchsten Stufe, zur Vorstellung einer obersten sittlichen Instanz als Stifter und Garanten des Sittengesetzes. — Jenes unbedingte Urwesen, jene zwecksetzende Intelligenz erscheint nun zugleich als der höchstheilige Wille, als das Ideal sittlicher Vollendung. Damit erst ist die Gottidee, welche, als die wesent-

lichen und Grundattribute, Macht, Weisheit, Heiligkeit in sich vereinigt, abgeschlossen.

4. Das Resultat dieses, und sei es auch nur ahnungsweise, im Innern auftauchenden Gedankens ist ein Gefühl eigentümlicher, unnennbarer Befriedigung, welche in dem Bewußtsein liegt, mit jener höchsten Idee endlich für das gesamte Geistesleben (die Erkenntnis, das Gefühl und das Streben) den letzten, verläßlichen Ruhe- und Schwerpunkt gefunden zu haben.

Eben dieses Gefühl innerer Beruhigung und Beseligung, die in dem Gedanken an Gott liegt, ist denn auch die reinste Form des religiösen Gefühls, nämlich die Frömmigkeit. In dieser liegt ebensosehr Demut als Erhebung. Die erstere wurzelt in dem Bewußtsein der eigenen Abhängigkeit und Schwäche, letztere führt das Denken des Höchsten *ipso facto* mit sich.

5. Das sich anfänglich nur als dunkle Unterordnung unter ein Höheres, als Ahnung einer obersten metaphysischen und sittlichen Potenz, äußernde religiöse Gefühl, nimmt bei seiner Fortbildung allmählich die schärfer ausgeprägten Formen des religiösen Glaubens, der religiösen Hoffnung und Liebe an. Je mehr nämlich der Mensch in der Gottidee den letzten und verläßlichsten Stützpunkt für seine gesamten theoretischen und praktischen Interessen anerkennt, desto lebhafter prägt sich in ihm die Überzeugung aus, jenes von seiner Vernunft geforderte Wesen sei nicht bloß sein eigener Gedanke, sondern dasselbe habe notwendige Realität; es sei, es müsse sein, wenn sich nicht unsere ganze Existenz, unser Denken, Fühlen, Streben in unlösbare Widersprüche verwickeln und die Welt nicht alles inneren Zusammenhanges entbehren soll. Diese innere Überzeugung ist der religiöse Glaube. — Zweitens, da der Mensch sich Gott als den Urheber, wie der physischen, so auch der moralischen Weltordnung denkt, so erwartet er (so gewiß von ihm der Zweck der Welt und mithin auch die menschliche Bestimmung herrührt) von ihm zugleich die Gewährung der Mittel, die zur Erreichung seiner Bestimmung führen und ebenso auch die sehnlichst gewünschte, seinem sittlichen Streben proportionale Glückseligkeit; dieses Anticipieren der göttlichen Gnade schafft die Hoffnung. — Endlich, da in der Gottidee immer entschiedener das Merkmal der Persönlichkeit und allumfassenden Güte hervortritt, entwickelt sich hieraus ganz natürlich das Gefühl der Liebe und Anhänglichkeit.

Obwohl die Stammform des religiösen Gefühls, wie oben (Punkt 4) gezeigt wurde, die der inneren Beseligung und Beruhigung ist, so kann doch auch unter Umständen dasselbe sich in der Form eines ideellen Unlustgefühls äußern. Das geschieht dann, wenn wir z. B. etwas gewahr werden, was mit unserer innersten religiösen Überzeugung im Widerspruch steht. In diesem Falle kann sich dieses Gefühl in seiner Intensität bis zum Affekte der Entrüstung steigern. So war dieses bei MOSES der Fall, als er mit den Tafeln des Gesetzes vom Berge Sinai herabkommend, erfüllt von der Majestät Gottes, begeistert von seiner eigenen hohen Mission, sein Volk auf einen höheren sittlich-religiösen Standpunkt zu stellen, gerade nun es in seinem Rückfalle und seiner Erniedrigung gewahrt, gerade nun sehen muß, wie dasselbe statt Jehova zu dienen, dem von Menschenhand gefertigten Götzenbilde fröhnt. Denkt man sich in die Seele des großen Gesetzgebers hinein, so ist es kein Wunder, daß ihn in dem Moment ein heiliger Zorn durchzuckt und er im Angesichte des unwürdigen Volkes die Tafeln der Verheißung zerschmettert.

Die Entrüstung ist da um so größer, weil sich in dem besonderen Falle mit dem verletzten religiösen Gefühle noch das verletzte Rechtsgefühl vereinigt; denn der Monotheismus erscheint nach mosaisch-theokratischen Begriffen zugleich als ein Rechtsbund, als ein Staatspakt, abgeschlossen zwischen Jehova und dem Volke Israel. In des letzteren Rückfalle in den Götzendienst erblickt daher MOSES nicht bloß eine Versündigung an der monotheistischen Gottidee, nicht bloß Vereitelung seines eifrig angestrebten Kulturzweckes, sondern überdies noch einen schmählichen Rechts- und Treubruch, und so ist sein Affekt doppelt und dreifach motiviert.

Nicht immer jedoch nimmt das religiöse Unlustgefühl die Form einer höheren, sittlich vermittelten Entrüstung an. Wo der Begriff von Gott nicht geläutert ist und sich mit den übrigen theoretischen Ansichten und praktischen Maximen des Menschen nicht in das gehörige Verhältnis gesetzt hat, da kann das trübe, religiöse Gefühl, durch äußere Einflüsse aufgestachelt, leicht in Fanatismus ausarten, der im Wahne, damit Gott und der Religion zu dienen, Andersdenkende verfolgt. Das bleibt aber immer eine traurige Verirrung, die umsomehr zu bedauern ist, weil sie das Heiligste betrifft.

Anhang.

Vorbemerkung.

Hierher haben wir einzelne Gemütszustände verwiesen, welche in dem Gliedbau des Ganzen sich nirgends passender einfügen ließen als eben hier. Das gilt zunächst von den sympathetischen Gefühlen, die zwar in die Sphäre der qualitativen gehören, aber weder den niederen noch den höheren Gefühlen sich entschieden anreihen lassen; denn sie gehören teils diesen, teils jenen an. Den niedern gehören sie insofern an, als sie in der Sinnlichkeit wurzeln; den höhern dagegen, indem dieselben fast unvermerkt in das sittliche Gefühl des Wohlwollens übergehen und dasselbe vorbereiten. — Hierher war auch die Liebe zu verweisen, die, sofern man sie in ihrer besonderen Form als Geschlechtsliebe erfaßt, auf somatischen Grundlagen ruht, im allgemeinen betrachtet aber sich nicht mehr als ein bloßes Gefühl, sondern als ein solches, kompliziert mit einem Begehren, darstellt. — Hierher gehört auch ganz entschieden der Affekt, der zwar vom Gefühle wohl zu unterscheiden ist, aber doch aus ihm unter dem Miteinflusse organischer Wirkungen zu entspringen pflegt. Dem Affekte aber, als einer Gemütserschütterung, schicken wir dem natürlichen Gange der Untersuchung gemäß die Betrachtung der bald länger, bald kürzer währenden und über das gesamte Bewußtsein gleichmäßig verbreiteten Temperatur und Färbung des Seelenlebens, nämlich die Gemütsstimmung voraus.

Demnach gliedert sich uns der noch übrig bleibende Stoff in folgende zwei Abteilungen:

I. Abteilung: Gemütszustände, die mit dem Streben (Verlangen oder Verabscheuen) innigst zusammenhängen. Dahin gehören:

a) das Mitgefühl und

b) die hiermit in enger Beziehung stehende Liebe.

II. Abteilung: Zustände, die wesentlich auf organischer Grundlage beruhen. Dahin gehören:

a) die Gemütsstimmung,

b) die Gemütserschütterung (oder der Affekt).

Erste Abteilung.

§. 22. a) Die sympathetischen Gefühle oder das Mitgefühl.

Hier ist zuvörderst daran zu erinnern, man dürfe sich durch die verwandte Bezeichnung nicht verleiten lassen, die sympathetischen Gefühle (Mitleid, Mitfreude) mit jenen unklaren Gefühlsregungen zu verwechseln, welche im gemeinen Leben unter dem Namen der Sympathie und Antipathie bekannt sind. — Unter der Sympathie versteht man ein dunkles Gefühl des Angemutetseins von und des Hingezogenwerdens zu einer fremden Persönlichkeit, vermöge des ersten flüchtigen Totaleindrucks, den deren gesamte Erscheinung auf uns macht. Wir sagen oft gleich bei der ersten Begegnung: „die Person hat etwas an sich, daß man ihr gut sein mag“, ohne uns hierüber nähere Rechenschaft geben zu können; natürlich, denn jenes Gefühl ist lediglich von dunklen, halbentwickelten Reproduktionen getragen. Die flüchtige Neigung zu dem anderen Individuum ruht darauf, daß uns dasselbe entweder vermöge gewisser ähnlicher Züge der Physiognomie oder durch den Klang seiner Stimme, durch Haltung, Manieren u. dergl. an andere uns werte Personen erinnert, oder daß etwas in dessen ganzem Wesen liegt, das in uns die dunkle Vermutung erzeugt, es scheine zwischen uns und ihm eine gewisse Wahlverwandtschaft in der Denk- und Gefühlsweise zu bestehen.

Die Antipathie dagegen ist ein dunkles Gefühl des Angewidert- und Abgestoßenwerdens von einer fremden Persönlichkeit schon vermöge ihrer äußeren Erscheinung. Diese beruht wieder darauf, daß uns in dem Äußeren des andern etwas Analoges mit dritten Personen aufstößt, an die wir wegen ihres zweideutigen Charakters oder ihrer gegen uns feindlichen Gesinnung nur mit Widerwillen zurückdenken, welcher Widerwille sich sofort unbewußt auf die fremde Person überträgt; oder weil wir aus ihrem ganzen Wesen einen gewissen Kontrast ihrer

und unserer Denk- und Gefühlsweise herausfühlen. — So werden sich Schwärmer und Freigeist, Geck und Pedant, Idealist und Epikuräer, die anspruchslose züchtige Hausfrau und die routinierte Kokette, der rohe Plebejer und der feine Aristokrat gleich beim ersten Begegnen gegenseitig abstoßen.

Solche dunklen Sympathien und Antipathien können oft zutreffend und für unser künftiges Verhalten gegen ein Individuum entscheidend sein. Namentlich die Frauen zeigen oft einen eigenen Takt im Erraten fremder Individualitäten. Man denke z. B. an Gretchens unüberwindliche Antipathie gegen Mephistopheles, die sich höchst charakteristisch in den Worten ausspricht: „Seine Gegenwart schnürt mir das Innere zu.“ — Im ganzen sind aber beide, Sympathie sowohl als Antipathie, höchst unverläßliche Stützen fremder Beurteilung, und es ist keineswegs rätlich, ihnen blindlings zu folgen. — Nun zu dem Unterscheidenden.

Bei der Sympathie und Antipathie handelt es sich fürs erste nicht um einen besonderen Gemütszustand des anderen, sondern es kommt dabei seine ganze Individualität im Bausch und Bogen in Betracht; fürs zweite sind wir da nicht einmal so sehr mit dem fremden Individuum, als vielmehr mit unserem eigenen Mögen oder Nichtmögen desselben beschäftigt. — Eine andere Bewandtnis dagegen hat es mit den sympathetischen Gefühlen, oder dem Mitgefühle. Da erfolgt eine Aneignung des besonderen momentanen Gemütszustandes (ausnahmsweise auch mitunter des Empfindungszustandes); es findet hier eine derartige Abspiegelung und Nachahmung desselben in unserem eigenen Innern statt, daß wir, eine Zeit lang zwischen uns und dem anderen gar nicht unterscheidend, das fremde Leid oder die fremde Lust völlig als eigene fühlen. — Wie wir also dort unbewußt unsere eigene Denk- und Gefühlsweise auf den Anderen als Maßstab übertragen und ihn darnach angenehm oder widrig finden, so überträgt sich hier der fremde Zustand unwillkürlich und unmerklich auf uns, und wir betrachten Glück und Unglück, Lust und Schmerz von seinem Standpunkte aus.

Wir können gemäß dieser Erörterung die sympathetischen Gefühle mithin definieren als die unwillkürliche Nachbildung der Gemütszustände anderer und eine derartige Aneignung derselben, daß wir annäherungsweise dieselbe Lust (Freude) oder dasselbe Wehe (Leid) fühlen, das sich in jenen ausspricht.

In dem sympathetischen Gefühle machen sich demnach zwei

Momente bemerklich: erstens die lebhafte Vergegenwärtigung dessen, was in der Seele des anderen vorgeht, und zweitens das Entstehen eines gleichen oder ähnlichen Zustandes in uns selbst. Seine Grundformen sind die Mitfreude, angeregt durch fremde Freudenäußerung, und das Mitleid, angeregt durch den Anblick fremder Leiden oder durch die lebhafte Schilderung derselben von seiten dritter Personen.

Zu ihrem Entstehen gehört vor allem Notiznahme von den fremden Zuständen, sowie die richtige Deutung der Zeichen, durch welche sich der fremde Zustand verrät. Hierzu aber ist wieder nötig, daß in uns die fremde Gefühlsäußerung die Reproduktion ähnlicher Zustände und Erlebnisse veranlasse, damit wir die Lage des andern Individuums zu verstehen imstande seien. Endlich aber müssen die in uns durch die Wahrnehmung des fremden Zustandes angeregten Vorstellungen unter sich in ein ähnliches Hemmungs- oder Förderungsverhältnis, wie in jenem anderen Individuum geraten, damit unser und sein Gefühl sich dem Tone nach gleich seien.

Sind die Vorstellungen, die wir uns von dem Zustande des anderen machen, unrichtige, so daß wir denselben nicht verstehen, oder regen sich in uns der Wahrnehmung völlig entgegengesetze Reproduktionen: so entsteht in uns entweder gar kein Mitgefühl, oder dessen Gegenteil, der Neid, als Leid über fremde Freude, die Schadenfreude, als Lust an fremdem Leid. — So können denn nach Maßgabe verschiedenartiger Reproduktionen, welche die Wahrnehmung des fremden Zustandes hervorruft, in verschiedenen Individuen höchst verschiedenartige Gefühle entstehen. Darüber bemerkt Domrich (a. a. O. S. 220) sehr richtig: „Ein und derselbe Anblick läßt den einen kalt, erregt einem anderen Grausen, einem dritten Ekel, einem vierten Schadenfreude, einem fünften wahrhaftes Mitgefühl.“

Das Mitgefühl wird natürlich dann um so intensiver sein, einmal je gefühlvoller überhaupt ein gewisser Mensch schon von Natur aus ist, und eine je feinere Ausbildung durch Erziehung und Erlebnisse sein Gefühlsleben erlangt hat. Doch giebt es in letzterer Beziehung auch krankhafte Extreme, die weichen „blassen Mondscheinseelen“, die mit jedem geknickten Grashalme sympathisieren. Sodann übt hierauf einen entscheidenden Einfluß die Verwandtschaft der beiderseitigen Gedankenkreise und der analoge Kulturgrad dessen, der die Lust und das Leid ursprünglich fühlt und der hieran teilnehmen soll; denn dies bedingt ja wesentlich das

Verständnis. Nicht minder wird das Mitgefühl dadurch gesteigert, je analogere Leiden oder Freuden man bereits selbst erlebt hat. Eine Mutter z. B., welche früher selber ihr geliebtes, vielleicht einziges Kind verlor, wird den Schmerz, den eine andere in gleicher Situation fühlt, mehr zu würdigen wissen und ein regeres Mitleid fühlen als jeder Dritte. Endlich giebt unter gleichen Umständen die lebhaftere Phantasie den Ausschlag; denn mit ihr konstruiert man sich den Zustand, in welchem sich der andere befindet, leichter nach.

Dagegen sind dem Entstehen und der lebhafteren Ausprägung der sympathetischen Gefühle hinderlich: einmal der völlige Mangel an Phantasie; denn Menschen dieser Art versetzen sich nicht leicht in die Lage anderer, kein Ereignis wirkt tief auf sie; ferner eingewurzelter Egoismus, denn der Egoist denkt sich bei den Leiden anderer: „Gut, daß mich's nicht traf", und bei der Freude anderer: „Was hab' denn ich davon?" — Ein weiteres Hindernis bildet ferner die große Verschiedenheit der Gedankenkreise und des Kulturgrades zweier Individuen. Je weiter ihre Gedankenkreise auseinander liegen, desto mehr ist ja das Verständnis erschwert. Endlich ist die Antipathie oder gar der Haß, den man gegen ein anderes Individuum hegt, dem Entstehen des sympathetischen Gefühls hinderlich, ja der letztere ruft sogar dessen Gegenteile leicht hervor.

Die sympathetischen Gefühle haben für das menschliche Leben eine doppelte und große Bedeutung, denn einmal dienen sie dazu, uns das Leben zu verschönern und sein Herbes zu versüßen, für's zweite aber sind sie deshalb wichtig, weil sie die Grundlage der reinsten und edelsten Willenseigenschaft, nämlich des Wohlwollens, sind.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist unverkennbar, daß die sympathetischen Gefühle wesentlich zu unserem Lebensglücke beitragen; denn sie vermehren unsere Freuden und mildern unsere Leiden. Das erstere leisten sie auf doppelte Weise, indem wir durch sie uns die Freuden eines zweiten aneignen und dieselben mit genießen; sodann aber, wenn wir selber die Glücklichen sind und andere sich mit uns freuen, dann bringt der Reflex der eigenen Lust, die sich im anderen wiederspiegelt, uns das eigene Glück nur noch lebhafter zum Bewußtsein. Hat uns dagegen ein Kummer getroffen, und es findet sich ein zweites Wesen, das mit uns fühlt, so ist uns, als hätte es einen Teil der Bürde von uns genommen. Schon die bloße Teilnahme (abgesehen von dem tröstlichen Zuspruche und wirklicher Hilfe) ist für uns eine Art Erleichterung. Das drückt so schön Tiedge in seiner Urania aus:

„Sei fröhlich oder leide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz;
Geteilte Freude ist doppelt Freude,
Geteilter Schmerz nur halber Schmerz.“

Bemerkenswert ist übrigens, daß sich im gewöhnlichen Leben das Mitleid weit ausgebildeter zeigt als die reine Mitfreude. Natürlich, die Mitfreude fordert ein zarteres, neidfreies Gemüt; das Mitleid bloß Freisein von Stumpfsinn. Das Mitleid ist mehr pathologischer Art und schon das Nervensystem hat einen wesentlichen Anteil an seinem Entstehen. Die ganze physische Natur lehnt sich in uns auf, z. B. bei dem Anblicke einer klaffenden Wunde, oder der Zuckungen eines Epileptischen und ruft bei überaus sensiblen Personen sogar ähnliche organische Reflexe hervor, oder es entstehen krankhafte Zustände in anderen überreizten Organen. Die Mitfreude dagegen ist geistiger und setzt schon eine Art hingebender Gesinnung, einen gewissen Grad von Wohlwollen, oder mindestens ein völlig harmloses Gemüt voraus. Das hat sehr schön und sinnig Jean Paul in seinem Hesperus angedeutet, indem er sagt: „Zum Mitleiden genügt ein Mensch; zur Mitfreude gehört ein Engel.“

Noch wichtiger ist die andere Beziehung der sympathetischen Gefühle, nämlich die zur Sittlichkeit. Dieser leisten sie einen wichtigen Dienst, indem sie die Selbstsucht bannen und durch gemeinsame Freuden und Leiden um die Menschen ein vereinigendes Band schlingen. Sie vorzüglich sind es, auf deren Veranlassung sich im Menschen neben und gegenüber dem isolierenden, trennenden „Ich“ das vereinigende „Wir“ ausbildet; sie sind es, welche die Entwicklung des Wohlwollens oder der selbstlosen Liebe vorbereiten. An sich sind sie zwar nichts weiter als Gefühlsverdoppelungen. Was ein anderer vor uns fühlte, fühlen wir ihm nach; aber so, daß wir anfänglich zwischen ihm und uns gar nicht unterscheiden, sondern sein Zustand unvermerkt zugleich der unsere wird. Bis dahin kann lediglich nur von einer Gemütsstimmung, aber von keinem Gesinnungsverhältnis die Rede sein. Zu letzterem gehören ja zwei distinkte Verhältnisglieder. Diese kommen jedoch sehr bald zum Vorschein. Gewisse, die unwillkürliche Erregung begleitenden Nebenumstände veranlassen nämlich allmählich in uns das Nachdenken über deren Ursprung und führen so zu der Entdeckung, daß unser Gefühl in diesem Falle eigentlich nur bloßer Reflex eines fremden sei; daß es sich nicht um unser, sondern um fremdes Wohl oder Wehe handelt.

Wenn wir nun so, zwischen eigenem und fremden Gemüts- und Willenszustande unterscheidend, uns nichtsdestoweniger noch um die fremde Lust und das fremde Leid fortinteressieren, erstere dem anderen (ohne dabei mitbeteiligt zu sein) zu erhalten, letzteres abzuwenden oder wenigstens nach Thunlichkeit zu mildern suchen, erst dann und nur dann ist das eigentliche Wohlwollen vorhanden; denn es ist jetzt erst ein sich dem Wohl eines zweiten widmender Wille da. Das Mitgefühl hatte bei jenem ganzen Prozeß das wesentliche Verdienst, dem Wohlwollen

als Wecker gedient, den fremden Zustand aufgedeckt und so gewissermaßen dem Wohlwollen den Weg seiner Bethätigung gewiesen zu haben.

2. Wie sehr das Mitleid bisweilen selbst rauhe, harte Herzen zu erweichen vermag, hat SHAKESPEARE so eindringlich in seinem König Johann (IV. Akt, 1. Sc.) dargethan. Die ganze Scene kann überhaupt als eine Apotheose des Mitgefühls betrachtet werden.

Jenes, die ganze belebte und leblose Natur umfassende Mitgefühl aber, das sich nur bei besonderer poetischer Stimmung einstellt, ist hinwieder mit eigentümlicher indischer Anmut und Innigkeit in der lieblichen Sakontala von KALIDASA verherrlicht, und zwar namentlich in jener Scene, wo Sakontala von dem heiligen Haine ihres Pflegevaters Kanna Abschied nimmt, um sich an Duschanta's Hof zu begeben.

§. 23. b) Die Liebe.

Von der Liebe läßt sich ebenso schwer eine Definition geben, wie von der Schönheit, und zwar aus doppeltem Grunde: einmal, weil es eben so unendlich verschiedene Formen der Liebe wie der Schönheit giebt, und fürs zweite, weil das Liebesgefühl ebenso kompliziert ist wie das der Schönheit. Die Liebe ist nicht bloß verschieden, je nachdem ihr dieses oder jenes Objekt zu Grunde liegt, sondern auch verschieden nach der Individualität, der Richtung und dem Grade der Bildung des von ihr ergriffenen Subjekts. C. G. CARUS, welcher in seiner Psyche diesem Gefühle eine besondere Aufmerksamkeit widmet, sagt in dieser Beziehung sehr wahr: „Durch unbewußten Zug und bewußte Erkenntnis kann die Liebe das Geringste und hinwiederum das Höchste umfassen; vom Hangen am Boden und an der Wohnstätte, am Stein und Metall, von der Liebe zu Pflanzen und Thieren wendet sie sich, als zum eigentlichen Mittelpunkte ihrer Existenz, zur Liebe zum Menschen, der Liebe zu sich selbst, zu Freunden, Eltern, Geschwistern, Kindern und meist zur Liebe des anderen Geschlechts, und steigert sich endlich zur Liebe zu Gott." — „Nach diesen verschiedenen Gegenständen nimmt sie selbst unendlich verschiedene Nüancen an und breitet einen Reichtum und eine Mannigfaltigkeit von Zuständen aus, welche erschöpfend zu beschreiben und zu erklären gänzlich unmöglich wird."

Nicht minder aber als nach ihren Objekten ist die Liebe auch nach den Individualitäten der sich ihr hingebenden Subjekte verschieden. Schon die Liebe im engeren Sinne (nämlich der eigentümliche magnetische Zug der Geschlechter zu einander) zeigt die größten Varietäten. Je edler sie ist, um so individueller

ausgeprägt erscheint sie; denn nicht das Geschlecht als solches, nicht die Gattung, sondern das Individuum, das ergänzende Segment der eigenen Persönlichkeit ist es, was sie sucht und anstrebt. Sogar bei demselben Individuum hält sie sich jedoch nicht immer auf gleicher Höhe, sondern zeigt je nach der obwaltenden Stimmung mehr oder minder Innigkeit, und die Magnetnadel des Gefühls neigt bald mehr der idealen, bald mehr der realen, sinnlichen Seite zu.

Daß kaum ein zweites Gefühl sich wie dieses in unendlichen Varianten äußert, ist zunächst schon darin begründet, daß dasselbe in der ganzen psycho-physischen Eigenart des Individuums wurzelt und für dasselbe überdies auch die entsprechende psycho-physische Eigenart einer zweiten Person, wie nicht minder die eigentümliche Weise ihres Entgegenkommens maßgebend ist. Welcher enorme Unterschied besteht in der ersten Hinsicht beispielsweise zwischen der tändelnden, träumerischen Liebesschwärmerei des unreifen Jünglings und der ernsten Liebe des gereiften Mannes, der sich darüber klar ist, was ihn zu dem anderen Wesen hinzieht; zwischen der Liebe des Mannes und jener des Weibes; zwischen der bräutlichen und der Gattenliebe, die, je mehr sie auf solider Grundlage ruht, sich allmählich zum ruhigen und aufopfernden Gefühle unwandelbarer Freundschaft verklärt. In anderer Hinsicht gehen die Äußerungsweisen der Liebe auseinander, jenachdem dieselbe nur einseitig gehegt oder auch von der anderen Seite geteilt wird. Die entgegenkommende gleiche Neigung des andern Wesens nährt und steigert das eigene Gefühl und erzeugt, wie jede erfüllte Erwartung, das wohlthuende Gefühl innerer Befriedigung, die jedoch bei aller Intensität nicht das Gleichgewicht der Seele stört, vielmehr letztere harmonisch stimmt. — Eine ernste Liebe dagegen, die unerwidert bleibt, ruft allemal im Innern eine schneidende Dissonanz hervor, die um so tiefer und nachhaltiger wirkt, je länger sich das betreffende Individuum mit der schmeichelnden Hoffnung auf Gegenliebe getragen hat, und je mehr es in dem andern Wesen sein Ideal gefunden zu haben vermeinte.

War die Neigung noch nicht festgewurzelt und überwog der Zweifel die Hoffnung auf Erwiderung der gleichen Gesinnung, so stirbt ohne harte Rückungen des Gemüts die Liebe allmählich ab, wie ein Keim, dem es an Boden und Triebkraft fehlte. Hatte sich dieselbe jedoch bereits tief eingelebt und schien sie auch von der andern Seite geteilt zu werden, oder war sie es sogar durch längere Zeit wirklich, dann folgen der unvermuteten Täuschung schwere innere Kämpfe, welche, je nach der Individualität und den

Umständen, entweder in dumpfe Resignation übergehen, oder bei der Exklusivität, welche einen wesentlichen Grundzug der Liebe bildet, zu leidenschaftlichen Ausbrüchen führen, infolge deren das Individuum sich selbst derartig entfremdet wird, daß die frühere glühende Liebe nicht selten in verzehrenden Haß umschlägt, der entweder zu einem Rasen gegen sich selbst oder zur Rachelust gegen das andere Wesen antreibt (Phädra, Medea).

Daß eines der edelsten Gefühle, wie es die Liebe der Geschlechter ist, auch seine krankhaften Auswüchse hat, kann umsoweniger befremden, als auch andere Formen der Liebe, in welche nicht derartige dunkle Naturgewalten mit hineinspielen, wie in diese, sobald sich zum unklaren Denken noch die leidenschaftliche Erregtheit gesellt, gar absonderliche Schößlinge hervorzutreiben vermögen. Man denke nur an die rücksichtslose Nivellierungssucht alles Bestehenden als krankhaften Auswuchs ungezügelter Freiheitsliebe; an die blinde Befehdung der fremden Sprache und Nationalität, wodurch zumeist in der eigenen Kultur zurückgebliebene Völker der Liebe zu ihrem Stamme und ihrer Sprache einen förmlichen Ehrenzoll abstatten zu müssen wähnen; oder endlich an das heiligste Gefühl, die Religiosität, die in finsteren Zeiten ihren Gott zum Götzen herabwürdigte, indem sie ihm durch Verfolgung oder gar Vertilgung Andersgläubiger ein wohlgefälliges Opfer darzubringen sich einredete.

Das lautere Gold wahrer, selbstloser Liebe erscheint im wirklichen Leben eben nicht selten mit minderwertigem Metall dunkler, sinnlicher Regungen und eigensüchtiger Wünsche legiert.

Als untrügliche Kennzeichen der Liebe im höheren Stil darf man füglich folgende bezeichnen: Fürs erste, daß sie sich nicht an zufällige, wandelbare Reize heftet, sondern sich auf den klar erkannten inneren Vollwert der Person stützt.

Fürs zweite, daß sie eben darum, weil sie auf fester Grundlage ruht, dauernd und ihrer Wesenheit nach unwandelbar ist, wenngleich ihren Kundgebungen zu verschiedener Zeit verschiedene Grade der Lebhaftigkeit eigen sein mögen. Euripides hat in dieser Beziehung ein großes Wort gesprochen, indem er (in dem Drama „die Trojanerinnen“) die edle, im Feuer der Leiden geläuterte Hekabe sagen läßt:

„Deß Herz hat nicht geliebt, der nicht für immer liebt.“

Drittens endlich charakterisiert sich die hehre Liebe durch die selbstlose Hingabe und Opferwilligkeit, welche in ihren höchsten Graden sogar bis zur Selbstdemütigung dem geliebten Wesen gegen-

über sich zu erheben vermag. Diesen selbstlosen Zug wahrer Liebe kennzeichnet GOETHES schöner Spruch in den „Vier Jahreszeiten“:

„Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles versagt, wenn man ihr alles gewährt.“

Einen derartig phänomenalen Grad selbstloser Liebe, die bis zur Selbstentäußerung, ja Selbstdemütigung geht, dürfen wir jedoch füglich nur von dem weiblichen Wesen erwarten, das seiner Natur nach mehr zur Passivität neigt und für das überdies die Liebe den Angelpunkt des ganzen inneren Lebens bildet, während der Mann, an den Staat und Gesellschaft noch andere Forderungen stellen, in der Liebe allein nicht die Erfüllung seines ganzen Wesens suchen darf. — Und so ist es denn auch ganz natürlich, daß wir bei dem mehr passiv angelegten Indier, der überhaupt weniger den Heroismus der That als jenen des Duldens kennt und schätzt (wie dies mit seiner buddhistischen Weltanschauung enge zusammenhängt), gerade diesen Zug der weiblichen Liebe in epischen und dramatischen Dichtungen bis zur Apotheose verherrlicht finden.

Aber wo immer sich uns eine derart absolut selbstlose Liebe offenbart, da müssen wir an ihr das Prägezeichen reinsten Menschentums, ja das Kreditiv der Gottähnlichkeit anerkennen, und so mag es uns als ein tiefsinniger Gedanke erscheinen, der zumal aus Richard WAGNER's späteren Tonschöpfungen wie deren gemeinsamer Grundakkord immer wiederklingt, daß der selbstlosen, aufopferungsvollen Liebe eine „erlösende Macht“ innewohnt — ein Gedanke, den auch schon der geistvolle C. G. CARUS ausgesprochen hat: sie sei „die erste Erlösung aus dem Einzelsein.“

Während die eben angestellten allgemeinen Betrachtungen uns mancherlei Formen (Arten und Abarten), sowie verschiedene Wertgrade der Liebe erkennen ließen, muß zugleich auch die große Kompliziertheit derselben noch besonders betont werden so daß man sie nicht sowohl als ein Einzelgefühl, sondern vielmehr als einen Herd von Gefühlen wird bezeichnen müssen.

Um sich in diesem Irrgarten mannigfacher in einander verschlungener Zustände leichter zurechtzufinden, müssen wir vor allem zwischen der Liebe im weiteren und engeren Sinne unterscheiden und sofort die Grundmerkmale der ersteren als Leitfaden für die genetische Entwickelung der letzteren benützen.

I. Die Liebe im weiteren Sinne des Wortes vereinigt in sich folgende Hauptmomente: Erstens, die Vorstellung des geliebten Gegenstandes wirft sich auf zur Zentralvorstellung eines größeren Gedankenkreises; zweitens, dieselbe ist zugleich die Trägerin eines

dem Subjekte nicht immer motivierbaren und zumeist auch parteiischen Wohlgefallens; drittens endlich verbindet sich mit jeder Liebe ein lebhaftes Begehren nach Besitz und Vereinigung mit ihrem Gegenstande.

Demnach definieren wir die Liebe im weiteren Sinne des Wortes als das an einer Person, Sache oder Bethätigungsform (z. B. Liebe zur Wissenschaft oder zum künstlerischen Schaffen) sich konzentrierende Wohlgefallen, welches sich bald auf objektive, bald bloß auf subjektive Vorzüge stützt, allemal aber den betreffenden Gegenstand zum Mittelpunkte eines größeren Gedankenkreises und zum Ausgangspunkte eines mannigfachen Begehrens macht.

Das mögen folgende Bemerkungen näher erläutern:

1. Jeder Liebe, welchen Namen sie immer haben mag, ist zunächst das eigen, daß die Vorstellung ihres besonderen Objekts mit den übrigen Vorstellungen des Menschen so verwebt und verwachsen ist, daß dieselbe für viele Reihen und Komplexe von Vorstellungen einen gemeinsamen Mittel- und Beziehungspunkt abgiebt, welche sich so sämtlich in ihr begegnen und durchkreuzen, von ihr aus-, ab- und auf sie zurücklaufen. In dieser Verwebung der Vorstellungen ist das unwillkürliche, völlig unfreie, immer und immer Zurückkehren der Gedanken des Menschen zu seinem Lieblingsobjekte (mag dies nun eine Person, Sache oder Beschäftigung sein) begründet.

2. Eine weitere Eigentümlichkeit ist es ferner, daß das seinem Lieblingsgegenstande Nachhängen, wie es kein freiwilliges, so auch keineswegs ein ruhiges ist. Das Bild des geliebten Gegenstandes schwebt dem Liebenden nicht mit jener Objektivität vor, wie etwa dem Denker sein Problem, sondern, wie den Mittelpunkt für eine Masse anderer Vorstellungen, bildet es zugleich den Knotenpunkt für eine Menge subjektiver Erregungen. Wie oft auch, und das geschieht wegen der vielen Hilfen häufig, die Vorstellung des betreffenden Objekts auftauchen mag, immer begleitet dieselbe ein gewisses Wohlgefallen, immer regt sich mit ihr zugleich ein Anflug von Lust. Aber es ist das nicht das gleichschwebende Interesse des besonnenen Beurteilers, sondern ein affektvolles, und Reminiszenzen von mancherlei Art machen das Gefühl hin und her schwanken zwischen Lust und Schmerz.[1] Nicht mit jener olym-

[1] Ungemein sinnig ist in dieser Beziehung, in der Tragödie Phädra von EURIPIDES, das kurze Zwiegespräch zwischen Phädra und der Amme, da erstere, als sie die Liebe zu ihrem idealschönen Stiefsohne Hippolytos wie eine Sturzflut



pischen Ruhe, mit welcher das Auge des Kenners auf der vollendeten Formschönheit ruht, vermag der Liebende sich seinem Objekte hinzugeben, vielmehr mischt sich in das Behagen an demselben gar häufig die Unruhe und das Bangen vor dessen Verlust. Beunruhigt aber den Liebenden schon der Gedanke des bloß möglichen Verlustes des geliebten Gegenstandes, so ist vollends das faktische Fehlen desselben in seinem gewohnten Wahrnehmungskreise für ihn mit dem tiefeinschneidenden Schmerzgefühle des Vermissens und des diesem entstammenden Sehnens verknüpft. — Nicht minder verletzt auch nur der leiseste Zweifel an der Vollberechtigung seines Wohlgefallens an dem betreffenden Objekte den Liebenden sehr empfindlich, und er nimmt für dasselbe lebhaft Partei; ja nur der geringste Schatten, der auf sein von dem Zauber der Phantasie angestrahltes Bild von woher immer fällt, errregt seinen entschiedenen Unwillen. — Dieses mit einer gewissen Unruhe und Hast verbundene, mehr oder minder befangene Wohlgefallen, sowie das affektvolle Parteinehmen für seinen Gegenstand ist demnach ein weiteres Merkmal der Liebe.

3. Endlich darf man nicht übersehen, daß die Liebe kein bloßes Gefühl ist, sondern sich zugleich notwendig mit einem Begehren assoziiert. Das bloße Bild, die reine Vorstellung ihres Gegenstandes genügt ihr nicht, das reine Wohlgefallen an ihm befriedigt sie nicht (wo das ausreichte, wäre nur Achtung oder Interesse vorhanden); vielmehr strebt sie nach der sinnlichen Gegenwart, nach Besitz, Vereinigung, Beschäftigung mit ihm.

Je größer dann die Hindernisse sind, die sich diesem Besitze entgegenstellen, desto größer ist die Spannung des Begehrens, desto gewisser das Übergehen des Gefühls in Affekt, des Begehrens in Leidenschaft. Das gilt nicht bloß von der Liebe der Geschlechter, sondern von jeder anderen einigermaßen intensiven und bestimmt ausgesprochenen Liebe. Biographien der Künstler z. B. zeigen uns, wie wenig der Druck eines prosaischen Lebensberufes imstande war, bei echten Genies den schöpferischen Funken, den sie von Jugend an in sich trugen, zu ersticken, sondern wie vielmehr gerade der Gegensatz ihrer äußeren Verhältnisse und ihrer inneren Mission ihrem Geiste eine wunderbare Spannkraft verlieh und die früher

überrascht und bewältigt hatte, über das sich in ihrem Innern unaufhaltsam emporringende neue Gefühl mit sich selbst noch im Unklaren, die naive Frage aufwirft: „Was ist doch das, was bei den Menschen Liebe heißt?“ — und die Amme erwiedert: „das Süßeste, Tochter, und zugleich das Peinlichste.“



stillgehegte Neigung zu einem bestimmten Kunstberufe bis zur glühenden Leidenschaft steigerte, welche sodann, alle Hindernisse überwindend, sie endlich doch ihr ersehntes Ideal erreichen ließ.[1]

II. Die Liebe im engeren Sinne des Wortes vereinigt in sich alle diese Grundzüge (das mit seinen Gedanken dem Gegenstande Nachhängen, das befangene Wohlgefallen an ihm, das Begehren und Sehnen nach ihm), nur kommt noch ein eigentümliches Kolorit von der Naturseite hinzu; denn ihre Basis ist der Gegensatz (oder, wie die Naturphilosophen gern sagen, die Polarität) der Geschlechter, so wenig der ideale Jüngling und die harmlose Jungfrau sich dessen klar bewußt werden, oder es sich auch nur eingestehen mögen. — Mindestens tritt das rein sexuelle Moment bei edleren Naturen nicht in den Vordergrund, und es ist mehr die psychische, als die physische Individualität, welche hier Anziehungskraft übt. Dem Manne gefällt die schüchterne Anmut und Holdseligkeit des weiblichen, dem Weibe der Mut und die schutzversprechende Kraft des männlichen Wesens. So ergänzen sich gewissermaßen die Geschlechter an und durch einander, und ihre Verbindung hat nicht bloß den konkreten Zweck der Erhaltung der Menschheit, sondern auch den ideellen, durch innige Lebensgemeinschaft das Prinzip psychischer Individualisierung zur unendlichen Mannigfaltigkeit auszugestalten.

Indem wir der geistreichen Bemerkung von C. G. Carus, daß das Mysterium der Liebe in seiner vollen Macht weit mehr von großen Dichtern begriffen und dargestellt, als von der Forschung in genügende Erwägung gezogen worden ist, beipflichten, verzichten auch wir auf eine erschöpfende Schilderung und Erklärung dieses, auf so reicher Grundlage ruhenden und bei seiner unendlichen Varietät unerschöpflichen Zustandes, indem wir uns bloß auf die Angabe der Hauptpunkte seiner Genesis beschränken.

1. Vor allem ist zu beachten, daß den eigentlichen Incidenzpunkt für die vorerst nur leise und traumartig aufkeimende Liebe die Pubertätsperiode bildet, welche, wie im Handumdrehen, unvermerkt den Knaben zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau umgestaltet.

Der erhöhte Anlauf, den die Natur zu dieser Frist nimmt, um den zarten jugendlichen Organismus zu seiner vollen Entfaltung und Blüte zu bringen, bedingt durchgreifende Metamorphosen

[1] Vergleiche zu diesem Absatze die klassischen Bemerkungen Herbart's in seiner allgemeinen praktischen Philosophie, Buch II, Kap. 7, eingestreut bei Gelegenheit der Besprechung der Gesinnungsverhältnisse.



im gesamten vegetativen Lebensprozeß, welche entsprechende Umwandlungen im Seelenleben nach sich ziehen. Zunächst wird die gesamte Vitalempfindung alteriert und mit ihr nimmt auch das Vitalgefühl ein frischeres Kolorit an; denn mit der gesteigerten Elastizität der Muskeln wächst sofort auch das Kraftgefühl und der Thätigkeitsdrang. — Das raschere Pulsieren der plastisch bildenden Lebenskraft, das notwendig einen beschleunigten Blutumlauf und damit zugleich eine intensivere Innervation mit sich führt, bedingt ferner auch einen regeren Vorstellungslauf, und dieser seinerseits weckt und nährt wieder die Phantasie, die überhaupt zum sexuellen Leben in der engsten Beziehung steht. Und die Folge der namhaft belebten Phantasiethätigkeit ist schließlich auch ein rascheres Tempo der Gefühle und zugleich ein rascherer Wechsel der Strebungen. — Aus alledem sind sofort die Hast, Unruhe, Unstetigkeit, die Zerstreutheit, der Flattersinn, die Unklarheit in den mancherlei sich drängenden Wünschen und Plänen, sowie die mancherlei Launen und Widersprüche, wie dieselbe die Signatur dieser Periode bilden, leicht zu begreifen.

2. Jene Alteration der Vitalempfindung und nicht minder die des Vitalgefühls lassen die jugendliche Seele mehr oder weniger klar ahnen, daß ihr eine Krisis naht. Sie fühlt es, daß die harmlose Kinderzeit mit ihren muntern Spielen für immer dahin ist; das neue Leben aber, das erst kommen soll, steht noch nicht in klar erkennbaren Umrissen vor ihr. Die nebelhaften Bilder, welche die Phantasie von demselben entwirft, befriedigen sie nicht, nichtsdestoweniger hängt sie ihnen aber gerne nach.

3. Eben der völlige Bruch mit der Vergangenheit einerseits und die noch unklaren Vorstellungen dessen, was da kommen soll, anderseits wecken im jugendlichen Gemüte ein eigentümliches Gefühl des Mangels und der Leere, eine namenlose und unaussprechliche Wehmut, die bei alledem ihren besonderen Reiz hat und welcher sich ungestört hingeben zu können, der Jüngling wie die Jungfrau sich so gern der Gesellschaft entziehen und die Einsamkeit aufsuchen, um ungestört an ihren Luftschlössern bauen zu können.

4. Aber gerade die so willkommene Einsamkeit deckt anderseits den inneren Riß nur noch mehr auf, läßt das Gefühl der Leere und des Unbefriedigtseins noch entschiedener hervortreten; und das wird die Hauptquelle der dunklen Sehnsucht nach einem zweiten Wesen, dem man sich anschließen, mit-



teilen, an dem man die Halbheit seines eigenen Seins und Wesens ergänzt finden möge.

5. Diese Sehnsucht nach einem zweiten Wesen lenkt, zumal hier instinktive Naturimpulse mitwirken, anderseits auch der Gegensatz des Naturells wechselseitig Interesse erregt, die Aufmerksamkeit auf das andere Geschlecht hin. Die beiden Geschlechter, die sich vorher abgestoßen und beinahe angefeindet hatten, ziehen sich nunmehr an. — In dieser Periode phantastischer Vorahnung und jugendlicher Schwärmerei sieht der Jüngling in jeder einigermaßen anmutigen weiblichen Erscheinung eine Halbgöttin und sucht mit ihrem Bilde seine Träumereien und geheimen Wünsche in eine nähere Beziehung zu bringen. Das sind aber gar häufig bloße Scheinbilder, die Seifenblasen gleich bald wieder verfliegen (Romeo's Neigung zu Rosalinden).

6. Dieses vage Schwärmen für das andere Geschlecht verwandelt sich jedoch alsbald in eine intensive individuelle Neigung, wenn der jugendlichen Seele der Zufall ein Wesen entgegenführt, in welchem sie das Ideal ihrer einsamen Träumereien verwirklicht vor sich zu sehen meint. Das erste Begegnen und einander Nähertreten der beiden Wesen erscheint dem leicht erregbaren jugendlichen Gemüte, wie ein reicher Fund, wie das unerwartete Heben eines Schatzes und ruft dann nicht selten ein Gefühl der Überraschung, ja eine Art von Wonneschauer hervor, wie er sich in Rückert's Liebesfrühling (IV. Strauß Nr. 52) so sinnig ausspricht, indem die Geliebte zu sich selber sagt:

„Ich schaudr', in meiner jungen Brust
Nach weggenommener Hülle
Zu finden ungeahnter Lust
Solch' eine tiefe Fülle.

Ein solches Meer, solch einen Schacht
Von Regungen und Trieben,
Solch' eine Himmelsübermacht
Zu fühlen und zu lieben."

7. Äußere, günstige Verhältnisse, sittliche Stützen, gegenseitiger innerer Fond, um dauerndes Interesse zu begründen, geben erst diesem, sonst flüchtigen Seelenbunde Festigkeit und beziehungsweise Würde, und machen denselben zu einem wichtigen Faktor des sozialen Lebens, dessen Grundstein die Familie bildet, welche eben auf einer innigen Geschlechtsgemeinschaft, aber geadelt durch höhere, sittliche Zwecke beruht.

1. Die erste reine Jugendliebe ist eiu wichtiges Moment in der geistigen Entwicklung des Menschen. Eine wahre Primula veris verheißt sie dem jugendlichen Geiste seinen nahenden Lenz. Sie wirkt indirekt und direkt auf Geist und Gemüt des Menschen; ersteres indem sie ihn vor manchen groben Verirrungen schützt, letzteres indem sie, einer elektrischen Wirkung ähnlich, manche in der jugendlichen Seele ruhenden Keime zur rascheren Entfaltung bringt.

Was nämlich zunächst die Erkenntnis betrifft, so nützt sie dieser, indem sie, zufolge der erhöhten Kraft des Nervenlebens, zugleich die Phantasie in ein regeres Spiel versetzt, von welcher alles Finden abhängt, das zunächst auf glücklichen Eingebungen des Moments beruht. Der erste Grundgedanke bei den wichtigsten, wissenschaftlichen Entdeckungen, wie bei künstlerischen Erzeugnissen kommt meist ungesucht, unerwartet, und um ihn, als den Krystallisationspunkt, schließen sich erst allmählich andere Gedanken an, deren dann die Methodik und Technik sich bemächtigen, sie zu einem Ganzen ausgestaltend. Außer der Frische der Produktivität ist aber auch noch ferner die Wärme der Begeisterung für Kunst und Wissen, die für das ganze fernere Leben maßgebend bleibt, gar oft das Werk einer idealen Jugendneigung, wie uns abermals manches reiche Künstlerleben lehrt.

Daß eine derartige reine Jugendneigung ferner mächtig auf die Entwicklung des Gefühlslebens einwirkt, daß sie demselben Fülle, Innigkeit, Tiefe erteilt, ist leicht begreiflich, denn wie die Weckerin von Gedanken ist die Phantasie auch die unermüdliche Pflegerin der Gefühle.

Daß endlich, wo Lebhaftigkeit des Vorstellens und Innigkeit des Gefühls sich vorfinden, auch eine größere Energie den Willen durchströmen und beschwingen wird, ist ebenso natürlich. Die erhöhte psychische Vitalität führt nämlich auch Erhöhung physischer Vitalität mit sich und umgekehrt. Wo also sofort der lebendige Gedanke, einem elektrischen Funken gleich, den frischen Nerven durchströmt und weiter den elastischen Muskel durchzuckt, da springt auch die kräftige That wie gewappnet hervor. (Die Zeit des Minnegesangs war zugleich die ritterlicher Heldenthaten.)

Freilich wohl wie selbst die Rose, die Königin der Blumen, ihre Verkrüppelungen und Auswüchse hat, so hat deren auch die Liebe. Die allzusehr erregte Phantasie kann allerdings auch zur leeren Phantasterei führen, das Gemütsleben sich in Weichlichkeit und Weltschmerzelei verlieren, der Wille, statt gefestigt zu werden, erschlaffen. Wo sich aber in der Seele ein besserer Fond vorfindet, da ist dies kaum zu befürchten, und in Erwägung der anderweitig wohlthuenden, veredelnden Wirkung kann man immerhin der jugendlichen Liebe ihren „schwermütigen Leichtsinn“, ihre „ernste Tändelei“, ihre „verständige Raserei“, für welche die Prosa des Lebens schon zu rechter Zeit das Korrektiv und Richtmaß hergeben wird, zu gute halten. Was ein kräftiger

Wein werden soll, muß ja vorerst schäumender Most gewesen sein. — Und so schließen wir denn vorstehende Bemerkungen mit den trefflichen Worten von C. G. Carus (Psyche S. 289): „Wo keine Liebe ist, wo nicht nach irgend einer Richtung die Welt innig mit dem Zuge der Liebe erfaßt wird, da wird auch die Seele unfruchtbar bleiben und nicht zu Kunst und Wissen, nicht zu höherer Entwicklung gelangen, sie kann nur sein ‚ein tönendes Erz, eine klingende Schelle'."

2. Auch das eben besprochene Gefühl läßt sich an einem klassischen Modelle studieren und auch hier bietet sich uns Shakespeare als der beste Führer dar. An seiner, von einem eigentümlichen poetischen Dufte durchwehten Tragödie „Romeo und Julia" werden sich die obigen Hauptpunkte seiner Genesis leicht verfolgen lassen. Zugleich lernt man an diesem reizenden Seelengemälde, wie aus der edelsten Regung, sobald diese ihr Maß überschreitet und, alle anderen Rücksichten außer acht lassend, sich zum ausschließlichen Interesse aufwirft, nur Unheil zu entkeimen vermag, und wie ungezügelte Leidenschaft sich selber ihr Grab gräbt. Hätte Romeo das Übermaß der Leidenschaft nicht für „der Trübsal süße Milch, Philosophie", d. h. für Vernunftgründe völlig taub gemacht, hätte er Bruder Lorenzo's weise Warnung: „So wilde Freude nimmt ein wildes Ende", beherzigt, der „Liebeswürger Tod" hätte ihn nicht so frühe ereilt, ein furchtbares Verhängnis nicht so bald sein junges Glück getroffen.

Zweite Abteilung.

§. 24. a) Die Gemütsstimmung.

Unter Stimmung verstehen wir jenen lediglich durch seinen Grundton charakterisierten Kollektivzustand des Gemüts, welcher (in der Regel) weder das Hervortreten bestimmter Sondergefühle, noch das klare Bewußtsein seiner veranlassenden Ursachen gestattet.

I. Die Gemütsstimmung verhält sich zum einzelnen Sondergefühle, sowie die Gemeinempfindung zur Lokalempfindung; denn ebenso wie die Gemeinempfindung ein Komplex vielfacher und daher nicht gesondert perzipierbarer organischer Reize ist, ist auch die Stimmung ebenfalls ein Komplex vielfacher teils organisch-psychischer, teils rein psychischer Anregungen. Die Momente, welche jene gleichmäßig über das ganze Gemüt bald kürzere, bald längere Zeit hindurch verbreitete Färbung und Temperatur bedingen, sind folgende:

1. Zuerst klingt schon die Stimmung des Nervensystems und nicht minder der Grundton der Vitalempfindung (welche letztere sich aus einer Menge kleiner, jedoch kontinuierlicher oder oft wiederkehrender Reize, die die Nervenfäden aus allen Provinzen des Leibes zu den Zentralorganen hinleiten, zusammensetzt) in das Gemütsleben, und ruft auch in letzterem einen analogen Grundton hervor.

Das Gehirn und zentrale Nervensystem bilden ja gewissermaßen die Klaviatur und Besaitung für das Spiel der Vorstellungen und der auf diesen beruhenden Gemütszustände. Ob das Nervensystem gesund oder verstimmt ist, davon wird es demnach zum großen Teile mit abhängen, wie voll, hell, rein der Ton des Gemütslebens sein, oder ob auch in ihm die Dissonanz vorwiegen wird. Das kann jeder tagtäglich an sich selbst erproben. Bei einiger Aufmerksamkeit auf sich selbst wird er nämlich finden, welch einen enormen Einfluß das physische Wohl- und Unwohlsein, die Witterung, Temperatur, leibliche Diät, das rechte Maß von Schlaf und Wachen u. dgl. mehr, alles Umstände, die zunächst auf Nervenstimmung und Gemeinempfindung bezug haben, sekundär auch auf die Gemütsstimmung ausüben. Haben wir z. B. eine Nacht, sei es infolge äußerer Störungen oder innerer Aufregung, schlaflos zugebracht, stehen wir sicherlich des Morgens verstimmt auf. Ebenso pflegen Indigestionen, trübe Nebeltage, gesperrte Zimmerluft u. dgl. verstimmend auf uns einzuwirken, während ein mäßiges, durch gesellige Reize gewürztes Mahl, ein gesunder Schlaf, frische Luft, Bewegung und ein erquickendes Bad mit dem physischen Wohlbehagen zugleich eine heitere Gemütsstimmung zu erzeugen pflegen. — So steht denn der Mensch unter einer Menge kleiner, erst in ihrer Summe bemerklicher organischer Einflüsse, die ihn unvermerkt beschleichen, trübe oder heiter stimmen, ohne daß er es selber weiß, woher ein oder der andere Zustand gekommen ist.

2. Ein weiteres Moment, wodurch die Stimmung getragen ist, bildet eine Menge halbentwickelter Reproduktionen, welche teils durch Nervenstimmung und Gemeinempfindung angeregt sind, teils freisteigend durch das vielfach verzweigte Gewebe der Vorstellungen hindurchzucken, ohne daß in dem bunten Gedränge eine bestimmte Reihe sich vollständig und entschieden zu entwickeln vermöchte. Keines der Elemente hebt sich hoch genug, um ein klares Bewußtsein zu ergeben; aber nichtsdestoweniger treten sie unter sich in Wechselwirkung, heben und hemmen sich; und nur dieses, den Ton

der Gemütsstimmung bedingende Resultat ihres Zusammentreffens gelangt uns so zum Bewußtsein, keineswegs aber die es ergebenden Koeffizienten, die einzelnen Vorstellungen. Daher die Unklarheit, welche der Gemütsstimmung immer anhaftet, und das Unvermögen, sich darüber selbst befriedigende Rechenschaft geben zu können.

3. Endlich ist die Gemütsstimmung noch das Ergebnis vieler, schwacher Einzelgefühle, meist formeller Art, die unbemerkt auftauchen und wieder zurücksinken, jedes an und für sich unvermögend, den Zustand des Bewußtseins nachhaltig zu alterieren, aber in ihrer Summe mächtig genug, das Seelenleben für einige Zeit in einer bestimmten Temperatur zu erhalten. Es summieren sich nämlich hier kleine gegenseitige Hemmungen oder Begünstigungen der sich drängenden Vorstellungen in der Art, daß gleiche Gefühlstöne zu einem stärkeren Gesamtton verschmelzen, während hingegen entgegengesetzte Gefühlstöne sich unter sich aufheben. So ist denn die Stimmung in dieser Beziehung als ein dunkler Komplex vager Einzelgefühle, in welchem das Spezifische der einzelnen Regungen verwischt und nur ihr gemeinsamer Grundton enthalten ist, zu betrachten.

Bisweilen, aber doch nur ausnahmsweise, tritt wohl auch (falls die Reproduktion bestimmter Reihen eine besondere Begünstigung erhält) aus dem dunklen Hintergrunde der Stimmung allmählich dies oder jenes Sondergefühl hervor und giebt der Stimmung ein bestimmtes Relief und einen ausgesprochenen Charakter, bald von sanfter Melancholie oder unruhiger, mehr affektvoller Schwermut, bald von gleichmäßiger Heiterkeit oder von schwunghafter Beseligung.

II. Sucht man nach einer Einteilung der Stimmung, so bieten sich hier zwei Einteilungsgründe an: erstens der Ton, zweitens die Beziehung zum Vorstellungslaufe und Streben.

1. In ersterer Hinsicht läßt sich unterscheiden zwischen der heiteren und düsteren (oder trüben) Gemütsstimmung.

Die heitere Gemütsstimmung ist durch befriedigende Vitalempfindungen, einen gleichmäßigen, durch keinerlei scharfe Kontraste unterbrochenen Vorstellungslauf, durch Teilnahme und Interesse an der Umgebung, regeres Selbstgefühl und Lust zur Bewegung und Thätigkeit charakterisiert.

Wo diese Stimmung habituell und vorwiegend ist, heißt sie Frohsinn oder Munterkeit und ist dann meist Temperamentssache. Aus der gleichgewogenen heiteren Stimmung können aber auch

mancherlei Sondergefühle und Affekte hervorgehen, sowie sie oft umgekehrt selbst deren Nachklang ist. Entwickeln sich nämlich aus der an sich unklaren Stimmung distinkte Vorstellungen inneren oder äußeren Glückes, so entsteht die Freude; bei beträchtlicher organischer Steigerung aber und unter Nachwirkung besonders günstiger, ja vielleicht sogar komisch-erheiternder Eindrücke, entstehen Lustigkeit und Ausgelassenheit. Wo endlich ein unerwartetes und großes Glück die Seele plötzlich überrascht, entsteht Entzücken, das sich bis zur Verzückung, d. h. zum Übersehen und Vergessen der uns umgebenden Welt steigern kann.

Die düstere oder trübe Stimmung (welche zumal in ihren nebelhaften Anfängen, und wenn sie vorherrschend auf organischen Veranlassungen beruht, Verstimmung[1] heißt) kennzeichnet sich hinwieder durch unbefriedigende Vitalempfindungen, einen verlangsamten, oft durch Kontraste unterbrochenen und mithin stockenden Vorstellungslauf, durch verminderte Teilnahme, vermindertes Selbstgefühl, ja selbst durch wesentlich herabgesetzte Lust zur Thätigkeit und Bewegung.

Wo diese Stimmung habituell und vorwiegend ist, wird sie Trübsinn, und wenn sie zugleich auch auf den Charakter einwirkt, Morosität genannt. — Auch die trübe Stimmung ist eine reiche Quelle vielfacher Sondergefühle und Affekte. Löst sich die Verstimmung in klare Vorstellungen äußeren oder inneren Mißgeschicks auf, so wird sie zur Trauer; kommen hierzu noch Vorstellungen von eigener Schwäche und temporärer Hilflosigkeit, so entspringt daraus die Niedergeschlagenheit, die sich bei völlig mangelnder Hoffnung und mithin überhandnehmendem Bewußtsein innerer oder äußerer Rettungslosigkeit bis zur Verzweiflung steigert. — Wo die Gedanken in die Vergangenheit schweifen und der Verlust irgend eines wichtigeren Lebensgutes zu beklagen ist, entwickelt sich der Gram; wo dagegen dieser Verlust als ein künftig bevorstehender antizipiert wird, entwickelt sich Besorgnis und, bei höherem Grade derselben und bei der Ungewißheit der Dimensionen des erwarteten Übels, die Furcht, die mit dem Näherrücken des Befürchteten sich zur Angst steigert. — Bei einer unverdienten Unbill, die uns um so mehr wurmt, je mehr wir uns außer Stande wissen, uns selbst

[1] „Offenbar ist der Ausdruck von Instrumenten auf den Menschen übertragen. Das Bild ist glücklich und bezeichnend, denn wie auf einem verstimmten Instrumente jede angeschlagene Saite einen Mißton giebt, so entsteht hier auf jeden das Gehirn durchsetzenden Reiz ein Mißklang des Empfindens."
Siehe Ottomar Domrich, die psychischen Zustände. Jena 1849 (S. 290).

Genugthuung zu verschaffen, kommt der Groll; bei verschuldeten Leiden dagegen und immerwährenden inneren Vorwürfen die Reue zum Vorschein. Auch bei allen diesen Zuständen ist die trübe Stimmung bald Vorläufer, bald Satellit und Echo.

Wo die Stimmung ihrem Tone nach rasch umschlägt und wie eine Wetterfahne sich hin und her bewegt, da nennen wir einen solchen Menschen launenhaft.

Laune in diesem Sinne (nicht in dem anderen, da sie als niederer Grad von Humor, als Jovialität sich kund giebt) ist nichts anderes als ein rasches und unmotiviertes Überspringen aus einer Stimmung in eine andere, ihr entgegengesetzte Stimmung verbunden zugleich mit einem ebenso raschen und unmotivierten Wechsel in den Gegenständen des Verlangens und Verabscheuens. Wo die Laune länger vorherrscht, ist sie mehr oder weniger immer ein krankhaftes Symptom, das entweder auf ein Leiden des sympathischen oder des Cerebralsystems hindeutet. Man denke z. B. an die Launen der Unterleibskranken (die Hypochondrie und Hysterie), an die oft seltsamen Launen der Schwangern und der skrophulösen Kinder. Namentlich der hitzigen Hirnwassersucht bei Kindern und nervösen Fiebern pflegt die launenhafte Verstimmung als Indizium voranzugehen, und auch bei Geisteskranken ist sie höchst ominös.

2. Der zweite Einteilungsgrund führt auf die Unterscheidung zwischen der gehobenen und gedrückten Stimmung hin. Hier handelt es sich darum, ob durch die vorhandene Stimmung die Entwickelung der Vorstellungen befördert oder behindert, sowie ob durch sie das Streben gehoben oder gedrückt wird.

Beide Stimmungen sind, wie überhaupt jede Gemütsstimmung, wesentlich mit durch Nervenstimmungen und dunkle Gemeinempfindungen der mannigfaltigsten Art getragen; aber im ganzen genommen scheinen jene doch weit mehr auf die gedrückte, als auf die gehobene Stimmung einzuwirken, welche letztere in weit höherem Grade durch sinnliche, intellektuelle, ästhetische, ethische, religiöse und soziale Anregungen geweckt und genährt zu sein pflegt. Beide unterscheiden sich auch von der schlechtweg heiteren oder trüben Stimmung durch den Umstand, daß, während dort nur bisweilen, hier immer (und sei es noch so schwach und dunkel) zugleich die Ichvorstellung mit im Spiele ist; denn sie ist es ja vorzüglich, welche in letzter Instanz jenes Gehoben- oder Gedrücktsein trifft.

In der gehobenen Stimmung macht sich ein regerer Fluß,

eine größere Intensität, Fülle und Harmonie der Vorstellungen, ein lebhafteres Spiel der Phantasie, ein frischeres Kolorit und größere Wärme der Gefühle, endlich eine erhöhte Spannkraft der Muskeln und eine gesteigerte Energie des Willens bemerklich. — Dazu ist völliges physisches Wohlsein und die Nachwirkung großer Gedankenmassen nötig. Wir werden daher in dieselbe ganz besonders durch große Meisterwerke der Kunst, durch poetische und musikalische Hochgenüsse, deren Eindrücke noch längere Zeit in uns nachhallen, durch große nationale Scenen oder glückliche historische Katastrophen, die auf schwere Tage der Prüfung, ja vielleicht sogar auf Schreckensscenen folgen, versetzt, und fühlen uns dann in unserem innersten Wesen erfrischt, bisweilen selbst im Charakter gestählt und gefestigt. (Man denke z. B. an die olympischen Spiele, an die Wirkung der Gesänge PINDAR's und TYRTÄUS'; an die hochgetragene Stimmung in allen Gauen Deutschlands nach der Leipziger Völkerschlacht.)

Die gedrückte Stimmung dagegen erhält und vergrößert jene Gedankenebbe, welcher sie zum Teil selbst entspringt, macht die Phantasie lahm, haucht allen Sondergefühlen, die während ihrer Dauer sich entwickeln, ein mattes, düsteres Kolorit an und vermindert nicht selten endlich selbst den Thätigkeitsdrang der Seele bis zur lähmenden Willenslosigkeit.

Diese Form der Gemütsstimmung entstammt ganz besonders unmerklich sich entwickelnden Körperleiden, dunklen Ahnungen und Besorgnissen, der immerfort sich geltend machenden schroffen Verschiedenheit innerer Tendenzen und äußerer Lebensverhältnisse, schmerzhaften, nur in Masse wirkenden Erinnerungen, nagenden Vorwürfen, endlich großen Krisen im privaten und öffentlichen Leben, die sich lange nicht entscheiden wollen, vielmehr mit ihren unberechenbaren Folgen und der Ungewißheit ihres Ausgangs wie ein Alp auf unserer Seele lasten.

Bemerkenswert ist noch an der Stimmung die eigentümliche Wirkung, welche dieselbe auf das übrige Seelenleben in der Weise äußert, daß wir unwillkürlich alles, was uns während ihrer Dauer begegnet, mehr oder weniger vorwiegend in ihrem Lichte sehen.[1] Dasselbe Ereignis wirkt anders in heiterer, anders in trüber Stimmung auf uns. Etwas Unangenehmes, das uns in gehobener, heiterer Stimmung kaum berührt, kann uns in trüber, gedrückter Stimmung

---

[1] Siehe die schöne Gartenscene in Richard II. (III. Akt, 2. Sc.), wo dem trüben Gemüte der Königin keine der vorgeschlagenen Zerstreuungen behagen will.

schon aus der Fassung bringen, uns mit Sorgen und Vorahnungen erfüllen; anderseits können uns wieder in trüber, gedrückter Stimmung ein Kunstgenuß, für den wir in heiterer oder gehobener Stimmung schwärmten, ein Lieblingsbuch, eine Lieblingsbeschäftigung gleichgiltig lassen, vielleicht sogar anwidern. — Selbstverständlich hat hierauf das Temperament seinen Einfluß und nicht minder ganz individuelle Lebensverhältnisse. — Wenn z. B. Jessika[1] zu Lorenzo bemerkt: „Nie macht die liebliche Musik mich lustig", und er darauf erwidert: „Der Grund ist, eure Geister sind gespannt", so liegt der Schlüssel hierzu in ihrem ganzen Lebensdrama. Ihr Aufenthalt im elterlichen Hause mußte nach ihrer Individualität eine fortlaufende Dissonanz sein, und auch jetzt fällt auf ihre Seele noch mancher Schatten. Ein leiser ethischer Tadel über die heimliche Flucht, wie über die Beraubung ihres Vaters (wenn auch unter den milderndsten Umständen begangen), sowie nicht minder Scham über den schmählichen Prozeß Shylock's gegen Antonio motivieren hinlänglich diesen Anflug von Verstimmung.

Welchen enormen Einfluß eine gedrückte Stimmung, sobald sie sich einmal fixiert hat, allmählich über das gesamte Seelenleben zu erlangen, ja, wie sie ihre eigene Färbung selbst den äußeren Lebensverhältnissen des Menschen anzuhauchen vermag, hat uns ebenfalls SHAKESPEARE und zwar an seinem Antonio, dem „königlichen" Kaufmann von Venedig, veranschaulicht. Dieser führt sich gleich im Beginn (1. Akt, 1. Scene) selbst mit den Worten ein:

> „Fürwahr, ich weiß nicht, was mich traurig macht:
> Ich bin es satt; ihr sagt, das seid ihr auch.
> Doch wie ich dran kam, wie mir's angeweht;
> Von was für Stoff es ist, woraus erzeugt,
> Das soll ich erst erfahren.
> Und solchen Dummkopf macht aus mir die Schwermut,
> Ich kenne mit genauer Not mich selbst."

In dieses Selbstbekenntnis Antonio's hat SHAKESPEARE die ganze Motivierung seines späteren Auftretens hineingelegt. Es versöhnt uns dasselbe mit den zwei einzigen Mängeln des herrlichen Mannes, seiner Intoleranz und fast an Übelwollen grenzenden Bitterkeit und Verachtung gegen den Juden und seiner großen Gleichgiltigkeit gegen das Leben, schon bei dem sorglosen Eingehen des Pakts, noch mehr in der Gerichtsscene. Wohl ist es zugleich die sittliche Kraft des edlen Mannes, an dem, wie Bassanio (III. Akt, 2. Scene) bemerkt, „die alte Römerehre mehr erscheint als sonst an wem, der in Italien lebt", was ihn dem Unvermeidlichen gegenüber mit solcher Geduld waffnet; aber nicht geringeren Anteil hat hieran seine, durch die Ereignisse der letzten Zeit gewiß

[1] Kaufmann von Venedig, V. Akt, 1. Scene.

nicht gebesserte, wenn nicht verschlimmerte, trübe, gedrückte Stimmung. Er ist offenbar physisch unwohl, sein Beruf füllt sein hochherziges Gemüt nicht aus, und auch seine Umgebung (die Gratiano's, Solanio's, Solarino's, die, mit Ausnahme Bassanio's, kaum ein Fünkchen seines höher fliegenden Geistes haben und das Leben nur so leicht hinnehmen) vermag ihm die Leere seiner äußeren Lebensverhältnisse nicht zu verhüllen.

Für ihn, der weder in seinem Berufe, noch in seiner Gesellschaft den rechten Ankergrund finden kann, und hier wie dort unbefriedigt bleibt, hat das Leben wenig Reiz; der Tod dagegen mag ihm in solcher Stimmung wohl als Befreier von den drohenden Bürden des Alters erscheinen. Ohne diese ihn ganz beherrschende Stimmung müßte jene resignierte Gleichgiltigkeit gegen das Leben uns einen Zweifel an seiner inneren Freiheit, einen Tadel über seinen Mangel an Selbständigkeit entlocken; denn sie würde auf ihn den Schein werfen, als ob er den tieferen, sittlichen Wert des Lebens nicht begriffen hätte, indem er es so leicht in die Schanze schlägt. Halten wir aber sein edles, wohlwollendes Herz mit seiner peinlichen Stimmung zusammen, so wird er uns zum Gegenstande innigster Sympathie und unwillkürlich müssen wir uns selber sagen: eine so „königliche" Seele hätte ein ander Los verdient!

§. 25. b) Die Gemütserschütterung oder der Affekt.

Der Affekt verhält sich zur Gemütsstimmung wie das (relativ) Vorübergehende zum Bleibenden, — wie die akute Leidensform zur chronischen. Wie schon der ursprüngliche Sinn des Wortes andeutet, bezeichnet der Affekt einen höheren Grad des Ergriffenseins, und man hat sich hierdurch verleiten lassen, die Affekte als gesteigerte Gefühle zu betrachten. So hat z. B. Kant den Affekt definiert als eine Überraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemüts *(animus sui compos)* aufgehoben wird. Dadurch ist zwar der erste Anstoß und die unmittelbare Folge des Affekts richtig hervorgehoben; sein Wesen aber ist verfehlt, indem gleich weiter gesagt wird: „er wächst geschwinde zu einem Grade des Gefühls, der die Überlegung unmöglich macht." — Noch viel verkehrter aber war freilich Wolff's Erklärung der Affekte als ein heftiges Begehren oder Verabscheuen. Damit war der Verwechslung von Affekt und Leidenschaft Raum gegeben. Die beiden letzteren hat die Kant'sche Schule wohl näher unterschieden, aber das Verdienst auf den Unterschied zwischen Affekt und Gefühl hingewiesen zu haben, gebührt erst Herbart. Dieser bekämpfte mit Recht die Ansicht derjenigen, welche den Affekt nur als ein potenziertes

Gefühl erklären, für irrig, weil es „sehr starke, dauernde Gefühle giebt, welche aufs tiefste in die Grundlage eines menschlichen Charakters hineingewachsen sind (z. B. Anhänglichkeit an die Seinigen und an das Vaterland), mit denen der vollkommenste Gleichmut so lange besteht, als nichts Widriges hinzutritt, das eine Reizung mit sich führt.“[1]

In der That, die genannten Gefühle und ebenso das Rechts-, Wahrheits-, Ehrgefühl, das religiöse Gefühl u. s. w. stören, so intensiv sie auch sein mögen, nicht im geringsten den Gleichmut der Seele, so lange die Vorstellungen, die diesen Gefühlen zu Grunde liegen, nicht durch irgend einen schroffen Gegensatz unvermutet getroffen, aus ihrem Gleichgewichte gewaltsam herausversetzt werden. Allerdings pflegt der Affekt aus Gefühlen hervorzugehen, er ist aber von ihnen nicht bloß quantitativ, sondern vielmehr qualitativ verschieden, d. h. er ist nicht bloß eine Steigerung, sondern eine wesentlich abweichende Neubildung, die eine gewaltsame Störung jener Gedankenkreise voraussetzt, worin die betreffenden Gefühle ihren Sitz haben. Das Rechtsgefühl z. B. verwandelt sich erst bei einem frechen Eingriff in unsere oder in eine fremde Rechtssphäre in einen Affekt sittlicher Entrüstung; das Wahrheitsgefühl wird erst zum Affekt, wenn unserer innersten Überzeugung schroff und hartnäckig widersprochen wird; das Ehrgefühl flammt erst dann zur Lohe des Zornes auf, wenn uns jemand verhöhnt oder verspottet, wenn uns das Bild der eigenen Persönlichkeit durch die Verleumdung entstellt entgegentritt, wenn unseren edlen Absichten unlautere Motive unterschoben werden u. s. w. — Ebenso verwandelt sich die stillgehegte Liebe zu den Unsrigen oder zum Vaterlande erst dann in einen Affekt, wenn sie durch eine ernstliche Gefahr bedroht sind. Da steigt unter Umständen Entrüstung, Kummer, Besorgnis, in unserer Seele auf, oder es entzündet sich jene Begeisterung, die uns antreibt, Gut und Blut für die Rettung einzusetzen.

Streng genommen ist der Übergang vom Gefühl zum Affekt nur ein Sprung; sein Eintritt hat immer etwas Unvermitteltes. Jeder Affekt trägt den Charakter einer Störung in dem gewohnten Vorstellungslaufe, einer ungewöhnlichen Bewegung der Vorstellungen nach auf- oder abwärts (daher der Name Gemütsbewegung), einer Unterbrechung der gleichmäßigen Stimmung

[1] Herbart's Lehrbuch der Psychologie. 2. Aufl. S. 82. Vergl. hiermit die Parallelstelle. Psychologie als Wissenschaft. II. Bd. S. 104.

und Gemütsruhe, sowie endlich den der größeren oder geringeren Beirrung der besonnenen Überlegung an sich. Die Störung trifft überdies nicht bloß das Bewußtsein, sondern sie spiegelt sich auch im Organismus in unverkennbaren Symptomen ab, während Gefühle sich in den innersten Herzensfalten verschließen und verbergen lassen. Man denke nur z. B. an das Erbleichen und Erbeben im Schreck und in der Angst, an die Schamröte, an die gewaltsamen, schnaubenden Exspirationen im Zorn, die frequenteren Inspirationen in der Furcht, die Spannung der Muskeln bei den exzitierenden, die Erschlaffung derselben in den deprimierenden Affekten, die vermehrten Sekretionen (der Galle, des Speichels u. s. w.) bei den einen, die zurückgedrängten Absonderungen (z. B. des Eiters) bei den anderen u. dergl. mehr.

I. Diesen Fingerzeigen folgend können wir demnach den Affekt definieren, als die durch einen überraschenden Eindruck bewirkte, vorübergehende Verrückung des inneren Gleichgewichts, wodurch auch der Organismus in Mitleidenschaft gezogen und demgemäß die besonnene Überlegung und freie Selbstbestimmung entweder reduziert, oder sogar momentan aufgehoben wird.

Es ist demnach beim Affekt auf folgende Momente das Augenmerk zu wenden:

1. Die veranlassende Ursache des Affekts ist stets in einer Wahrnehmung zu suchen, welche plötzlich, mit dem Reize der Neuheit, in das Bewußtsein eintritt und den Fluß, der eben im Ablaufe begriffenen Vorstellungen alteriert. Alles Neue wirkt durch den Gegensatz seines Inhalts zu dem Inhalte derjenigen Vorstellungen, die es eben antrifft, auf die letzteren überwältigend; es drängt sie im ersten Moment zurück und erreicht dadurch im Bewußtsein eine ungewöhnliche Höhe. Diese Wirkung ist analog der des Stoßes materieller Elemente, und es können demnach wenige und nicht eben besonders starke Vorstellungen vermöge des Reizes der Neuheit eine Menge an und für sich stärkerer Vorstellungen, wie Drobisch[1] treffend bemerkt, ebenso zurückdrängen, „wie ein Körper von geringer Masse, aber großer Geschwindigkeit durch einen Stoß eine weit größere, ruhende Masse aus ihrem Orte wegzudrängen imstande ist." Eben vermöge dieses Stoßes der neuen Vorstellung auf die vorhandenen erhält der Affekt im allerersten Momente den Charakter der Überraschung.

[1] Empirische Psychologie S. 81.



Die neue Wahrnehmung kann übrigens von außen oder von innen kommen. Von außen kommt sie etwa als ein unsere Existenz bedrohendes Ereignis (Schreck), als eine Verletzung unserer Persönlichkeit, die das Ich zur Gegenwehr aufruft (Zorn), oder als ein unerwartetes Glück (bei der exaltierten Freude).

Die Überraschung kann aber auch von innen kommen, als freisteigende, eben jetzt ganz unerwartet auftauchende Vorstellung, sei es in der Form eines Zweifels, der uns plötzlich unsere Hoffnungen und Pläne auf unwillkommene Weise kreuzt und uns hierdurch mutlos und niedergeschlagen macht; oder in der Form eines Vorwurfs, der uns innerlich beschämt; oder als Gedanke an die ungewisse Zukunft, der in uns Sorge, Furcht, Bekümmernis erregt. — „Auch erschrecken können wir infolge innerer Wahrnehmung, z. B. wenn wir plötzlich gewahr werden, daß wir mit unserem Handeln am Rande eines moralischen Abgrundes schwankten, ebenso ist die Reue in heftigen Gemütern ein Zürnen gegen sich selbst."[1] (Man denke an SOPHOKLES' rasenden Ajax. Ähnliches gilt auch vom Ödipus.)

2. Was zunächst unter diesem Stoße frappanter Wahrnehmung leidet, ist der Gleichmut der Seele, die Gemütsruhe. Absolute Ruhe, absoluter Stillstand ist zwar, solange uns nicht tiefer Schlaf oder Ohnmacht gefangen halten, im Bewußtsein nie zu finden; denn immer befinden sich die Vorstellungen in einer gelinden Schwebe und Bewegung. Im relativen Sinne aber verstehen wir unter Gemütsruhe die mittlere (normale) Intensität, Fülle und Geschwindigkeit des einem gewissen Individuum eigenen Vorstellungslaufes. Man kann auch mit DROBISCH[2] sagen, die Gemütsruhe ist „der mittlere Grad der Spannung der gegenwärtigen Vorstellungen, der von den Extremen der Überfülle und der Leere, der Überspannung und Abspannung gleich weit entfernt ist und daher dem Gedankenlaufe, dem produktiven wie dem reproduktiven, dem Reflektieren und Phantasieren das freieste Spiel verstattet." — „Die Gemütsruhe gleicht dem Wasserstande des Stromes, der zwischen Seichtigkeit und Überschwellung die Mitte hält, oder der mittleren Höhe des Meeres zwischen Ebbe und Flut." „Der Seichtigkeit und der Ebbe, wie der Überschwellung und Flut entsprechen Affekte."

Es ist nun aber weiter die Frage: wie wird denn diese Gemütsruhe gestört, wodurch das innere Gleichgewicht zeitweilig

---

[1] DROBISCH a. a. O. S. 213.
[2] a. a. O. S. 208 u. 209.

aufgehoben? — Die Antwort ist: dadurch, daß zufolge der neuen Wahrnehmung entweder ungleich mehr Vorstellungen aus dem Bewußtsein herausgedrängt werden, als der bloße Gegensatz, welcher unter ihnen obwaltet, nötig macht, oder ungleich mehr in dasselbe eingeführt werden, als sich darin für die Dauer zu erhalten vermögen. — Die neue Wahrnehmung treibt nämlich (wie im Schreck, Erstaunen, in der Furcht) alle eben im Bewußtsein sich entwickelnden Vorstellungen gewaltsam zurück und zwingt sie (unter Beihilfe organischer Einwirkung) noch unter ihren statischen Punkt herabzusinken, oder sie drückt nur einen Teil der älteren Vorstellungen herab und lockt (ebenfalls unter Begünstigung organischer Einflüsse) aus der Seelentiefe eine ungewöhnliche Menge von Vorstellungen hervor, welche während ihres Aufsteigens selber wieder als Reproduktionshilfen für ihre Mitverbundenen fungieren und so auf kurze Zeit das Bewußtsein überfluten, wie im Zorne, Entzücken und der Begeisterung.

In dem einen wie im anderen Falle wird die Spannung der Vorstellungen ungemein erhöht. Im ersteren, weil die plötzlich zum Sinken gezwungenen Vorstellungen aus dem Zustande des aktiven Vorstellens mit einemmal in den des Strebens versetzt sind und mithin auf das Bewußtsein einen summarischen Druck ausüben, im letzteren, weil unter den kumulativ in das Bewußtsein eingeführten, massenhaften Vorstellungen auch mancherlei Gegensätze sich geltend machen müssen.

3. Die weitere Wirkung der erhöhten Spannung unter den Vorstellungen, sowie ihres plötzlichen Steigens und Sinkens ist, daß die Centralorgane des Gehirns, die bei jeder Seelenthätigkeit mitbeteiligt sind, durch die ungewöhnliche Intensität, Fülle und den rapiden Lauf des Vorstellens in ihren eigenen inneren Zuständen ebenfalls eine Verstärkung und Beschleunigung erleiden, während die ungewöhnliche Hemmung und Verlangsamung des Vorstellungslaufs zugleich auch ihre inneren Zustände abschwächen und verzögern muß.

Diese innere Modifikation der Centralorgane muß dann weiter auch entsprechende Veränderungen in den austretenden (leitenden) Nervenfasern zur Folge haben, und da diese auch mit dem sympathischen Nervengeflecht in Verbindung stehen, so pflanzt sich endlich die Exzitation oder Depression, welche das Cerebralsystem erlitten, auch auf die, unter der Leitung des Gangliensystems stehenden vegetativen Systeme über, und es wird durch den Affekt sogar die Assimilation (Vergiftung der Milch durch

Ärger), die **Zirkulation** (Beschleunigung oder Verzögerung des Herzschlags) und die **Respiration** (Exspiration, Inspiration) wesentlich alteriert. — Damit ist die erste Periode der Affektäußerung beschlossen.

4. Ein **neues Stadium** für den Affekt aber beginnt, indem sich nunmehr eine **rückläufige Wirkung** von seiten des Organismus auf das Bewußtsein geltend macht und die zuerst durch die Vorstellungen potenzierten oder depotenzierten (an- oder abgespannten) Centralorgane jetzt wieder ihrerseits auf die Seele zurückwirken, durch ihre gesteigerte Thätigkeit das regere Auftauchen der Vorstellungen begünstigend, durch ihre Herabstimmung die geistige Ebbe vermehrend und forterhaltend. — Es ereignen sich hier eigentlich **ganze Ketten von Aktionen**. Wirkten nämlich früher die Vorstellungen auf das Gehirn, dieses auf das Rückenmark, dann auf die Ganglien und vermittels dieser auf die inneren Organe: so läuft jetzt die Wirkung vom Gefäßsystem zu den Ganglien, von da zum Rückenmark und Gehirn und so zur Seele zurück, in dieser die Aufregung oder Hemmung steigernd und eine Zeit lang forterhaltend.

II. Aus dieser im **Organismus** sich immer weiter **fortpflanzenden** und in ihm (dessen materielle Elemente dem Gesetze der Trägheit unterthan sind) **länger nachschwingenden Wirkung** sind besonders folgende Erscheinungen, die wir begleitende **Folgen** des Affekts nennen können, begreiflich:

1. Erstens erklärt sich schon hieraus das **Angreifende** jedes heftigeren Affektes. Jeder stärkere Affekt durchzuckt den Körper nach Art eines Fiebers, und bei nervösen Personen können sogar Fiebersymptome und lokale Krämpfe augenfällig hervortreten. Das Übermaß unvorbereitet das Gemüt treffender **Freude** kann durch die ungemein verstärkte Thätigkeit des Herzens, indem durch die plötzlichen und starken Kontraktionen desselben Zerreißungen und Blutaustretungen[1] veranlaßt werden, tödlich wirken. Aulus Gellius erzählt hierzu in seinen attischen Nächten manchen interessanten Fall. Ebenso wirkt auch der **Schreck** manchmal tödlich oder verursacht Lähmungen, Irrsinn und Epilepsie. Ferner können Affekte gewisse chronische Krankheitsanlagen begründen oder im Organismus bereits vorhandene Anlagen zur rascheren Entwickelung bringen. Die oft sich erneuernden Aufregungen des Zornes z. B. können durch öftere Ergießung der Galle und Resorption derselben

[1] Ottomar Domrich a. a. O. S. 234.

in die Blutmasse chronische Leiden der Milz oder Leber u. s. w. zur Folge haben.

2. Ferner läßt sich leicht begreifen, weshalb die Vorstellungen ungeachtet des ihnen inwohnenden Zurückstrebens zum Gleichgewicht dieses doch nicht so bald zu erreichen vermögen, vielmehr stoßweise immer von neuem wieder in den anomalen Zustand zurückgeworfen werden.

Man beobachte nur einen Zornigen, wie bei ihm nach kurzen Unterbrechungen die Stoßwellen des Affektes wiederkehren und diese steten Schwingungen sich nur langsam legen. Wären die Vorstellungen lediglich psychologischen Gesetzen überlassen, dann müßte die Lagerung bald erfolgen; so aber werden sie organischerseits hieran verhindert. Deshalb hilft im Affekt kein Rat und kein Zureden, kein Ankämpfen wider die Verkehrtheiten, wozu dieser so oft verleitet, denn nur Vorstellungen lassen sich durch Gegenvorstellungen überwinden, aber keineswegs Nervenzustände und Blutwallungen. Treffend bemerkt in dieser Hinsicht Herbart[1], es passe hier „die Vergleichung mit dem Meere, welches, vom Sturme allmählich aufgeregt, noch eine Weile fortbrauset und die nächste Luftschicht beunruhigt, während schon die Atmosphäre still ist.“ „So wird vom Geiste zuerst der Leib erschüttert, dann aber dauert in diesem die Bewegung fort und gestattet ihrerseits dem Geiste nicht, sogleich die natürliche Lage und Thätigkeit wiederzugewinnen.“ Und später fügt er hinzu: „Es kann wohl auch nicht anders sein. Denn jede Kraft, die einige Zeit lang fortwirkt, beschleunigt in der Körperwelt die entstandene Bewegung und in dem Augenblicke, wo die Beschleunigung aufhört, stockt nicht etwa auch die erzeugte Bewegung, sondern nun gerade erreicht sie ihr Maximum, von welchem sie nur allmählich durch die vorhandenen Hindernisse zurückgebracht wird.“

Deshalb ist es ein richtiger Takt, der im gemeinen Leben die Menschen anleitet, sich vor niederdrückenden Affekten durch leichte Erregungen (vor Furcht und Mutlosigkeit etwa durch ein Gläschen Wein) zu waffnen, bei aufregenden Affekten dagegen beruhigende Mittel (z. B. Magnesia) zu gebrauchen, denn in letzterem Falle werden die Vorstellungen sich eher lagern, sobald nur erst Blut und Nerven beruhigt sind. — Deshalb ist auch Kant's Rat[2] ein wohl motivierter: „Nötigt einen, der zu euch ins Zimmer tritt,

---

[1] Briefe über die Anwendung der Psychologie auf Pädagogik. Kleinere Schriften herausgegeben von Hartenstein. II. Band.

[2] Anthropologie. 2. Aufl. Königsberg 1800. S. 204.

um euch in heftiger Entrüstung harte Worte zu sagen, höflich sich zu setzen; wenn es euch hiermit gelingt, so wird sein Schelten schon gelinder, weil die Gemächlichkeit des Sitzens eine Abspannung ist, welche mit den drohenden Geberdungen und dem Schreien im Stehen sich nicht wohl vereinigen läßt."

Psychischerseits dürfte mitunter ein Affekt sich durch einen ihm entgegengesetzten paralysieren lassen. So wird gewiß in den meisten Fällen die Glut des Zornes durch eine überraschende und zugleich treffende humoristische Bemerkung gedämpft werden. Gelingt es uns, den Erzürnten zum Lachen zu bringen, die Veranlassung seiner Erhitzung als klein und komisch erscheinen zu lassen, so ist gewiß sein Pathos entwaffnet. Noch eindringlicher wohl als diese leichtere, sozusagen intellektuelle Beschämung pflegt bei den Ausschreitungen des Affektes die moralische Beschämung zu wirken; denn sie hebt plötzlich die Ichvorstellung und mit ihr deren Grundlagen, die apperzipierenden Vorstellungsmassen (die herrschenden Maximen des Menschen), und so tritt an die Stelle des Affekts allmählich die Reflexion über sich und seine Verhältnisse. So ernüchtert z. B. den Cassio aus Trunkenheit und Zorneswut die Beschämung, von Othello in Gegenwart anderer, namentlich Desdemonas, seines Postens entsetzt zu sein.

3. Ebenso ist auch leicht abzusehen, wie der Affekt stets die besonnene Überlegung und hiermit auch den freien Willensentschluß beeinträchtigen und gefährden muß. Schon äußerlich an den ungeregelten, eckigen, zwecklosen, unzusammenhängenden Bewegungen läßt sich beinahe bei allen Affekten augenfällig das verlorene innere Gleichgewicht, die gestörte Harmonie der Thätigkeiten, wiedererkennen. Der Erschrockene rennt der Gefahr, der er entgehen will, oft selber entgegen, unternimmt entweder nichts oder das Verkehrteste zu ihrer Abwehr, der Zornige vergißt sich selbst und seine gesellschaftliche Stellung, spricht und thut mancherlei, was ihn, sobald er wieder zur Besinnung gekommen, bitter gereut.

Natürlich, wo schon den Vorstellungen Zwang angethan ist, indem Blut und Nerven ihnen ihre Bewegungen diktieren, wie soll da der aus den Vorstellungen resultierende Wille frei sein? — Freie Entschließung setzt ein ruhiges Erwägen und Wählen voraus, dieses aber vollständige, ungehemmte Entwicklung der Vorstellungen, daran aber fehlt es hier eben. Im deprimierenden Affekt ist das Auftauchen der Vorstellungen unterdrückt, im erhebenden dagegen folgt sie sprungweise zufälligen Assoziationen, während sie

bei dem besonnenen Denken wesentlichen inneren Inhaltsbeziehungen folgen muß. — Darum bleibt denn im Affekt entweder das Urteilen ganz aus, oder es erfolgt ein unrichtiges, einseitiges Urteil, und ein solches kann natürlich nur zu verkehrten, thörichten Handlungen führen.

4. Ebenso ist es eine natürliche Folge psychologischer und physiologischer Ursachen, daß der Affekt auf seinem Kulminationspunkte dem Menschen momentan die Sprache raubt. — Der lähmende Affekt macht stumm aus Mangel an Vorstellungen, denn bei ihm ist das Charakteristische die zeitweilige Hemmung der Nerven- und Muskelszustände — (der Schreck giebt oft das Bild des Erstarrens, der Katalepsie) — und daher auch die Stockung des Vorstellungslaufs. Bei den erhebenden Affekten aber wird das Sprechen aus Überfülle an Vorstellungen unmöglich. Da entwickelt sich nach kurzer Stockung und Stauung eine anschwellende Springflut, ein chaotisches Drängen, eine Gedankenjagd, welche es nicht gestattet, daß sich die Vorstellungen in geordnete Reihen ausspinnen, wie das eben zum Aussprechen unausweichlich notwendig ist, denn da muß Vorstellung nach Vorstellung in bestimmter Abfolge kulminieren, ihren Ausdruck finden und alsbald der folgenden Platz machen, die nun zu Worte kommt.

5. Mit alledem hängt endlich auch zusammen die mangelhafte Orientierung des vom Affekte Bewältigten über sich selbst und seine Umgebung. Namentlich beim Schreck greift die Hemmung, welche zunächst die im Bewußtsein vorgefundenen Vorstellungen trifft, immer tiefer und tiefer durch die Schichten der Vorstellungen hindurch bis zu der Centralvorstellung „Ich“, und so ist es denn natürlich, daß bei dem allmählichen Weichen der Hemmung der sich in etwas wieder Sammelnde, aber doch noch immer nicht zum vollen Bewußtsein Gelangte, fragt: „Wo bin ich?“ — Auch dem Zornigen kommt bisweilen die Frage: „Wer bin ich denn?!“ — ein Zeichen, daß er sich auf Augenblicke selbst verloren hatte. Ahnlich sagt man auch von demjenigen, den der Freudenrausch über ein unverhofftes Glückslos ins Schwärmen versetzt hat, er sei „außer sich“ gekommen. Natürlich, die herrschenden Maximen, die den getreuesten Spiegel abgeben, darin ein jeder sein wahres Ich erblickt, waren bei der eingebrochenen inneren Anarchie zeitweilig abhanden gekommen, und mit ihnen auch das Abgespiegelte: das Ich.

III. Das über Wesen und Folgen des Affekts Entwickelte

kann uns zugleich als Wegweiser bei der Einteilung der Affekte dienen. Hierbei ist besonders auf folgende vier Punkte zu achten:

1. Zunächst ist zu berücksichtigen, was mit den Vorstellungen geschieht, ob die Reproduktion oder die Hemmung vorherrscht, ob die Intensität des Vorstellens erhöht oder herabgemindert, der Horizont des Bewußtseins erweitert oder verengert, der Rhythmus des Vorstellungslaufs beschleunigt oder verzögert wird?

2. Ferner kommt in betracht, welcher Gefühlston vorherrscht, welche Gefühlsschattierungen und Gefühlskontraste hierbei zum Vorschein kommen, ob die Befriedigung oder Nichtbefriedigung, ob das Kraft- oder das Schwächegefübl vorwaltet?

3. Nicht minder ist zu beachten, in welches Verhältnis sich der Affekt zum Streben stellt, ob letzteres durch ihn gehoben oder gedrückt erscheint, ob das anziehende Verlangen, oder das abstoßende Verabscheuen die Oberhand behält?

4. Endlich ist auch noch zu veranschlagen, in welcher Verfassung sich hierbei der Organismus befindet, ob die physiologische Resonanz oder der physiologische Druck vorwaltet, d. h. ob das in seiner Thätigkeit potenzierte Nerven- und Gefäßsystem die Seelenthätigkeit unterstützt und fördert, oder ob dasselbe, in seiner eigenen Lebensäußerung geschwächt, zugleich auf den Vorstellungslauf, das Gefühl und das Streben hemmend und herabstimmend wirkt?

Je nachdem man nun auf den einen oder den anderen der vier Punkte vorwiegend das Augenmerk richtet, können verschiedene Einteilungen zu stande kommen, welche jedoch im Wesen übereinstimmen. In betreff des ersten Punktes läßt sich unterscheiden zwischen entbindenden und beschränkenden Affekten, oder näher zwischen solchen aus Gemütsüberfülle und Gemütsleere (Drobisch), nach dem zweiten Punkte, zwischen rüstigen und schmelzenden (F. A. Carus), dann zwischen vorwiegend angenehmen oder vorwiegend unangenehmen, nach dem dritten zwischen sthenischen und asthenischen (Kant), endlich nach dem vierten zwischen exzitierenden und deprimierenden, oder, mit schärferer Hervorhebung der Form des physischen Einflusses, zwischen Affekten aus physiologischer Resonanz und Affekten aus physiologischem Drucke stammend.

Faßt man jedoch alle vier Momente gleichmäßig zusammen und verallgemeinert den Gesichtspunkt nach den in allen jenen Beziehungen vorwiegenden Grundtypen, so kann man sie in folgende zwei Hauptgruppen zusammenstellen:

A. Affekte der aktiven oder Plusseite.	B. Affekte der passiven oder Minusseite.
Angenehme Überraschung.	Beklommenes Staunen.
Plötzliche Erheiterung.[1]	Verlegenheit, Verblüffung, plötzliche Verstimmung.
Lustigkeit.	Schmerzliche Überraschung.
Ausgelassenheit.	Anwandlungen von Kummer und Traurigkeit.
Freudenrausch.	Bangigkeit.
Entzücken.	Niedergeschlagenheit.
Mut.	Kleinmut.
Zorn.	Scham.
Groll, Ärger, Ingrimm.	Furcht, Angst.
Bewunderung.	Schreck.
Begeisterung.	Grauen.
Schwärmerische Ekstase.	Entsetzen.
	Reue.
	Verzweiflung.

Sehen wir uns die Glieder der einen und der anderen Reihe näher an, so werden wir an denen der ersten in Anbetracht der in den Vordergrund tretenden Phänomene die aktive Natur nach allen vier Richtungen hin vorwalten sehen. Es zeigt sich nämlich hier eine vorwiegende Aufwärtsbewegung (Steigen), ein massenhaftes Zuströmen, zumeist auch ein rascheres Tempo der Entwickelung der Vorstellungen, ferner vorwiegendes Kraftgefühl, sodann eine größere Muskelelastizität und Thatkraft, endlich physiologische Resonanz und hiermit gesteigerte Lebensempfindung.

Innerhalb der zweiten Reihe herrscht dagegen die Passivität vor, denn hier ist die Abwärtsbewegung (Sinken), Armut, Leere und verlangsamte Abwicklung der Vorstellungen vorherrschend.[2] Ebenso prävaliert hier auch das Schwächegefühl, verminderte Spannkraft der Muskeln, Erschlaffung des Willens oft bis zur temporären Willenslosigkeit. Endlich wird sich auch der physiologische Druck (bald dieses, bald jenes System mehr berührend) und mithin eine gesunkene und herabgestimmte Vitalempfindung bald mehr, bald weniger bemerklich machen.

[1] Gleichmäßige Heiterkeit ist Stimmung und nicht Affekt.

[2] Will man sich das recht grell vergegenwärtigen, denke man (bezüglich des Ausdrucks der Trauer) sich einen Leichenmarsch mit vorherrschendem Forte, reichen verschlungenen kontrapunktischen Figurationen und rapidem Tempo. Ist ein solcher wohl denkbar?

In Betracht der bereits § 10 und § 24 eingestreuten Bemerkungen können wir uns einer Detailbesprechung der einzelnen Affekte umsomehr entschlagen, als sich auf die kurz und meisterhaft entworfenen Lineamente derselben bei Drobisch (§§ 83 bis 86) hinweisen läßt. — Wer sich namentlich um die organischen Reflexe bei den einzelnen Affekten interessiert, sei auf die gediegenen Forschungen Lotze's und Domrich's hingewiesen. (Bei ersterem wären in dessen „medizinischer Psychologie" die Nummern 441—450, bei letzterem das ganze IV. Kapitel seines mehrerwähnten schätzbaren Werkes einzusehen.)

Nur so viel sei hier noch bemerkt, daß für die einzelnen Affekte sich Dispositionen teils physischer, teils psychischer Art vorfinden, welche nur auf den geeigneten Reiz von außen warten, um loszubrechen. — In physischer Hinsicht sind besonders die Struktur des Nerven-, Muskel- und Gefäßsystems, das hiermit zusammenhängende Temperament und die etwaigen Krankheitsanlagen des Individuums maßgebend. So wird z. B. der rüstige und gesunde Mensch (natürlich alles Übrige gleich gesetzt) mehr zu den Affekten der aktiven, der schwächliche, nervös überreizte, mehr zu denen der passiven Seite hinneigen, der Sanguiniker mehr zur Lustigkeit und Ausgelassenheit, der Melancholiker mehr zur Grämlichkeit und Niedergeschlagenheit neigen, bei Leber- und Milzleiden wird mehr der Ärger, bei hektischer Anlage mehr Schreck und Angst vorherrschen.[1] — Selbst in der Tierwelt treten in dieser Beziehung auffallende Unterschiede hervor. — So ist z. B. der vorherrschende Affekt beim Hunde (namentlich dem Kettenhunde) der Zorn, dagegen bei der Katze die Furcht.

Innerhalb der psychischen Sphäre haben auf die Entwicklung gewisser Affekte die vorherrschenden Stimmungen, Lieblingsneigungen, Angewöhnungen, die Erziehung (ob verzärtelnd oder abhärtend), die äußeren Lebenssituationen (Einklang und Gleichgewicht, oder Widerstreit und Opposition in der nächsten Umgebung), ja selbst der Geist der Zeit und der Gang der Weltereignisse einen entscheidenden Einfluß. Eine politisch bewegte Zeit z. B. ist ein wahrer Tummelplatz der Affekte, aufregender für die dominierende, niederschlagender für die unterdrückte Fraktion. Sie weckt heftige Leidenschaften, und diese sind die stets glimmenden Herde, auf denen Affekte jederlei Art ausgekocht werden. Bei jeder Leiden-

---

[1] Man denke an Marie Beaumarchais in Goethe's Klavigo.

schaft, sie führe einen Namen, welchen sie wolle, bricht nämlich der Affekt alsbald hervor, sofern eine unvermutete Störung jene Gedankenkreise trifft, darin diese wurzelt. (Man denke z. B. an das Rasen Ferdinand's in Kabale und Liebe bei dem drohenden Verluste Luisens.)

Das physische und psychische Naturell des Individuums vermag endlich auch die Detailerscheinungen der einzelnen Affekte wesentlich zu modifizieren. So wirkt z. B. auf einige Menschen die Angst förmlich betäubend, ja versteinernd, Hände und Füße sind schlaff, und sie kommen nicht von der Stelle, als wären sie erstarrt. Andere alarmiert die Furcht nach kurzer Verblüffung zu ungewöhnlicher Rührigkeit, sodaß sie etwa in Feuers- oder Wassersgefahr Lasten fortschleppen, die sie im neutralen Zustande kaum heben würden. Ähnliches bemerken wir auch bei dem Zorne. Manchen Individuen steigt hierbei eine fliegende Röte ins Gesicht, manche macht er ungewöhnlich blaß; einige entwickeln einen sprudelnden Redefluß, andere macht er schweigsam und ihre ganze Kraft ist wie in einem Punkte zu späterem Widerstande kondensiert.[1]

Diese Abweichungen von der herrschenden Phänomenologie der Affekte können jedoch keineswegs jene oben gezogene Grenzscheide in Frage stellen. Dort hat man sich an die Erscheinungen im Großen und an den Gesamtverlauf des Affekts zu halten, und darnach ist Zorn ein Affekt von vorwiegend aktiver, Angst dagegen einer von vorwiegend passiver Natur. Bei der Fixierung individueller Nüancen der Affekte faßt man hingegen vorherrschend bloß einzelne Stadien und Stufen desselben ins Auge. Man darf daher durch das letztere sich nicht in dem summarischen Blick auf das Ganze des Affekts und seine durchschnittliche Wirkung beirren lassen.

1. Gelegentlich mag hier noch des Unterschiedes von Leidenschaft und Affekt Erwähnung geschehen. Erstere pflegt aus ungehüteten Begierden ebenso zu entstehen, wie Affekte aus heftigen Empfindungen, aus Stimmungen und Gefühlen entspringen. Verletzung, zumal der höheren Gefühle, ruft ebenso sicher den Affekt hervor, als Opposition gegen Lieblingsneigungen zur Leidenschaft anfacht. Die Leidenschaft ist nämlich eine fixierte und vorwiegende Disposition zu einer bestimmten Art von Begehren, welches der Leitung durch die Ver-

---

[1] Vergl. hier die feinen Bemerkungen KANT's. Anthropologie 2. Aufl. S. 216 (§. 75).



nunft widerstrebt; vielmehr selber den Gedankenlauf und die Gefühlsrichtung des Individuums beherrscht.

Die Leidenschaft ist sonach ein überwiegend psychisches Produkt und hängt mit der Physis nur durch die Wurzelfasern der sinnlichen Triebe entfernter zusammen, während am Affekt Physis und Psyche gleichen Anteil haben und der organische Eindruck hierbei ein direkter ist. Die Leidenschaft entwickelt sich ferner nur langsam, sozusagen verstohlen, und wächst in kontinuierlichen, kaum merklichen Übergängen; der Affekt dagegen entwickelt sich plötzlich und erreicht sehr bald seinen Kulminationspunkt. Die Leidenschaft beharrt wie ein chronisches Übel; der Affekt verfliegt wie ein Rausch, oder legt sich wie ein Paroxismus. Die Leidenschaft schärft den Verstand, macht ihn jedoch zugleich einseitig und sophistisch; sie weckt auch das Gefühl und vertieft es zum Teil, aber sie macht zugleich engherzig und verfälscht das Gemütsleben, insofern als sie ihr Lieblingsinteresse zum exklusiven erhebt. Anders der Affekt; dieser lähmt temporär den Verstand und plattet das Gefühl ab, doch ohne es zu verfälschen. Die Leidenschaft raubt dem Menschen seine Willensfreiheit auf die Dauer; der Affekt legt ihr nur momentan Fesseln an. Erstere führt darum, weil zur Unfreiheit, zugleich zur Unsittlichkeit, während umgekehrt der Affekt bisweilen geradezu sittlichen Ursprungs sein kann. Man denke z. B. an den Kunstenthusiasmus oder an jenen heiligen Zorn, der sich in edlen, hochherzigen Menschen regt, wenn sie Erhabenes entwürdigt, Heiliges in den Staub getreten sehen.

Höchst geistreich sind in dieser Hinsicht die Gegenüberstellungen dieser beiden Zustände bei Kant: „Der Affekt (sagt er) wirkt wie ein Wasser, was den Damm durchbricht; die Leidenschaft wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt. Der Affekt wirkt auf die Gesundheit wie ein Schlagfluß; die Leidenschaft wie eine Schwindsucht oder Abzehrung. Er ist wie ein Rausch, den man ausschläft, obgleich Kopfweh darauf folgt; die Leidenschaft aber wie eine Krankheit aus verschlucktem Gift oder Verkrüppelung anzusehen, die einen inneren oder äußeren Seelenarzt bedarf, der doch mehrenteils keine radikale, sondern fast immer nur palliativ-heilende Mittel zu verschreiben weiß." „Affekte sind ehrlich und offen, Leidenschaften dagegen hinterlistig und versteckt."[1]

Wenn aber Kant (ebenda) behauptet: „Wo viel Affekt, ist gemeiniglich wenig Leidenschaft," so ist das *cum grano salis* aufzunehmen. Denn einerseits liegt in der Leidenschaft selbst eine reiche Quelle von Affekten, die alsbald hervorbrechen, wenn der Leidenschaftliche in seinem blinden Vorwärtsstreben auf unbesiegbare Hindernisse stößt; anderseits können oft sich wiederholende Anreize zu gewissen Affekten diese fix und habituell machen und hierdurch eine bestimmte Art leidenschaftlichen Verlangens oder Verabscheuens begründen.

[1] Kant's Anthropologie 2. Aufl. S. 204.



Herbart sagt darüber in einer klassischen Stelle:[1] „Die Leidenschaften sind der Ausdruck des rohen psychischen Mechanismus, wie er sich da erzeugt, wo natürliche Begierden lange unbefriedigt blieben, wo alte Gewohnheiten ohne Schonung Gewalt erleiden, wo betäubende Genießungen öfters wiederkehren, wo einerlei Affekt sich unbewacht und ungedämpft durch fortwährende Reizung erneuert, wo das wahre ästhetische Urteil ungebildet blieb und dagegen vorgespiegelte Güter und Übel den Geist lange beschäftigen, und wo die Spannung, der Krampf, welcher in solchen Lagen entstand, die Vorstellungsreihen hier hemmte, dort verknüpfte, sodaß die Reproduktionsgesetze sich darnach einrichten, von allen Seiten auf denselben Punkt zurückkehren und hierdurch unter wechselnden Umständen doch immer dieselben Leiden erneuern." Später (S. 117) bemerkt derselbe: „Was hindert uns anzunehmen, daß die Raubsucht des Tigers und der Hyäne eine Leidenschaft sei, die aus öfterem, unbefriedigtem Hunger entstand und alsdann habituell wurde."

2. Auch für das Studium der Affekte in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen bleibt Shakespeare eine unerschöpfliche Fundgrube. Wollte man in dieser Beziehung auf alle die einzelnen Meisterzüge seiner reichen Seelengemälde hinweisen, so würde dies eine eigene und umfangreiche Monographie erheischen. Darum nur einige wenige Fingerzeige.

Wie genial und tief psychologisch ist z. B. der Ausbruch des Zorns bei Richard II. in der Schlußscene (im Kerker) motiviert, als ihm der Gefangenwärter das Essen bringt, und aufgefordert, wie er sonst gethan, vorher selbst davon zu kosten, dies mit den Worten kurzweg verweigert:

„Ich darf nicht, Herr; Sir Pierce Exton, der
Kürzlich vom König kam, befiehlt das Gegenteil."

Exton befiehlt und er, der Gesalbte, der König, soll einem Unterthan sich fügen; das ist für ihn zu viel! Erinnern wir uns nur, wie er nicht lang vorher (III. Akt, 2. Sc.) noch von der Majestät des Königtums durchdrungen und hinter diesem Wall sich unantastbar wähnend der Überzeugung lebte:

„Nicht alle Flut im wüsten Meere kann
Den Balsam vom gesalbten König waschen;
Der Odem irdischer Männer kann des Herrn
Geweihten Stellvertreter nicht entsetzen.
Für jeden Mann, den Bolingbroke gepreßt,
Den Stahl zu richten auf die goldne Krone,
Hat Gott für seinen Richard einen Engel
In Himmelssold: mit Engeln im Gefecht
Besteht kein Mensch; der Himmel schützt das Recht."

Und derselbe Bolinbroke, der Gehaßte und Verbannte, ist jetzt König, sein König; er selber des Unterthans (Exton) Unterthan! Sein sonst nur an Schmeicheleien gewöhntes Ohr soll jetzt den Widerspruch eines niedern Knechts ertragen, er, der noch kürzlich in Saus

[1] Herbart, Psychologie als Wissenschaft. II. (analytischer) Teil. S. 115.

und Braus geschwelgt, soll jetzt aus eines Schergen Hand sein Gnadenbrot empfangen und dabei noch um sein Leben zittern; wenn er es genießt, bei jedem Bissen denken, es sei Gift darin! Aber mehr als dies Gift haßt er Heinrich Lancaster; mehr als der bedrohte Lebenstrieb, ist es der verletzte Stolz, der in seiner Seele aufgärt. Das einzige Wort „König" aus des Gefangenwärters Munde wirkt darum mit dämonischer Gewalt; denn es weckt einen gewaltigen Gegensatz: Heinrich's Erhebung und seine eigene tiefe Erniedrigung. Daher die Zorneswelle, die sein Herz überflutet und ihn in die Worte ausbrechen läßt:

„Der Teufel hole Heinrich Lancaster und dich!
Geduld ist schal und ich hab's nun genug."

Er, der sonst so unschlüssige, der verweichlichte Genußmensch, der noch unlängst (siehe des V. Aktes 4. Scene zu Anfang) Ruhe genug zu breit umherschweifender Reflexion besaß, entwickelt in dieser Aufstachelung seines Selbstgefühls den Mut eines verwundeten Löwen.

Shakespeare's Hauptwerke: Lear, Hamlet, Othello, Richard III. u. s. w., die so reich sind an seltsamen Enthüllungen des innersten Seelenlebens, nur einfach erwähnend, machen wir bloß noch auf eine geniale Scene in einem seiner untergeordneten Dramen aufmerksam. Es ist des V. Aktes 2. Scene in „Perikles, Fürst von Tyrus", die uns diesen, ergriffen vom Freudenrausche über das unverhoffte Wiederfinden seiner totgeglaubten Tochter Marina, vorführt. Unnachahmlich wahr zeigt der Dichter-Philosoph, wie in der Seele des Überglücklichen die unerwartete Freude die verborgenen Schleusen der Reproduktion öffnet; wie eine irre Flut der verschiedenartigsten Vorstellungen durch das ungewöhnlich erweiterte Bewußtsein treibt; wie das wilde Überspringen von Gedanken zu Gedanken wieder zeitweilig durch eine Stockung und Stauung derselben unterbrochen wird; wie sich in den größten Jubel leise Zweifel mischen, ob denn auch dies alles wahr? ja wie aus dem Hintergrunde der Seele instinktiv sogar die Furcht, dem Übermaße der Freude zu erliegen, aufsteigt, sodaß er in der höchsten Aufregung seinem Freunde Helikanus zuruft:

„O Helikanus, schlag' mich, edler Freund!
Verwunde mich, mach' mir fühlbaren Schmerz;
Daß nicht dies Freudenmeer, das auf mich stürzt,
Die Ufer meines Lebens überschwelle
Und mich in Lust ertränk'."

Grundlegung

zur

Lehre vom erziehenden Unterricht.

Von

Tuiskon Ziller,

weil. Professor der Universität Leipzig.

Zweite verbesserte Auflage,

mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses des Verfassers

herausgegeben von

Theodor Vogt,

Professor an der Universität Wien.

gr. 8. 1884. geh. ℳ 8.—

Daß der Unterricht erziehend wirken solle, ist heutzutage ebenso bekannt als anerkannt. Wie außerordentlich verwickelt aber diese Forderung ist, welche große Umsicht und Einsicht nötig ist, um sie nach allen Seiten hin erfüllen zu können, dies haben vor dem Erscheinen der Ziller'schen Grundlegung viele kaum geahnt, keiner vollständig zu übersehen vermocht. Schon darum ist das Werk ein epochemachendes zu nennen. Von der Unterscheidung des erziehenden und nicht erziehenden Unterrichts angefangen bis zu den Modifikationen, welche die Individualität notwendig macht, werden alle Rücksichten, die der erziehende Unterricht in Ansehung der Bedürfnisse des Staats und der Schule, der Unterrichtsmedien und der Hauptrichtungen geistiger Thätigkeit zu nehmen hat, ebenso alle Forderungen, die sich aus dem richtig aufgefaßten und würdigeren Zwecke desselben ergeben, in einer pünktlich fortschreitenden Untersuchung erörtert, psychologisch und ethisch begründet und gegen alle anders beschaffenen Anschauungen, wie sie die Geschichte des Unterrichts und die gesamte Litteratur der Gegenwart darbietet, gesichert, so daß der Leser in allen einzelnen Fragen auf eine instruktive Weise philosophisch und historisch orientiert wird.

Aber auch noch aus einem andern Grunde ist das Werk epochemachend. Ziller steht, obwohl er ein philosophischer Pädagog ist, im strengen Gegensatze zu jenen pädagogischen Schriftstellern, die bei der abstrakten Betrachtung stehen bleiben, auf die konkreten Bedürfnisse der Schule keine oder wenig Rücksicht nehmen und eben darum von den praktischen Schulmännern ignoriert werden; denn darauf ist sein Hauptaugenmerk mit gerichtet, daß die abstrakten Lehren fortgebildet werden bis zu jenen konkreten Bedürfnissen oder, wie er sagt, „daß bestimmte Imperative für die Praxis dargeboten werden." Daher die Konturen des großen Konzentrationsplans im Anschluß an ethische Betrachtungen und den psychologischen Begriff der Persönlichkeit und zahlreiche der speciellen Methodik angehörige Weisungen schon hier gegeben werden. Herbart sagte von seiner Allgemeinen Pädagogik: „Dies Büchlein ist zu dunkel, um zu wirken." Von Ziller's Grundlegung aber kann man behaupten: sie ist hell genug, um zu wirken, und gewiß jeder Lehrer, der sie aufmerksam gelesen, wird bestätigen, daß er viele Anregungen empfangen und mannigfachen Nutzen davongetragen hat.

